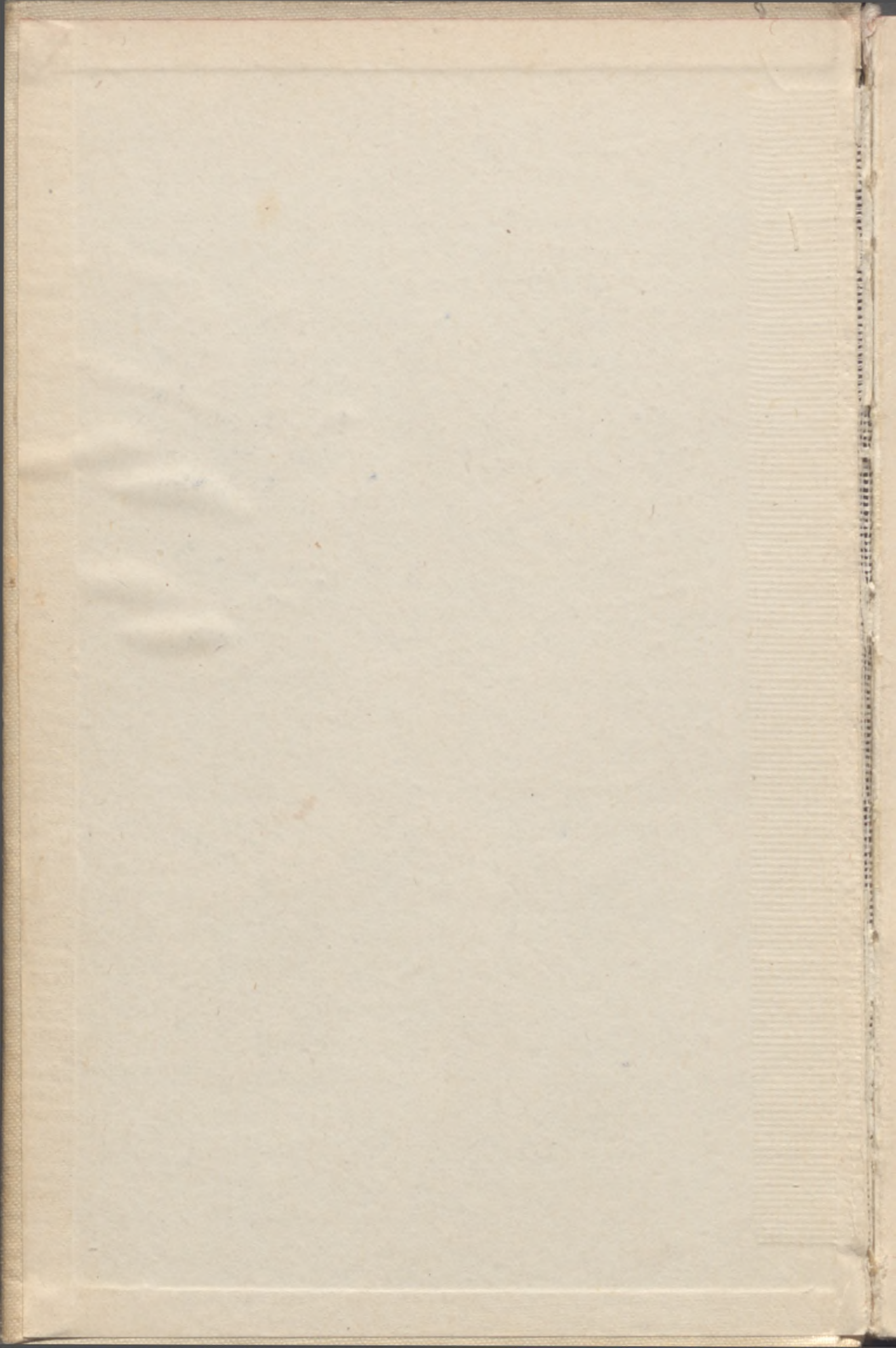
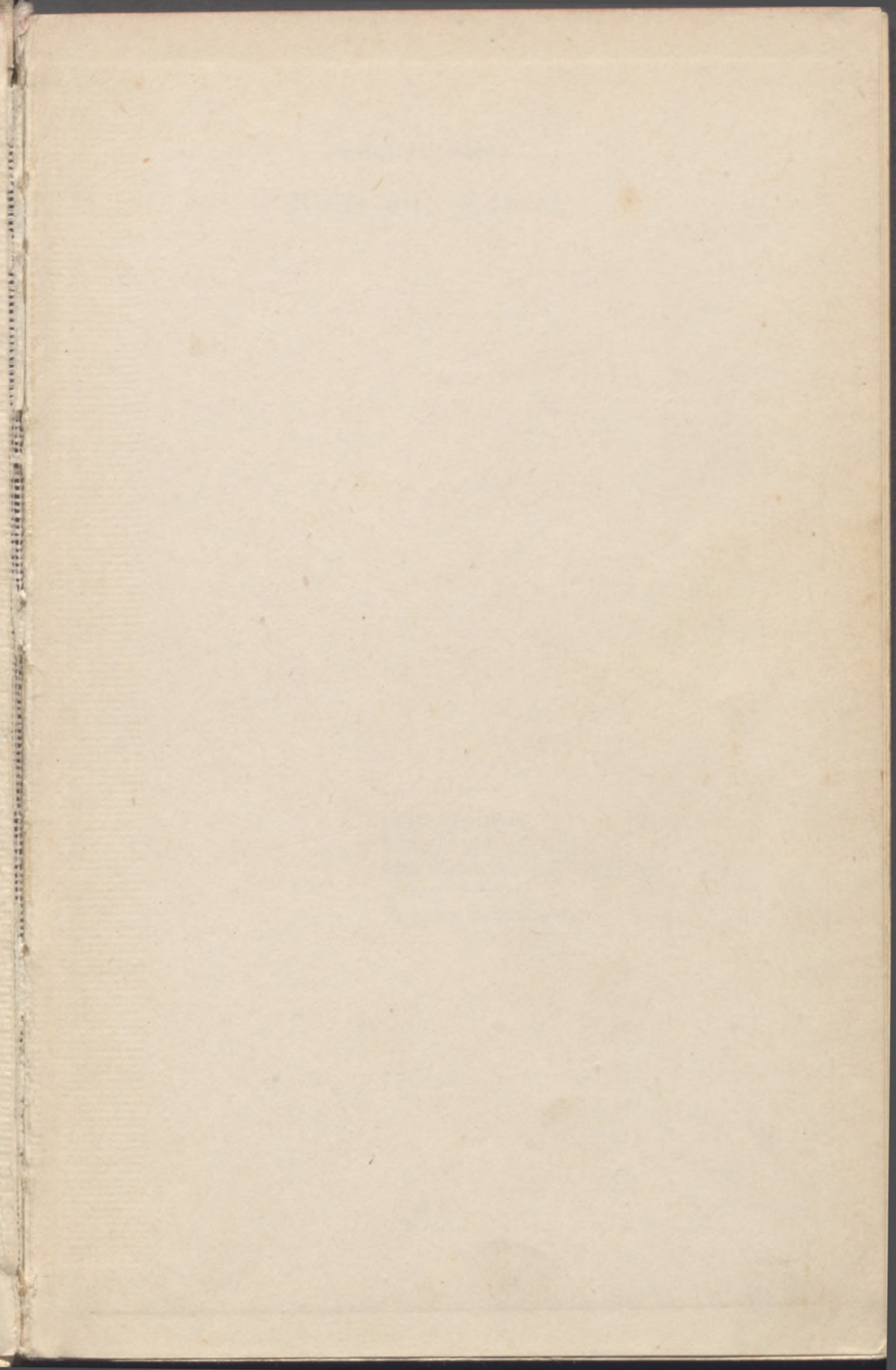
S. Kadner: Rasse und Humor

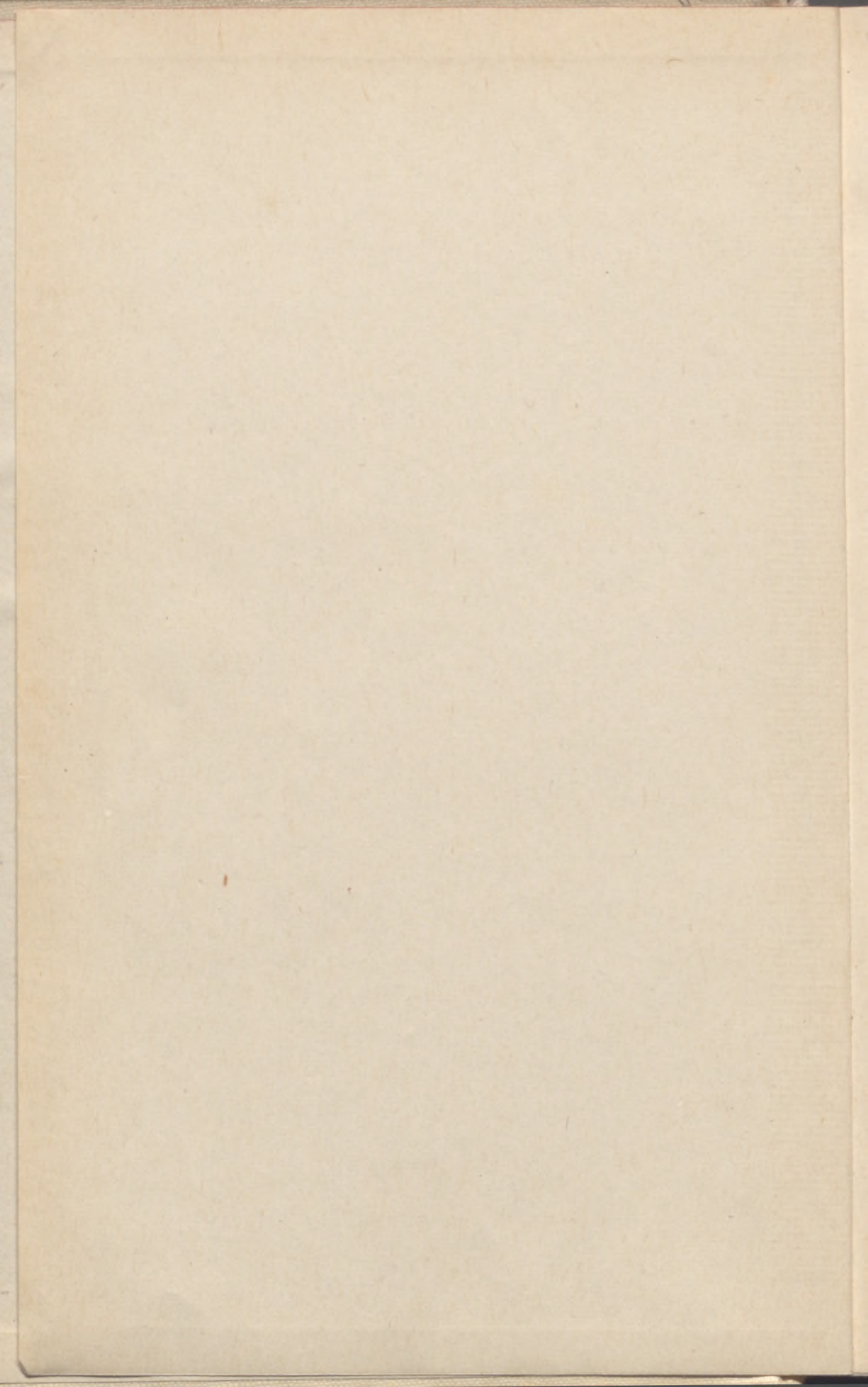
Siegfried Kadner

Rasse und Humor





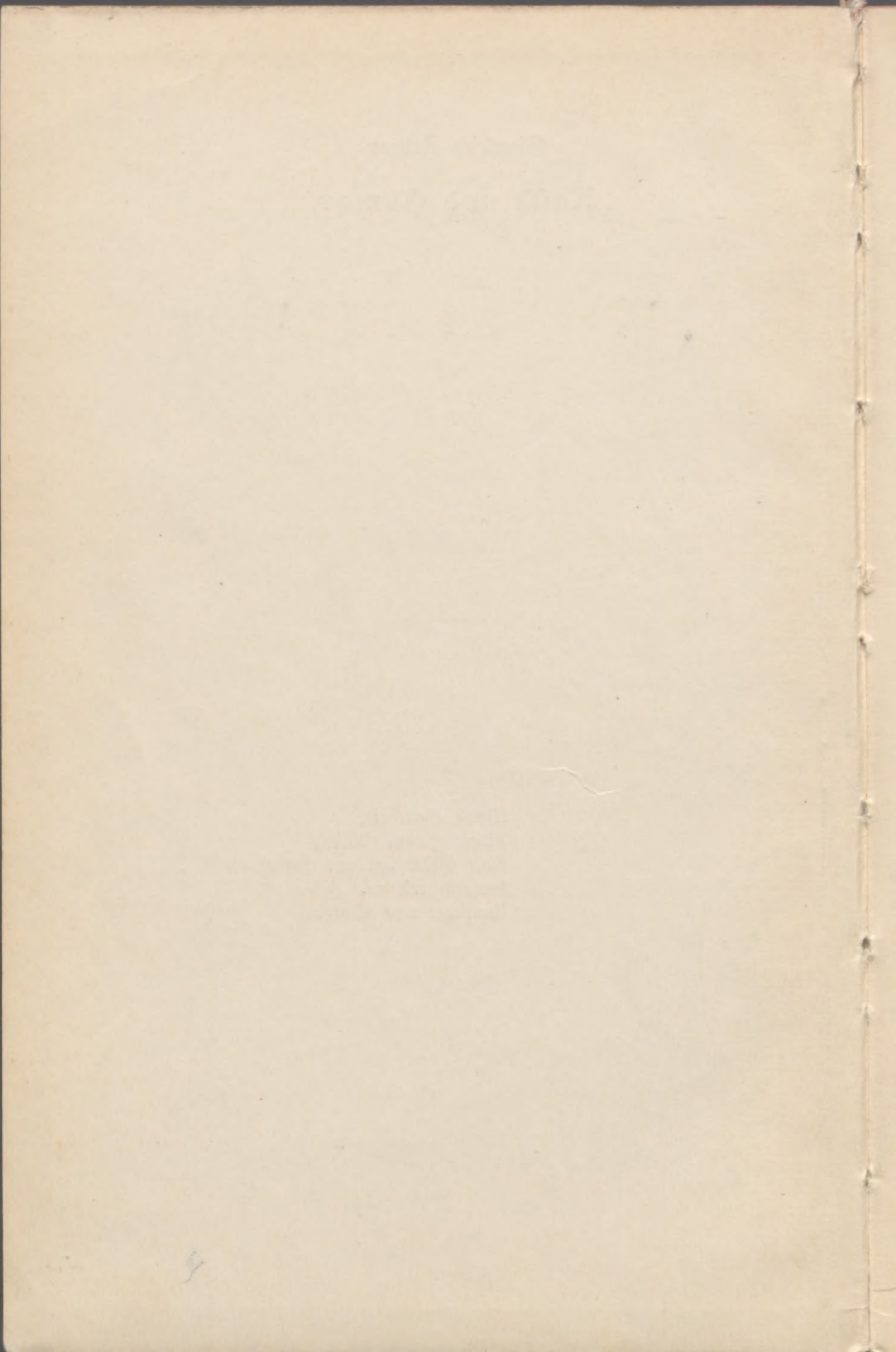




Siegfried Kadner

Rasse und Humor

Milde Gottheit,
Allgütig dem Guten,
Läßt Glück ihn und Zwiespalt
Lachend erleben,
Ausfahrt und Einkehr.



Rasse und Humor

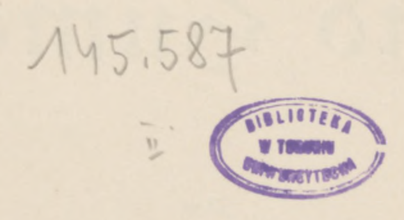
Von

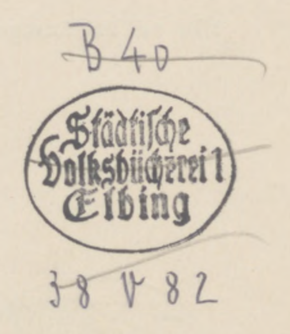
Siegfried Radner

Mit 50 Abbildungen



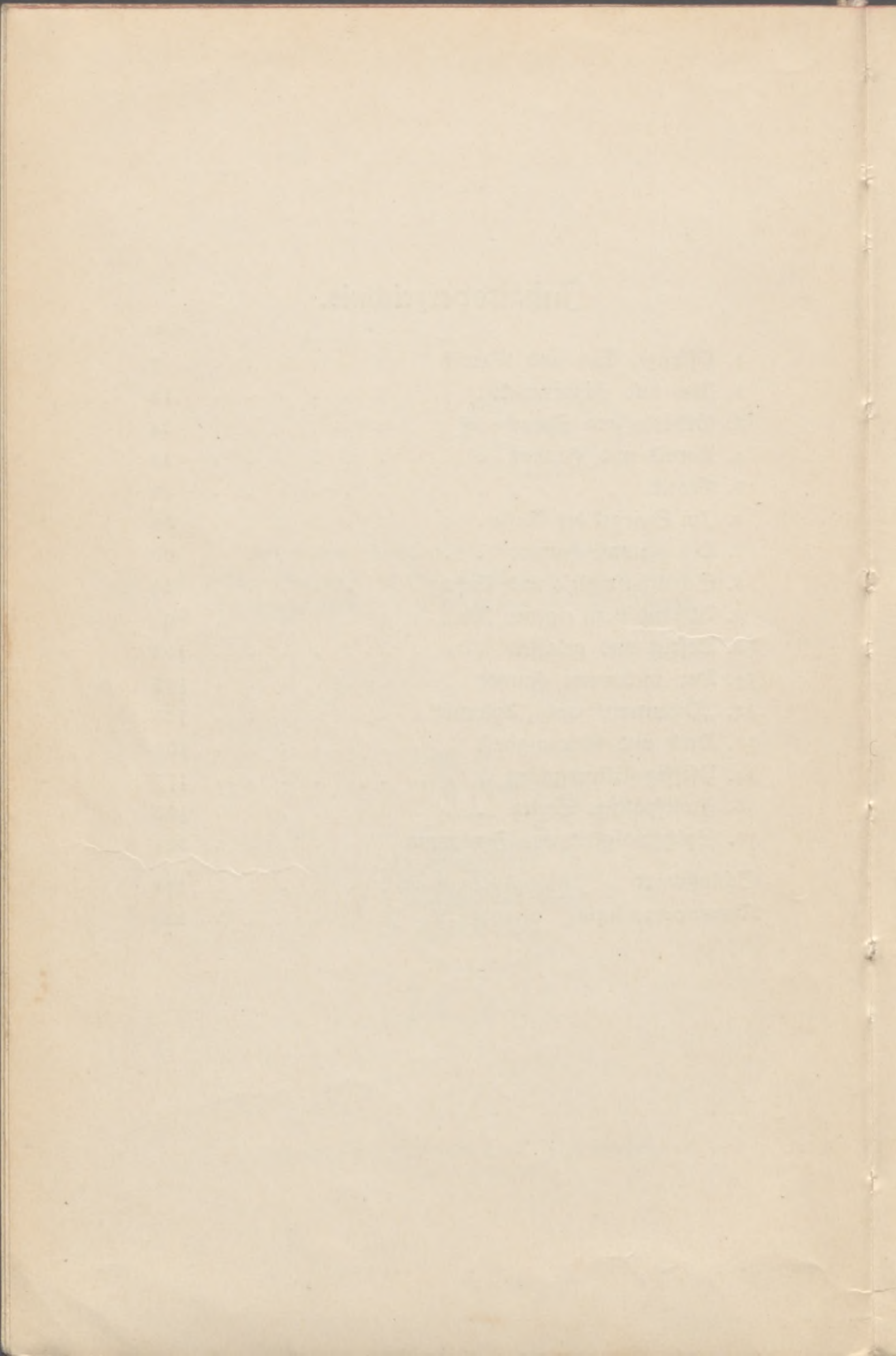
J. F. Lehmanns Verlag / München





Druck von Dr. F. P. Datterer & Cie., Freising-München.
Printed in Germany.

Inhaltsverzeichnis.



1. Pflanze, Tier und Mensch.

Pflanzen und Tiere sind ernsthafte Geschöpfe, und ernst sind die Landschaften mit Hügel, Berg und Strom, mit Felsen, Seen und Gebirgen, die sich vor dem Blick des Menschen ausbreiten. Erhaben, schrecklich, lieblich oder bezaubernd vermag der Anblick einer Bergschlucht, eines besonnten Waldtales oder der sturmdurchwühlten See zu sein, rührend das Erlebnis eines Geranienstöckchens, das in lichtloser Kellerwohnung das vergilbende Blattwerk der spärlichen Sonne entgegenstreckt. Eins aber fehlt gemeinsam all diesen Eindrücken: sie können nie komisch, nie lächerlich sein. Wohl spricht man gelegentlich von den lachenden Gestaden an der blauen Adria. Aber dann ist es die eigene, erlebnisfrohe und heitere Grundstimmung, die freudige Aufnahmebereitschaft den Sinneseindrücken gegenüber, die den Beschauer veranlaßt, das in ihm webende und entstehende Seelenbild in die seelenlose und gegenständliche Welt vor ihm hineinzudeuten.

Von jeher hat der Mensch dieses Beseelungsbedürfnis dem bewegten Kräftespiel der Natur und der landschaftbildenden starren Erdkruste gegenüber empfunden. Die Entstehung des Naturmythus geht darauf zurück. Der Blitz, der aus der Wolke zuckt, muß von einer Hand auf die Erde geschleudert sein, sei es die Jupiters, der ihn vom Olymp herabschickt, oder die des hammerwerfenden Donars, der mit ihm die Thursen, die Riesen, die gestaltgewordenen Kräfte der Zerstörung, des Bergsturzes, der Lawine, des tosenden isländischen Vulkans bekämpft. In der Märchenphantasie des kindlichen Gemüts werden

die knorrigen Weidenstümpfe zu koboldartigen Wurzelschraten, zu geisternden Heidehexen. Erlkönig zieht im wehenden Nebelmantel an schattendunklen Herbstabenden am Rande des Torfmoores vorüber. Die lebendig sprudelnden Quellen werden zu fischgeschwänzten Nixen; die im Winde rauschenden Bäume treten aus ihrer Verzauberung hervor als Dryaden, als zartbegrünte, schwebende Waldmädchen. Pan, der Gott des mittäglichen Schrecks zeigt seine Fratze, und Baum und Blatt, der huschende Käfer, der gaukelnde Falter und der hämmernde Specht, sie alle erstarren wie gelähmt in dem Augenblick, wo die Natur selbst im Bann der Mittagsstunde den Atem anhält. Das Grausige und das Versöhnliche, das Beruhigende und Bedrohliche, das Liebliche, ja selbst das Heitere deutet der Mensch aus seinen wechselnden Stimmungsschwingungen heraus in die Umwelt der Natur hinein.

Da wandelt sich der Fliegenpilz zum Rüpelzwerg wie in Humperdincks Märchenoper von Hänsel und Gretel: „Ein Männlein steht im Walde.“ Dem jungen Goethe wird auf dem Heimritt von Sesenheim der Baum am Wegrand zum Menschenungeheuer, und die sinkende Dunkelheit selbst zum lauernden Gespenst:

„Schon stund im Nebelkleid die Eiche
Wie ein getürmter Riese da,
Wo Finsternis aus dem Gesträuche
Mit hundert schwarzen Augen sah.“

Berg und Hügel, Strand und Hochebene, die unbelebten Elemente der Natur nebst ihrem lebendigen, grünenden Pflanzenkleid sind imstande, im wechselnden Zusammenspiel ihrer Formen und Farben, im Morgenrot, in der Abenddämmerung, im Mittagsglast oder, hinter Regenschleiern halb verhängt, die Gefühle der Trauer,

der Beklemmung oder der Freude in ihm auszulösen, sie sind vielleicht imstande, das Lächeln des beglückten Seelenfriedens auf seine Züge zu zaubern. Ihn zu einem schallenden Gelächter zu reizen, vermögen sie nicht.

Denn rein menschlich ist das Gelächter, nur von Menschen geht es aus, nur auf Menschen bezieht es sich. Menschen lachen über Menschen mit Menschen.

Und das Tier? Ewig auf der Jagd nach Befriedigung des Hungers, des Durstes, des Paarungstriebes, auf der Suche nach einem ungestörten Ruheplatz, auf der Flucht vor Not und Gefahr, gebärdet es sich mutig, ängstlich, fröhlich, bedrückt, wütend, aber nie lächerlich. Dies bekommt nur der Mensch fertig, und wiederum nur er selber empfindet die Lächerlichkeit. Das Tier ist weder Objekt noch Subjekt der Komik. Es lacht nicht, wie es nicht weint. Denn auch die Träne ist ein Vorrecht des Menschen. Sie und das Gelächter sind Entspannungswege, die nur dem Menschen offen stehen, auch wenn es sich lediglich um rein körperliche Reizungen als Ursachen handelt.

Unsere Seelenkunde, die Psychologie, geht immer noch in viel zu weitem Ausmaße, als lasse sich die Erfassung auch des Seelischen rein materialistisch ergründen, von den Urgefühlen der Lust und Unlust, als den wichtigsten Hebeln der Urteilsbildung, des Unterscheidungsvermögens und der Wertung aus. Auf die früheste Kindheit angewendet, trifft dies gewißlich zu. Weinen und Lachen begleiten im ewigen Wechselspiel die ersten Monate des Säuglings und die frühen Kinderjahre, als Mittel zur Überbrückung einer Welt von Gegensätzen, der sich das winzige Wesen ausgesetzt sieht.

Weinend tritt es in diese Welt ein, unfroh und blinzelnd befremdet von der ersten Begegnung mit Licht und Luft nach der feuchtwarmen und dunklen Geborgenheit in der mütterlichen Höhle. Weinend quittiert es die

gegensätzlich empfundenen Erlebnisse des Hungers und körperlichen Mißbehagens, der störenden Zugluft und des feuchten Lagers.

Aber bis es lächelt, bis es lacht, vergehen gemeinhin viele Wochen, zuweilen Monate. Auch dann ist es das Neue, das Unerwartete und Gegensätzliche, das sich seinen erwachenden Sinnen erschließt, und, soweit es ihm nicht bedenklich oder sogar furchterweckend erscheint, erledigt es die Begegnung lächelnd oder lachend, es mag sich nun um die Farbenpracht des Spielballes, um ein neues freundliches Gesicht, das Klappern der Klöterbüchse oder den Glockenschlag der Uhr handeln. Es versteht sich, daß das kindliche Lachen überdies ein Ausdruck des gesunden Kraftgefühls ist.

Beim Erwachsenen hängt es von der Härte seiner Zucht und Selbstbeherrschung ab, bis zu welcher Grenze er den Lachreiz und den körperlichen wie den seelischen Schmerz zu meistern versteht und den Tränendrüsen verbietet, überzuquellen. Aber es gibt eben Reizgrenzen, vor denen sein Wille versagt, wo die „Tränen ihren Lauf nehmen". Genau so vermag das Kitzelgefühl auf der Haut so starke Nervenerregungen hervorzubringen, daß diese mit Naturnotwendigkeit eine Auslösung verlangen — im Gelächter. Der physische Reiz steigert sich, der mühsam verhaltene Atem stockt, das Blut steigt zu Kopf und staut sich, bis die zur Selbstbeherrschung kommandierten Kräfte das Widerspiel der Gegenkräfte nicht mehr zu meistern vermögen. Sie machen sich explosionsartig Luft und „wir platzen heraus". Redewendungen wie „die Geschichte ist zum Schreien", „zum Totlachen", mögen zeigen, wie nahe sich hier Tragisches und Komisches im Bewußtsein der Sprachgestaltung berührt, wenn der Zustand der leiblichen Harmonie und des inneren Gleichmutes gesprengt wird, wenn die Zone des Tragbaren überschritten ist.



„Fliegende Blätter“ 1925 Wolfgang Weber

Abb. 1. Münchner Thermometer.
„Heut' machts heiß, Herr Nachbar —“
„Ja, drei Maß im Schatten!“
(Drei Typen: Ostisch, ostisch-dinarisch, ostbaltisch.)

Eine der abscheulichsten Folterungen, die von entmenschten Kriegsknechten im Dreißigjährigen Krieg ersonnen wurde, bestand darin, das Opfer zu binden, ihm die nackten Fußsohlen mit Salz einzureiben und diese alsdann von Ziegen ablecken zu lassen. Diese Bedauernswerten haben sich buchstäblich „zu Tode gelacht“.

Es gibt eine besondere Reaktion des körperlichen Ausdrucks auf einen Seelenzustand, der dem Menschen und dem Tier gemein sein kann, den der Teilnahmslosigkeit, der Übermüdung und Langeweile, welcher das Gähnen



„Simplizissimus" 1910 Abb. 2. Elefanten. H. Kley

zur Folge hat. Aber wie dem Tier das Erröten und Erblassen als physiognomische Anzeichen psychischer Regungen versagt sind, so ist es auch durch keine wie auch immer geartete Reizung zum Gelächter oder einer dem Gelächter ähnlichen Äußerung zu veranlassen. Es kann aber, an sich, auch nicht zum Gegenstand und Wurfziel des Lachens werden. Aber das Nilpferd, das träge seinen schwammigen, feisten Schädel aus dem trüben Wasser-

becken des Zoologischen Gartens erhebt, — ist es nicht doch zum Lachen? Das glotzäugige Walroß mit seinem triefenden Schnauzbart, reizt es nicht zum Gelächter? Drängt sich nicht vor den Affenkäfigen stets eine Kinderschar in kreischender Belustigung? Auch der Papagei mit seiner sinnlosen Wiederholung unverstandener Menschenworte vermag unter Umständen die stürmischste Heiterkeit zu entfesseln. Jedoch in all den genannten Fällen ist es ausschließlich die Beziehung zu menschlicher Art und Unart, nicht das Wesen und Aussehen des Tieres an sich, das den Keim des Komischen in sich birgt. Die Erinnerung an einen gemästeten Spießbürger, der stumpf und geistig reglos als Ernäh-







„Fliegende Blätter" Ohlshausen-Schönberger

Abb. 3. Tierbilder.

rungstyp und nur als solcher durch das Leben trottet, mag uns beim Anblick des Nilpferdes überfliegen. Und dem Walroß, sind wir ihm nicht etwa einmal im Hofbräuhaus begegnet, wie es gerade befriedigt schmatzend den bierfeuchten Schnurrbart vom Stammseidel lüftete? Dem Affen gegenüber aber kann es nicht ausbleiben, daß er gerade wegen seiner äußeren und unbarmherzig karikierten Ähnlichkeit mit unseresgleichen in Gestalt und Geste „dem Menschen zu einem Gelächter wird und zu einer schmerzlichen Scham“, wie Nietzsche feststellt. Habgier und Neugier, Freßlust und Sinnlichkeit, Brutalität und Feigheit, ziellose Spielerei, alles Untermenschliche und Tierhafte in uns hält uns dieses Geschöpf gleichsam in einem warnenden Zerrspiegel vor Augen. Wir können uns bei diesem Anblick schaudernd abwenden oder in ein schallendes Gelächter ausbrechen. Die bewußte oder unbewußte Erkenntnis, ein menschenähnliches Wesen vor uns zu haben, das mit uns jedoch nur die tierischen, die untermenschlichen Eigenschaften gemein hat, versetzt uns in einen Zustand der Spannung, die selten so tief greift, daß sie sich in einer tragischen Erkenntnis befreit wie bei Nietzsche, sondern die sich meistens in einer bequemeren Lösung auflockert und zwar im befreienden Gelächter.

Somit bedeutet das Bewußtwerden des komischen Elementes und seine körperliche Auswirkung im Lachen, jenen ruckweisen, „zwerchfellerschütternden“ Stimm- und Atemstößen eine seelische Segnung der menschlichen Natur, die notwendige Entspannung, die der Spannung zu folgen hat.

2. Idee und Sinnenwelt.

Der Mensch, in seinem zeitlich-räumlichen Erdendasein, ist ein endliches Wesen. Raumgrenzen umzirken seine körperliche Erscheinung, Zeitgrenzen zwischen Ge-

burt und Tod den Ablauf seines Lebens. Begrenzt und endlich ist seine Sinnenwelt. Nur was durch die fünf offenen Pforten seiner Sinne zu ihm eingeht, wird ihm Erlebnis, Wissen und Erkenntnis. Auch angenommen, es handle sich um den ganz normalen Menschen, den Menschen, der „seine fünf Sinne beisammen hat", so bleibt doch die Tatsache der Begrenzung dieser Sinnenwelt bestehen. Es ist ohne weiteres vorstellbar, daß es Wesen gebe mit fünfundzwanzig Sinnen statt mit fünfen, ja, wir müssen feststellen, daß sich z. B. unser Geruchssinn in fortschreitender Verkümmerung befindet, während der Ortssinn, jene geheimnisvolle, weil für uns „übersinnliche" Fähigkeit der Brieftauben, von einem wildfremden Ort aus, zu dem sie als Bahntransport verfrachtet wurden, in pfeilgerader Richtung nach Hause zu finden, uns gänzlich abhanden gekommen ist. Die von uns Menschen erfundene Technik selbst hat uns Wege der Sinneserweiterung gezeigt, die vorher auch nicht einmal vorstellbar waren. Seit es die Röntgenstrahlen gibt, kann man sich einen Menschen denken, der von Natur mit Röntgenaugen ausgestattet wäre. Sein Blick glitte dann nicht nur über die Oberfläche der Dinge hinweg, begnügte sich nicht mit dem flächenhaften Bild, sondern er durchdränge die dinghafte Umwelt. Er besäße den „transversalen" Blick.

Die Wahrnehmungen unseres Gesichts und Gehörs sind an ein gewisses Tempo der Aufnahme gebunden. Auch dieses Tempo hat die Technik überwunden. In der Zeitlupe offenbart uns der Film Bewegungsvorgänge, die unbewaffnet noch kein menschliches Auge erblickt hat. Im Zeitraffer sehen wir tatsächlich die Blumen erblühen und wachsen, ja, in der Epoche des Tonfilms kann sogar das Unmögliche möglich werden, und wir überschlauen Kinder des technischen Zeitalters „hören dann das Gras wachsen".

Und bleiben doch den Dingen fern, so meilenfern. Je weiter der eine oder der andere auf dem Pfad der Forschung vordringt, um so unerbittlicher drängt sich ihm die Einsicht auf, daß es nur das äußere Erscheinungsbild ist, das sich ihm entschleiert, während ihm das Wesen der Dinge selbst verborgen bleibt. Und trotzdem läßt ihn der Drang nicht locker, seine Einblicke ständig zu vertiefen, seine Ausblicke ständig zu erweitern, soweit er nach Art und Herkunft mit dem Durst nach Erkenntnis gesegnet ist, selbst wenn er klar begriffen hat, daß es ihm nur möglich ist, millimeterweise der „Wahrheit“ näher zu kommen, ja, selbst wenn er hundertmal erfahren hat, daß die Urbilder der Dinge dem, der sich ihnen nähert, hinter immer neuen Fragezeichen verschwinden. Die Spannung zwischen der Erscheinung und der Idee außerhalb des Menschen ist nicht minder groß als die zwischen dem Wollen und Vollbringen innerhalb des menschlichen Wesens. Und so müßte der Besinnliche, derjenige, der sich gelegentlich die Zeit nimmt, über Sinn und Zweck des Daseins nachzudenken, durch diesen Zwiespalt selbst ein Zwiespältiger werden, ein Zweifler — denn nichts anderes bedeutet das „Zweifeln“ — ja, er müßte schließlich „verzweifeln“, wenn ihm nicht zwei Möglichkeiten offenständen, den Konflikt zu überbrücken. Entweder die Hoffnung auf eine jenseitige Lösung, eine Erlösung, die ihm die Religion irgendeines Offenbarungsglaubens verspricht, oder die diesseitige Lösung und Entspannung, die Selbsterlösung im befreienden Lachen des Humors. Das ist freilich kein unbedingtes Entweder-Oder. Religiosität und Humor schließen sich keineswegs aus, — man denke nur an Eduard Mörike oder Wilhelm Raabe —, aber sie bedingen sich auch nicht gegenseitig. Es gibt allerdings einen Fall abgründiger Tragik, bei dem die Kluft zwischen Erkenntnisfähigkeit und Idee oder andererseits

zwischen dem tatsächlichen Mißgeschick des Daseins und dem Wunschbild sich so breit und klaffend auftut, daß die Kraft, meist eine schon erblich geschwächte Kraft, zur Überbrückung versagt, die eigentliche Spannkraft zerreißt und daß das schrille Gelächter, das sich selber überschlägt, ein rechtes Gegenbild und Gegenecho seiner Grundbestimmung, sich zur Verzweiflung gesellt. Nichts klingt schauerlicher als das Lachen zerbrochener Seelen und das Lachen des Irrsinns, das ihm wesensverwandt und oft seine Folge ist.

„Macht nicht soviel Federlesen,
Laßt mich immer nur herein.
Denn ich bin ein Mensch gewesen,
Und das heißt ein Kämpfer sein."

So läßt Goethe den einlaßheischenden Pilger vor der Paradiespforte sprechen. Es ist selbstverständlich, daß die Art und Weise, sich kämpferisch mit der aufgezeigten Zwiespältigkeit auseinanderzusetzen, ganz abgesehen von den Hemmnissen und Schicksalsschlägen des äußeren Daseinsverlaufes, verschieden ist — von Mensch zu Mensch, von Volk zu Volk, von Rasse zu Rasse. Innerhalb des Menschentums deutschen Blutes, entsprechend den führenden Faktoren seines Rassenbestandes, d. h. hauptsächlich seinem fälischen und nordischen Seelenerbe, wird dieser Kampf nicht zuletzt mit dem Humor ausgefochten. „Kopf hoch, mein Junge, nur den Humor nicht verlieren!" Das ist ein tröstender Zuspruch, der gerade der Empfänglichkeit deutschen Wesens durchaus gerecht wird.

Der französische Jude Henry Bergson hat über das Lachen eine philosophische Studie geschrieben[1]), bei der

[1]) „Le Rire". Dtsch. „Das Lachen", übers. von J. Franken. Verlag E. Diederichs, Jena 1914.



in der Tat schwer zu unterscheiden ist, inwiefern die Gedankengänge von jüdischem, inwiefern sie von französischem, d. h. in diesem Fall von keltisch-romanischem Wesen westischer Prägung diktiert sind.

Im Nachlaß des Grafen A. v. Gobineau finden sich bemerkenswerte Betrachtungen über die rassische Schichtung des französischen Volkes, die darauf hinauslaufen, daß ohne die germanisch-nordische Blutsauffrischung während der Völkerwanderungszeit durch die Westgoten, die Burgunden, die Franken und Normannen, die gallo-romanische Bevölkerung nie zu den kulturellen, militärischen und staatsbildenden Leistungen imstande gewesen wäre, die ihr eine bedeutsame Rolle in der Geschichte Europas sicherten. Er beklagt sehr lebhaft den Umstand, daß seit den Zeiten der Phönizier das französische Geblüt durch immer neue vorderasiatische Zuwanderungen, die über die Mittelmeerküste her ins Landesinnere vordrangen, weithin semitisiert sei („le sang semitisé des Latins“).

Für dieses rassische Ineinanderfließen verwandt gewordener Auffassungen ist Bergsons Ableitung der Ursachen des Lachens bezeichnend. So ist es kein Wunder, daß er an dem Problem der menschlichen Artverschiedenheit und ihrer Beziehung zu dem Element des Komischen achtlos vorübergeht. Für ihn gibt es nur eine angenommene, abstrahierte, allgemein-menschliche Natur. Von solcher erträumten Voraussetzung geht ja das Denkverfahren fast der ganzen liberalistischen Seelenforschung aus. Zu diesem Substrat, zu diesem erdachten Hirngespinst menschlicher Natur, verhält er sich als Beobachter, wie es eben einem klugen Juden mit einem starken französischen Bildungs- und Erziehungseinschlag möglich ist: er sieht mechanische und mechanisierte Handlungen und Gedankenabläufe als Ursache des Komischen an. Er zergliedert richtig, daß zwar das „Mechanische

als starre Kruste über Lebendigem" lächerlich wirke. Aber dem Lebendigen selbst, dem Organischen dabei auf den Grund zu gehen, das unternimmt er nicht. Der Begriff Humor spielt bei ihm überhaupt keine Rolle. Eine um so größere — Beispiele und ihre Deutung werden es uns lehren —, spielt dieser Begriff im deutschen Geistesleben und in demjenigen rassisch verwandter Nationen. Denn wenn die Bezeichnung „Humor" auch ein Fremdwort ist, so ist der Begriff eine kerndeutsche Angelegenheit geworden, für die es in den romanischen Sprachen, trotz der lateinischen Herkunft des Wortes, keine deckende Übersetzung gibt. Die spielende und lächelnde Überwindung des Abgrundes zwischen Wirklichkeit und Ideal, des Spannungsraumes, in den der nordische Mensch seine Leistung einsetzt, ist zudem in einer seelischen Beschaffenheit beheimatet, für die jeder Fremdsprache Begriff und Ausdruck fehlt. Wir nennen es Gemüt.

Die Stufenleiter der Bergsonschen Gedankengänge bringt es infolgedessen nur zur Staffelung: „Vom Komischen im Allgemeinen. — Situations- und Wortkomik. — Charakterkomik." Was darüber hinaus liegt, entzieht sich seinem Verständnis. Gerade dies aber ist der Humor.

Der Artikel in Rudolf Eislers „Handwörterbuch der Philosophie", der dem Begriff „Komisch" gewidmet ist, begeht den umgekehrten, in diesem Fall echt deutschen Fehler, daß er den „Humor" ohne weiteres der „Komik" gleichsetzt (S. 336):

„Komisch wirkt der anschaulich, lebendig erfaßte Kontrast, der Widerstreit zwischen der ‚Idee', dem, was etwas sein soll oder sein will, und der Erscheinung, dem Ausdruck dieses Seinwollenden, dessen Verfehlung (sofern es sich nicht um tiefer in das Leben einschneidende Dinge handelt) Lachen erweckt."

Nur ein nordisch gerichteter Geist kann aus seiner art-gegebenen Auffassung heraus ein Buch schreiben „Humor als Lebensgefühl“, wie der Däne Höffding es tat (1918), der den „großen Humor“ als eine Lebensanschauung, als ein Gesamtgefühl darstellt, dessen bedeutendste Vertreter er in Sokrates und Shakespeare erblicken will.

Aber der Humor braucht sich nicht mit den stillen, blutleeren Freuden der Anschauung und der Erkenntnis abzufinden, er vermag auch in tätiger Bejahung des Daseins dessen tragische Drohungen zu überwinden, ja, dann beginnt erst seine Heilkraft zu wirken.

Humor hat jener Mann, der in Rückerts „Parabel“ vor seinem eigenen wütenden Kamel in die Zisterne flüchtet, woselbst er sich an einem Brombeerstrauch festhält. Auf dem Grunde des Brunnens lauert ein Drache. Zwei Mäuse, eine schwarze und eine weiße, nagen an den Wurzeln des Strauches. Und trotz der dreifachen, furchtbaren Gefahr entschließt er sich, unbefangen von den lockenden Brombeeren zu naschen.

So macht es auch in Wilhelm Buschs Gedicht der Vogel, der auf die Leimrute geriet und den Kater beäugt, der an seinem Baum hochklettert:

„Der Vogel denkt: Weil das so ist,
Und weil mich doch der Kater frißt,
So will ich keine Zeit verlieren,
Will noch ein wenig quinquilieren
Und lustig pfeifen wie zuvor,
Der Vogel scheint mir, hat — Humor.“

Der Humor liegt in dem lustig-trotzigen Jasagen zum Leben trotz seinen Gefahren und seinem bitteren Ende.

Er entfacht sich aber auch an all den Reibungen und Widerständen, die sich aus den Konflikten zwischen der Welt der Ideen im Kopfe des Helden und der körperlichen Wirklichkeit der Durchführung, der Tat, ergeben.

„Leicht bei einander wohnen die Gedanken,
Doch hart im Raume stoßen sich die Sachen.“

Adalbert von Chamissos Peter Schlemihl auf der Suche nach dem verkauften Schatten, der Schneider von Ulm, immer hinter seinem Traum vom fliegenden Menschen her, und Peer Gynt auf seiner wilden Fahrt durch die Welt, sie sind alle gedankenverlorene Ritter auf der Reise nach ihrem Wolkenziel, die Nase hoch in der Luft, und die Beine stolpern unsanft über Gesträuch, Wurzelwerk und Gartenzäune.

Es gibt aber eine Ebene des Humors, wo die Idee nicht nur undurchführbar, sondern in sich selbst schon irrig ist, wo die Voraussetzung bei ruhiger Überlegung unmöglich ist. Ja, solche Widersinnigkeit kann bis zur scheinbaren Aufhebung der Existenz des Handelnden oder Erzählenden gehen.

So steht es mit der Geschichte von dem braven Dresdener Bürger, der vor der Brühlterrasse einem Herrn begegnet. Beide stutzen, bleiben stehen, blicken sich erstaunt an, schütteln zweifelnd den Kopf und gehen wieder ihres Wegs. „Und“ — so schließt der Bericht — „wie wir uns nu so beguggn, da warsch er nich, — und ich warsch ooch nich!“

Die Tatsache, daß unter der Einwirkung des Alkohols die Vorstellungen von Raum und Zeit, ja auch die vom eigenen Ich bedenklich ins Schwanken geraten, bot von jeher Anlaß zu allerlei Ulk in der angegebenen Richtung. So geht es dem Nachtwandler, der beim Schein der Straßenlaterne emsig auf dem verschneiten Straßenpflaster sucht. Seinen Hausschlüssel habe er verloren, erklärt er dem Polizisten auf dessen Befragen.

„Ja, sind Sie denn auch gewiß, daß Sie ihn hier verloren haben?“

„Herr Wachtmeister, verloren habe ich ihn auf der anderen Straßenseite, aber hier ist es bedeutend heller[1]).

An ähnlicher Begriffsverwirrung, nun aber in nüchternem Zustand, leidet der vertrottelte Baron Mucki, in Österreich zur Zeit eine volkläufige Ulkfigur. Er steigt in die Straßenbahn. Sie ist überfüllt. Er wird in den Mittelgang abgedrängt, und, um bei den Kurven nicht umzufallen, hält er sich an der Deckenschlaufe fest. Kommt der Schaffner und bittet um das Geld für den Fahrschein. „Recht gern“ sagt der Mucki, „recht gern, aber wie soll ich das nur machen, wie komme ich da nur zu meinem Geldbeutel?“ Plötzlich fliegt es wie eine Erleuchtung über sein Gesicht, und er sagt zu seinem Nachbarn: „Ach, nicht wahr, gelt, bitt schön, Sie sind so gut, und halten mir die Schlaufe solange!“

Recht kleinlich und pedantisch-schulmeisterlich wirkt die Lehrmeinung des Aristoteles, das Komische werde bedingt durch einen „harmlosen Fehler“, die sich bei Cicero widerspiegelt (De oratore II 58 ff.), ebenso bei Quintilian, und die bis in die Zeit der mittelalterlichen Scholastik nachwirkt. Diese rein verstandesmäßige, lehrhafte Auffassung des Komischen ist auch heutzutage noch nicht völlig erstorben. So vertrat K. Ueberhorst in seiner Untersuchung „Das Komische“ (1896—99) I. 2 ff., die Ansicht, komisch sei das Zeichen einer schlechten Eigenschaft an einer fremden Person.

Ach, nein, tausenderlei Anlässe gibt es, welche die Widersprüchlichkeit des Komischen in unser Bewußtsein zaubern, und die doch mit „schlechten Eigenschaften“ nicht das geringste zu tun haben. Schon die Vielfältigkeit der Physiognomik des Komischen zeigt uns an, daß es sich dabei nicht um einerlei Anlässe und noch dazu

[1]) F. Resl: „Da is amal . . . Da san amal . . . Da hat amal . . “. (Vlg. L. Bauer, Linz a. D.)

um so einförmige handeln kann. Lachen kann man, lächeln, grienen und grinsen, feixen und wiehern, in ein röhrendes und brüllendes Gelächter ausbrechen, wie jener grölende Landsknecht, den Franz Hals in übernaturalistischer Auffassung darstellte.

Ja, das Lächeln selbst, die verfeinerte und verhaltene Abstufung der Heiterkeit, vermag eine schier endlose Skala seelischer Zustände auszudrücken: Freude und Wohlwollen, freundlichen Verzicht und gutmütige Zustimmung, zuchtvolle Meisterung des Mienenspiels zum Gleichmut, zu beißendem Spott und kaltem Hohn.

Daß es eine Satire gibt, eine systematische Verunglimpfung des Gegners, dazu angetan, zugleich die Lachmuskeln und die Kritik des Publikums zu reizen, gibt zu bedenken, welch bedeutsame Rolle das Gelächter als Kampfmittel spielt. „Die Lacher auf seiner Seite haben“ ist das Ziel des kampflustigen Spötters, und „wer zuletzt lacht, lacht am besten“, heißt die Volksweisheit, die die Unsicherheit des Ausgangs bei solchem Zweikampf der Geister betont.

Aber damit streifen wir bereits Bezirke, die in einem weiträumigeren Zusammenhang zum Thema gehören und mit dem Ausgangspunkt, der Spannung zwischen Idee und Wirklichkeit, eine losere Fühlung haben.

Und trifft es denn wirklich zu, daß der nordische Humor nur auf sie zurückgeht? Es verhält sich damit so wie mit allen Erscheinungen, die dem freigestaltenden Geist des Menschen entspringen in Dichtung, Kunst und Musik. Sie lassen sich alle nicht restlos deuten, ordnen, zerlegen und zerpflücken, ohne ihr Bestes einzubüßen. Wohl lassen sich die Schmetterlinge in Flug und Freiheit in ihrer gaukelnden Pracht beobachten und bewundern, aber man kann sie nicht einfangen und zergliedern, ohne daß man ihnen den Farbenschmelz und damit ihren Zauber von den Flügeln streift.

Wer zum Beispiel den nordischen Humor kennzeichnet: Unfug und Schalkhaftigkeit, Ausgriff der Phantasie und Abstand vom eigenen Ich und eigener Art, der erkennt wohl ihr organisches Aufwachsen aus der gleichen Wurzel, aber die Einzelzüge lassen sich nicht in die gleiche mathematische oder mechanische Formel pressen, ohne dabei unter der Hand zu zergehen oder zu zerfallen. Und deshalb wollen wir auf tote und ertötende Definitionen lieber verzichten, soweit es angeht, und als Lebende neben dem Leben schreiten! Es wäre freilich bequem, sich mit Lösungen zufrieden zu geben wie mit der, daß der Humor den Ernst hinter dem Scherz verberge, die Ironie aber den Scherz hinter dem Ernst, aber derartige Umkehrungen sind meist nur bestechende, grammatische Spielereien und Zwitterwahrheiten, denen sich das Leben, auch das Geistesleben, in seiner Vielfalt entzieht.

3. Gebärde und Sprache.

Der Mensch ist nur zu häufig ein schadenfrohes Wesen, und gerade im unbefangenen und naiven Stadium seiner Kindheit, in dem die Mimik eine erheblich größere Rolle spielt als das Wort, äußert sich diese Eigenschaft recht unbedenklich. Dem Spielgefährten zum Frühstück ein ausgegessenes Ei umgekehrt in den Becher zu stecken, ihm den Stuhl unter der Sitzfläche in dem Moment wegzuziehen, wo er sich niederlassen will, ihm zu Sylvester einen mit Senf gefüllten Pfannkuchen anzubieten, die Neigung zu all diesen schlechten Späßen wird auch bei den normalen Kindern durch die Eingriffe der Erziehung keineswegs restlos unterdrückt. Sie lebt gelegentlich auch in reiferen Jahren recht fröhlich wieder auf. Die gesamte Industrie der Scherzartikel, mit denen man sich zum Jahreswechsel und zum Faschingsfest eifrig

bedenkt, wäre sonst nicht vorstellbar. Wenn auch gemildert, so bleibt es doch die Schadenfreude, die selbst den harmlosen Zeitgenossen erfüllt, wenn sein Besuch im Vorgenuß der Raucherfreuden nach der braunumwickelten Zigarre aus Gußeisen greift, oder wenn er diensteifrig den Tintenfleck aus schwarzlackiertem Blech vom Schreibtisch wegwischen möchte. Die Komik, die sich hier freilich mit recht bescheidenen Ansprüchen begnügt, hat in diesen Fällen folgenden Anlaß: es entspricht das tatsächliche Erlebnis keineswegs den Erwartungen des Gefoppten, und der Anstifter dieser Neckerei, soweit sein Gemüt schlicht genug ist, hat den Genuß, in Miene, Wort und Gebärde seines Gegenspielers Verblüffung und Enttäuschung feststellen zu können. Es sind, wie gesagt, kindliche, ja kindische Anlässe der Komik; die Kinder unterstreichen ihren Erfolg dabei durch Rübchenschaben, Zungenherausstrecken und Langenasemachen. Ja, in unbefangener Brutalität und, wenn man so will, in ihren Äußerungen der Mißbilligung des Unzulänglichen und Verbildeten zu rücksichtsloser Deutlichkeit geneigt, machen sie auch vor der Verhöhnung körperlicher Gebrechen nicht halt. Der Bucklige, der Hinkemann, der Schielende und der Stotterer, sie alle, deren Mängel von einem gesunden Menschen nachgeahmt werden können, entgehen den kleinen Lästerern nicht. Diese Verhöhnung besteht in Miene und Gebärde, weniger in Worten. Es bedarf fast stets vielleicht eines nur einmaligen aber deutlichen Eingreifens der Eltern und Erzieher, um sie zu einer würdigeren Auffassung vom Leide des Nächsten zu veranlassen. In der Sprache einer Nation bedeutet das Mienenspiel und die Gebärde stets ein zusätzliches Element des Ausdrucks und der Verständigung. Es wird um so entbehrlicher, je vollkommener eine Sprache in ihrem Laut- und Wortbestand und dem grammatischen Gefüge ihrem Zweck

entspricht. So viel steht fest, daß von Süden nach Norden der Aufwand an Mimik gradweise abnimmt, vom zappligen Faxenspiel, mit dem die Neger vielfach ihre Gespräche begleiten, über das eindringliche und oft elegante Gestenspiel, in dem sich innerhalb der romanischen Völker das westische Wesen enthüllt, bis zu der kargen Gemessenheit des Verhaltens, die in den germanischen Ländern auf den nordisch-fälischen Grundcharakter zurückgeht. Da nun das Komische fürs erste in der Empfänglichkeit für das Gegensätzliche wurzelt, so ist es begreiflich, daß der Nordländer über den Wortschwall und die mimische Heftigkeit des Italieners genau so lächelt, wie dieser etwa über die starre Einsilbigkeit des Dänen oder Norwegers.

Die Herkunft des Juden aber, der uralten unharmonischen Rassenkreuzungen entstammt, hat die allgemein als solche empfundene Mißform seines Ausdrucks in Gang und Haltung, in Wort und Geste zur Folge, — das Mauscheln. Und da dieses Mauscheln, das plattfüßig breitgewalzte Auftreten im Gehaben und in der Sprechweise, im Reden „mit de Händ", seinen Gastvölkern und besonders den nordisch geführten, zwar komisch erscheint, aber in einem abstoßend-befremdlichen Sinn, so versteht er es, sich fingerfertig und mundfertig zu tarnen; aber unter seinesgleichen verfällt er unweigerlich wieder in den naturgegebenen, ihm gemäßen Rhythmus.

Mit gesteigerter Wirkung tritt uns die Komik der Bewegung entgegen, wenn wir das begleitende Gebärdenspiel eines Ausländers beobachten, der sich mit seinem Gegenüber angeregt unterhält, und dessen Sprache wir nicht verstehen, besonders, wenn es sich um einen Südländer handelt, der ja, wie gesagt, über einen erheblichen Aufwand an Gesten verfügt. Der Italiener z. B. liebt es, eine höfliche Ablehnung mit einem be-

dauernden Hochziehen der Schultern zu begleiten, dabei die Oberarme mit angezogenen Ellbogen und auswärtsgekehrten Handflächen hochzuheben und ein verbindliches „Niente!“ erklingen zu lassen. Wer der Sprache nicht kundig ist, befindet sich dabei in derselben Lage wie derjenige, der etwa durch ein breites Glasfenster einen Raum mit Tanzenden überschaut, ohne die Musik hören zu können. Auf ihn wirken die Bewegungen rein marionettenhaft, als seien sie von aufgezogenen Puppen ausgeführt, und gerade weil er vom begleitenden Rhythmus und von der Melodie ausgeschlossen ist, verfällt er dem Lachreiz. Die unwillkürliche Komik bewegt sich hier ungefähr auf derselben Stufe wie die willkürliche der Clownspäße. Denn auch diese leiten ihre Wirkung davon ab, daß das organische Leben von einer mechanischen Hülle überkleidet erscheint. Dazu kommt noch das Unerwartete in der äußeren Erscheinung, also ein Erlebnis, das zu den gewohnten Begegnungen im Kontrast steht. Charly Rivel tritt z. B. auf mit einem nackten Kugelschädel, auf dem drei einsame Haare Wache halten, mit einer karminfarbenen Nase ausgestattet und mit einem engsitzenden scharlachroten Damen-Trikotkleid, das seinen muskulösen Körper und seinen hochgeschwellten Phantasiebusen prall umspannt. Alle Einzelheiten seiner Erscheinung sind uns vertraut, aber in ihrem Zusammenspiel erscheinen sie uns unmöglich und doch irgendwie menschenähnlich. Es bedarf jetzt nur noch des im Tone tiefsinnigster Verblödung geflöteten Ausrufs „Akrobat — schööön!“ oder der in einem sanften Schaukelrhythmus vorgetragenen Feststellung: „Eine Brücke, eine Brücke!“, um unser Zwerchfell zu erschüttern.

Die übliche totenstarre Maske des Zirkusklowns, der mit verbreitertem Mund und reismehlgepudertem Antlitz seine Scherze zum besten gibt, verfehlt kaum ihre Wirkung. Nebenbei bemerkt können wir uns auch heute

noch die unbewegliche Maske der antiken Komödie mit den starr hochgezogenen Mundwinkeln in ihrer Wirksamkeit vorstellen, nicht aber die der Tragödie.

Der Clown tritt selten allein auf, zum durchschlagenden Erfolg braucht er seinesgleichen, einen Gegenspieler, der in Erscheinung und Temperament die umgekehrte Welt von ihm selber darstellt. Fast stets ist der eine kurz, stupsnasig, kugelrund und von geschäftiger Lebendigkeit, ein Zerrbild des ostischen Typs, der Partner dagegen dürr und lang wie eine Bohnenstange, schlacksig und ein weltfremder Melancholikus, eine nordische Karikatur, wie sie dem „deutschen Michel" entspricht. So kennen wir die Stettiner Sänger, so Tünnes und Schäl, die Kölner Originale, und „Müller und Schulze" aus dem Kladderadatsch.

In diesen Zusammenhang gehört auch der Widerspruch zwischen Zweck und Mittel, der uns in lachende Verblüffung versetzt, so wenn der „dumme August" aus den bodenlosen Taschen seiner Frackschöße einen winzigen Gartenzaun herausfischt, ihn vor sich aufbaut, dessen Pforte alsdann mit einem drei Kilo schweren gewaltigen Schlüssel öffnet und würdevoll durchschreitet, um sie behutsam und sorgfältig hinter sich wieder zu schließen.

Bei all diesen Szenen, die sich zwischen August, Justav und Emil abspielen, ist es, wie bei der Heiterkeit der Kinderwelt, nicht zuletzt die Schadenfreude, wenn auch eine harmlose, die das Publikum begeistert. Der eine der Brüder Fratellini hat sich nicht ohne Mühe einen Krug Bier besorgt. Während er sich angeregt mit seinem Partner unterhält, nähert sich der dritte Spieler von hinten und zapft ihm mit einem mitgebrachten Schlauch die begehrte Flüssigkeit in seinen eigenen Topf ab. Hinterher maßlose Enttäuschung und Erbitterung des Geschädigten und allgemeiner Jubel im Parkett. Erwäh-

nenswert ist in diesem Zusammenhang, daß jener deutsche Humorist, dessen Ausdrucksstil dem der Clownspäße am nächsten kommt, in seinen Einfällen sowohl wie in seinen Illustrationen, nämlich Wilhelm Busch, in der Grundstimmung seinen Kollegen unter den Artisten, wenigstens den meisten, recht nahe steht: er ist Pessimist. Es ist bekannt, daß nicht wenige Clowns in ihrem Privatleben schwermütig und menschenscheu sind, von einem erzählte man, daß seine Lieblingslektüre die Kirchenväter waren, ein Gebiet, auf dem er es zu erheblicher Kennerschaft gebracht haben soll.

Das Kasperletheater, in seinem Wesen auf die Empfänglichkeit der Kinderseele eingestellt, und wiederum besonders auf die mimische Wirkung, verliert auch auf den seelisch gesunden Erwachsenen seinen Anreiz nicht. Es geht derb und tüchtig her, an Ohrfeigen und Prügeln ist kein Mangel. Aber dafür hat sich Hans Kasper aber auch die ernsthaftesten und mächtigsten Gegner ausgesucht: Tod und Teufel, — die er mit knallenden Pritschenschlägen von der Bühne herunterkarbatscht. Sein unbekümmertes und handfestes Dasein allein ist ein lachendes Bekenntnis zum Leben. Ohne ihn wäre Faust bei aller Gelehrsamkeit verloren. Dieser Zug des Lebenswillens ist hier bedeutsamer als der äußere Gegensatz zwischen der Quicklebendigkeit seines Temperaments und seinem glotzäugigen Nußknackergesicht nebst den steifen hölzernen Bewegungen, mit denen er den Knüppel oder Besenstiel schwingt. Hauptsache bleibt doch, daß er Luzifer und seine Großmutter am Schlafittchen kriegt, und den klappernden Sensenmann zum Tempel hinausprügelt.

Die alte italienische Stegreifkomödie, die commedia dell'arte, mit der unser Kasperle stammverwandt ist, ebenso wie mit dem französischen Guignol, hat gewiß die äußere Wirkung der Komik mit ihm gemein: Prügel-

szenen, Weibergezänk, Gefräßigkeit und ewigen Durst. Darüber hinaus entwickelt sich aber das deutsche Kasperltheater in seinem Grundthema sozusagen zum Satir-



„Fliegende Blätter" 1925 H. Stockmann

Abb. 4. Hanswurst zeigt fast stets den dinarischen Typ und spricht meist bayrisch.

spiel, das den Heldenkampf des Ritters gegen Tod und Teufel begleitet, wie ihn mit tiefstem Ernst Albrecht Dürer auf seinem Holzschnitt darstellt, und wie er im faustischen Drama der deutschen Seele immer wieder-

kehrt, ein Umstand, auf den Hans F. K. Günther zum erstenmal eindringlich hinwies („Ritter, Tod und Teufel", Verlag J. F. Lehmann). Was eben gerade den hölzernen und groben Liebling unserer Kinderwelt von seinen nicht minder witzigen und beweglichen romanischen Vettern unterscheidet, ist die Ausweitung und Überhöhung der Komik zum Humor.

So hebt sich die Artverschiedenheit der Auffassung bereits auf jener Stufe der Komik hervor, die nur auf die Gebärde, auf die Mimik begründet ist; das Wort spielt noch keine oder eine nur untergeordnete Rolle. Erst recht macht sie sich geltend auf dem Gebiet der bildenden Kunst, die sich auch ohne Text behelfen muß und die die beabsichtigte Komik durch Miene und Geste darzustellen hat, so wie sie in einem bezeichnenden Augenblick abgefangen werden.

Wenn Schiller in der Schönheit die ästhetische Wirkung des ruhenden, reglosen Gegenstandes erblickt, in der Anmut dagegen diejenige der organisch bedingten Bewegung des lebenden Geschöpfes, ja eigentlich und ausdrücklich nur die des bewußten und beseelten Wesens, des Menschen, so muß er zu dem Schluß kommen: Anmut ist Schönheit der Bewegung. Mit der Komik verhält es sich nun so, daß von ihr nicht schlechthin die Umkehrung gilt. Die wäre: Komik besteht in der Häßlichkeit der Bewegung. Denn die Häßlichkeit stößt ab und verärgert. Sie belustigt nicht. Sie enthält keinen Lachreiz. Wohl aber kann die Sinnlosigkeit der Bewegung die Komik zur Folge haben: erstens dadurch, daß sie zweckwidrig ist, zweitens dadurch, daß sie sich starrer, maskenhafter und maschinenmäßiger Formen des Verlaufs bedient, die jedoch von fühlenden und denkenden Wesen, von Menschen hervorgebracht werden, drittens endlich dadurch, daß der Zuschauer, der Hörer, der Zeuge des komischen Vorganges, sich spielerisch, bewußt oder

unbewußt mit der Rätselfrage beschäftigt: wie steht es mit dem Verhältnis zwischen dem, was da vorgestellt wird und dem, was tatsächlich ist? Wie geht die Schopenhauersche Gleichung auf „von dem was einer vorstellt — und von dem, was einer ist"?



Abb. 5. Maske des „Parasiten" in der neuen Komödie der Antike. Vorderasiatisch, vermutlich Judenkarikatur. 4. Jh. v. d. Zw. Myrina. Unteritalien.

Freilich könnte man hier die Frage einwerfen: wenn, geistig oder körperlich, die Komik nur für Bewegtes Geltung hat, wie steht es dann um die Ausdrucksmittel der bildenden Kunst?

Man schlage doch nur das unübersehbare Kapitel der Karikatur, des spottenden Zerrbildes in Form und Farbe auf! Auch hier begegnet man einer Stufenleiter, die von der harmlos spielenden Heiterkeit über gutmütige Neckerei bis zur bissigsten Satire vordringt. Bereits die Antike liefert zahlreiche Beispiele in altgriechischen Terrakottfigürchen, in einzelnen pompejanischen Wandbildern, in manchen Reliefs und rundplastischen Schöpfungen, die ersichtlich auf die rassische Verspottung ihrer menschlichen Vorbilder abzielen. Merkwürdiger noch ist die Abbildung 8, auf der lauter Nichthellenen, lauter

deutlich als solche charakterisierte Fremdrassige vorgeführt werden als die Triebmenschen, die sich hemmungslos dem dionysischen Taumel hingeben. Der negride Jüngling ist in Haltung und Gestalt noch sympathisch behandelt, aber die Gestalt zur Linken, breitmäulig, schiefäugig, mit Sattelnase und vorspringenden Backenknochen ausgestattet, übrigens eine volkläufige Maskenfigur der Komödie, ostbaltisch-innerasiatisch, soll offenbar als komisches Schreckbild wirken, während zur Rechten Afrika spricht: das wulstlippige, mit Beinringen geschmückte ekstatisch stampfende Negerweib. Fast ist es, als spüre der Künstler die hereinbrechende Rassengefahr und suche sie durch seine Satire zu bannen.



Abb. 6. Der ägyptische Gott Bes. Neues Reich, Mittelpunkt eines landfremden, erythräischen Kultus. Zwergwüchsig-ostisch.

Louvre. Ägyptische Abteilung. Steinplastik. Nach Champfleury.

In der griechischen Vasenmalerei z. B. gehört die Darstellung von Bacchantenzügen zu den immer wiederkehrenden Motiven der Rundlauf-Friese. Frauen, vollständig bekleidet, in Profil und Gestalt im nordischen Sinn ebenmäßig schön, werden von nackten, bocksfüßigen und geschwänzten, häufig phallisch erregten Satyrn und Silenen verfolgt. Diese selber werden nicht nur als tierähnliche, sondern auch als gänzlich rassefremde Wesen aufgefaßt und dargestellt, so zwar, daß sie mit ihrem gedrungenen, rundlich feisten Körperbau, der stupsnasigen Physiognomie, besonders den ostischen Typ der sokratischen Gattung verkörpern und ins



Abb. 7. Krater (Mischkrug) in Lecce. 4. Jahrh. v. Chr. Unteritalien.
Aus Furtwängler: „Griechische Vasenmalerei."



Abb. 8. Ausschnitt aus einem Vasenfries. (Askos, schlauchartiges Gefäß). 4. Jahrh. v. Chr. Unteritalien.
Aus Furtwängler: „Griechische Vasenmalerei."

Groteske steigern, wie der Flötenbläser, der dem tanzenden Satyr aufspielt (Abb. 7). Im Mittelalter schleicht sich der Humor selbst in die Kirche ein.

Wie die biblischen Mysterienspiele, die in den Gotteshäusern aufgeführt wurden, gelegentlich von sehr ausgelassenen, eingelegten Possen unterbrochen wurden, so grinst uns heute noch plötzlich vom Chorgestühl und zwischen dem filigranzarten Blatt- und Rankenwerk des Lettners ein eingeschmuggelter, fideler Einfall des Bild-

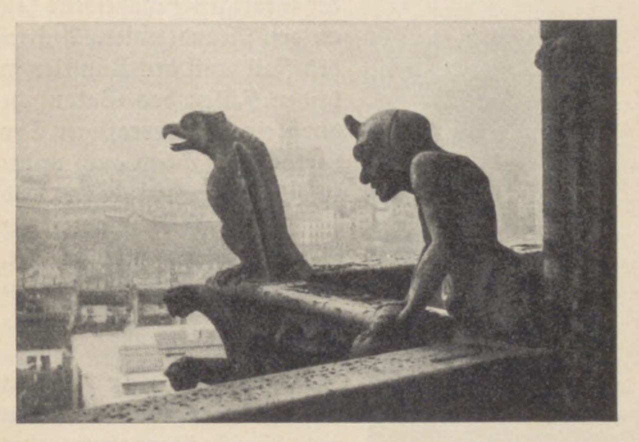


Abb. 9. Gesimsfiguren (chimères) von Notre Dame de Paris.

hauers oder Holzschnitzers aus seinem Versteck entgegen. Die Nischenkapitäle, auf denen mit fromm gefalteten Händen die ernsthaften Bischöfe und Heiligen stehen, formen sich zu seltsamen Grotesken, zu Mönchen, die die Zunge herausstrecken, zu grimassenschneidenden Affen, die sich lausen. Soweit es sich um komische Menschendarstellungen handelt, wird dabei nie der nordische Typ gewählt, der von der Antike bis zur Neuzeit nach ungeschriebenem und ungewußtem, aber um so souveräner geltendem Gesetz als Kanon der Leibesschönheit anerkannt wurde.

Der geflügelte und gehörnte Teufel (Abb. 10), flachstirnig, ohne Kinn und Hinterhaupt, zeigt im allgemeinen

einen tierhaft-untermenschlichen, im besonderen einen vorderasiatisch-jüdisch profilierten Typ. Eine zweite Figur (Abb. 9), in den Umrißlinien beinahe den horstenden Adler wiederholend, erinnert mit dem affenhaft vorgekrümmten Oberkörper, den Knochenwülsten über den Augen und der niedrigen Schädeldecke fast an den Neandertaler. Auf jeden Fall will der Künstler in beiden Fällen das Satanische durch einen niederrassigen Typ verkörpern, wenn auch unbewußt. Die „chimères" sind zweifellos als Dämonen, als Teufelsfratzen aufzufassen. Dasselbe vermutete man früher von den meisten Kapitälfiguren.

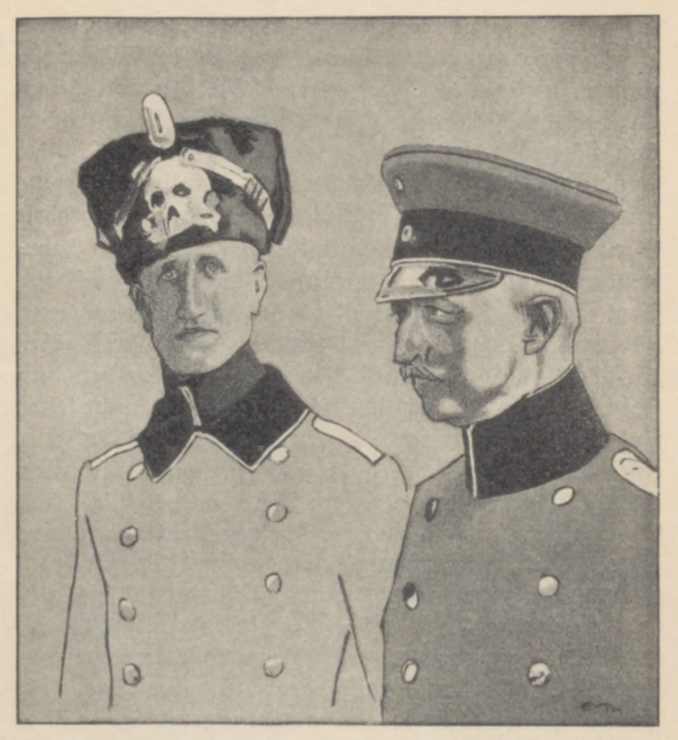


Abb. 10. Gesimsfigur (chimère) von Notre Dame de Paris.

Champfleury betont aber in seiner zwar veralteten und längst überholten, aber immer noch sehr aufschlußreichen „Histoire générale de la Caricature" (Paris 1865—80/88), daß es sich um Spottbilder auf die Leibeigenen, die Hörigen der Klöster handle (Les serfs). Er stützt sich auf das Urteil von Forschern wie Saumier und Charles Magnin. In der Tat betonen diese Darstellungen in Haltung und Ausdruck einen sklavischen, unterjochten Menschentyp. Der Überschuß der Landbevölkerung, der in den Städten das Bürgertum bildete, habe sich gerächt. In den Stadtkirchen erblicke man vom 15. Jh. ab als Kapitälfiguren in den unwürdigsten Stellungen hauptsächlich Mönche.

Es ist so, und zuweilen laden sie sogar den verdutzten Kirchgänger mit schwäbischem Gruß auf die Kirchweih.

Man denke an die Masken der Kathedrale von Reims und an die Gestalten der Wasserspeier oder Regentraufen von Notre Dame von Paris. Oder, nachdem in der Renaissancezeit die Kunst ihre rein kirchliche Bindung gelockert hat, an die erschütternde und rücksichtslose Satire der niederländischen Realisten des 16. Jahrhunderts wie Breughel, Brouwer, Ostade, Jan Steen, Teniers. Die karikierten Modelle ihrer Bauerntänze, Kirmesschmäuse, Sauf- und Freßszenen und ihrer derben Geschlechtsliebe sind meist Menschen eines groben ostischen Schlages. Diese holländischen Maler — nicht selten sind sie selber fälische Naturen —, sind die Vertreter eines deftigen, faßlichen Humors. Die später wirkenden Deutschen des beginnenden 19. Jahrhunderts, die ja freilich eine ganz anders geartete Zeit durchlebt haben, eine brave, bürgerlich-dürftige und ordentliche Zeit, die Moritz Schwind, Spitzweg und Ludwig Richter, sind die Vermittler eines zarteren, freilich auch dünneren, ins Harmlos-Schalkhafte abgewandelten Humors. Damit sprechen sie die Sprache des nordisch gearteten Künstlers. Sie sprechen sie in Moll, bis auf Spitzweg, der in seiner Physiognomie und in seinem Werk den starken dinarischen Einschlag nicht verleugnet. Wilhelm Busch, dem Unvergleichlichen, stehen beide Register, die groben und die feinen, in Wort und Bild zur Verfügung. Geht man zu den großen Karikaturisten der zweiten Hälfte des 19. Jahrhundert und des 20. Jahrhunderts über, den Doré, Daumier, Oberländer, Thöny, Gulbransson, Karl Arnold, so wird man zugeben müssen, daß Stift und Pinsel der Graphiker und Maler nicht minder Lächeln und Gelächter hervorzuzaubern vermögen als die Einfälle der großen Komödiendichter und Komödienspieler der Weltliteratur, der Humoristen der Wortkunst. Ja,



„Simplizissimus" 23. Aug. 1909 Zeichnung von E. Thöny

Abb. 11. Grenzen.

„Lieber Herr Schwiegerpapa in spe, hab' ich ihm gesagt, nennen Sie mich von mir aus Hans und Du. Aber wenn Se noch mal Quitzowleben zu mir sagen, haue ich Ihrem Johann eine runter, daß er denkt, er wäre mein Bursche."
(Nordisch.)

es zeigt sich, daß, je stärker ihre Künstlerschaft ist, um so spürbarer ihr Zeichenstift unbewußt von rassischem Gefühl geleitet wird. Für einen verwegenen, verschwenderischen und kaltblütigen Menschenschlag: Aristokraten, Offiziere, Rennreiter, verwenden sie den nordischen, für

den derben bayrischen Bauern den dinarischen, für den geschäftstüchtigen Krämer, den Kriegsgewinnler, den ostischen Typus.

Um Mißverständnissen und etwaigen Minderwertigkeitsgefühlen vorzubeugen, sei auch an dieser Stelle erhärtet, was jeder Künder des Rassegedankens nicht oft genug wiederholen kann: Es kommt häufig genug vor, daß dem äußeren Erscheinungsbild die seelische Beschaffenheit nicht entspricht, daß in einer ostischen Hülle z. B. ein fälischer Mensch steckt und umgekehrt, ja selbst daß eine, wenigstens auf den ersten Blick nordisch wirkende Erscheinung zu einem Juden gehört.

Im übrigen gilt auf dem Felde des Humors für den bildenden Künstler dasselbe, was auch die Aufgaben ernster Darstellung von ihm fordern, nämlich die Lebendigkeit des Vorganges in einem möglichst charakteristischen Beispiel und zugleich in einem sozusagen verdichteten Augenblick einzufangen, den „transitorischen Moment", den des Überganges von einer Haltung zur anderen abzufassen, jene entscheidende Haschsekunde, die schon Lessing empfahl.

Subjekt und Objekt, der Künstler und sein Publikum und darüber hinaus noch der Forscher, der sich mit dem Problem des Komischen befaßt, sie alle unterscheiden sich nach ihrer völkischen Herkunft und den rassischen Wurzeln ihres Wesens. Gewiß ergibt sich hier ein schwierig zu erfassendes und noch schwieriger zu erläuterndes Zusammenspiel der rassisch bedingten Seelenkräfte mit der Gesamtheit der Einwirkungen, die von außen her eingreifen. Erziehung und Beispiel, Familie und Schule, die ganze räumlich und zeitlich bedingte Erlebniswelt, vor allem aber der besondere Charakter der Muttersprache, sie alle spielen eine bedeutsame Rolle. Die wichtigste fällt dabei der Sprache zu, die freilich selbst wieder als unentbehrliche Bindung völkischer Zu-

sammengehörigkeit in Entfaltung und Gestaltung rassisch bedingt ist. Es ist in Worten, daß wir denken, und wenn es auch eine erschütternde wortlose Komik gibt, in den Schöpfungen der bildenden Kunst wie bei den besprochenen Zirkusspäßen und dem stummen Spiel der Pantomime, so bedarf doch jede anspruchsvollere Form der Heiterkeit der Sprache als ihres Mediums.

Wir verständigen uns durch Lautverbindungen von Konsonanten und Vokalen zu Wortgebilden, die bestimmte Vorstellungen vermitteln, konkrete oder abstrakte, sinnliche oder unsinnliche, vielleicht besser sinnennahe und sinnenferne wie Bank, Blume, Schuß auf der einen, Hoffnung, Abscheu, Zuversicht auf der anderen Seite. Diese Worte treten nun wieder nach den Gesetzen einer logischen Verkehrsregelung, die wir Grammatik nennen, miteinander in Beziehung und verknüpfen sich zu Sätzen. Und wie das Wort zur Hülse eines besonderen Begriffes, einer Vorstellung wird, so der Satz zur Hülse eines Sinnes.

Diese Hülsen können sich äußerlich zum Verwechseln ähnlich sein und trotzdem einen weltweit verschiedenen Inhalt bergen, sie können umgekehrt miteinander nicht das Geringste zu tun haben und gleichwohl kann sich ihr Inhalt gleichen wie ein Ei dem anderen. In dem einen Fall sprechen wir von den gleichsinnigen Wörtern, den Synonymen, in dem andern von den gleichlautenden, den Homonymen. Das Wechselspiel zwischen den beiden Gruppen bestreitet den höchsten Prozentsatz, wenn auch nicht den wirksamsten der Wortkomik, d. h. des Witzes.

Im Deutschen Museum zu München betrachtet ein älterer Mann mit kupferroter Nase tiefsinnig eine Panzerplatte. Ein Vorübergehender schnarrt ihn an: „Kennen Sie den Unterschied zwischen Ihrer Nase und der Panzerplatte?" Der Gefragte schüttelt unwillig den Kopf.

„Die Panzerplatte kommt von Essen und Ihre Nase

vom Saufen.“ Bis hierher macht sich nur der Wortwitz geltend, der die Synonyme Essen — Essen, die rheinische Industriestadt und die menschliche Nahrung gegeneinander ausspielt. Aber die Geschichte ist noch nicht zu Ende. Der Gefoppte stellt die Gegenfrage: „Und kennen Sie den Unterschied zwischen Ihnen und der Panzerplatte?“ Wie sollte er? Es ist der tote Punkt jener tausend Späße, die sich alle nach irgendeinem scheinbar sinnlosen Unterschied erkundigen. Und er bekommt zu hören: „Mir können Sie den Buckel runter rutschen, — das kann die Panzerplatte nicht.“ Dies die gemilderte, „gesellschaftsfähige“ Vortragsform der Geschichte, deren zweiter Teil sich deshalb wirksamer erweist, weil er die rein begriffliche Gegensätzlichkeit der gleichlautenden Bezeichnungen Essen — Essen durch den vorgestellten Kontrast zwischen dem angesprochenen lebendigen Partner und dem toten Ding, der Panzerplatte, übersteigert, weil er zudem die sittliche Befriedigung auslöst, daß ein unverschämter Patron gebührend zurechtgewiesen wurde und zwar mit einer derben, volkläufigen Redensart. Gerade die Derbheit, womöglich unterstützt von der Mundart, löst grobe, aber sichere Wirkungen aus. Das Beispiel zeigt, daß auch im Falle des komischen Elementes das Leben uns nicht den Gefallen tut, uns nur einheitliche, in schlichte Formen faßbare Fälle vorzuführen, sondern, daß es sich wie überall in buntgewürfelter und verflochtener Vielheit offenbart.

Das Wichtigste aber bleibt das Wort. Wir verzichten darauf, komisch wirkende, sprachliche Lautspielereien zu behandeln, bei denen der Sinn und die Bedeutung gar nicht oder nur oberflächlich gestreift werden, Schüttelreime und Scherzfragen, die da beginnen: „Was ist der Unterschied zwischen —“ „Wer war der erste Dichter, Konfektionsreisende —“ usw. Wir können auch den eisernen Bestand verstaubter Witzblätter entbehren;

die zerstreuten Professoren, die bierfrohen, verschuldeten Studenten, die ihren Onkel anpumpen, die bitterbösen Schwiegermütter und die Operettenkomponisten, die ihren Aufwand an Erfindung mit fremden Melodien bestreiten, die schwärmenden Backfische und die kessen Leutnants.

Ein ganzes Panoptikum leerer, vermotteter Gestalten zieht vorüber. Sie haben ihre Geltung verloren und haben sie als die trockenen und mühsamen Erfindungen einer stadtbürgerlichen, volksfernen und naturfernen Betrachtung nie verdient. In die Reihe dieser Strohpuppen gehört auch der einfältige Bauer, der starr vor Staunen ist über die Wunder der Großstadt. Die albernen Witze über ihn hätten verhängnisvoll wirken können; glücklicherweise hatte der Bauer Besseres zu tun als sie zu lesen.

Wichtiger für die sprachlichen Voraussetzungen des Humors ist der Unterschied zwischen den aufbauenden, schöpferischen Sprachen und den zergliedernden: den synthetischen und den analytischen. Diese Trennung gewinnt einschneidende Bedeutung in Hans F. K. Günthers Abhandlung „Die deutsche Haupt- und Heldensprache" („Ritter, Tod und Teufel, Verlag J. F. Lehmann). Er weist eindringlich darauf hin, daß das Französische als das Ergebnis einer abgestorbenen Sprache, des Lateinischen, keine Fähigkeit zum Keimen und Sprossen mehr habe, im Gegensatz zum Deutschen, das sich trotz rassisch bedingter Verderbnis der Gegenwart, doch in lebendigem, ununterbrochenem Wachstum aus dem Germanischen entfaltet habe. Er stellt somit dem mechanischen Charakter des Französischen den organischen des Deutschen gegenüber. Der Humor aber ist eine Frucht am Baume des Lebens. Er wird nicht verfertigt. Er gedeiht — oder er gedeiht nicht. Er setzt das zeugende Lebendigsein nicht nur des schöpferischen

Menschen, sondern auch der Sprache voraus, aus der er hervorblüht. Der Witz aber, und der französische ganz besonders, ist das Ergebnis hurtiger Gedankenkünste. Humor hat man. Den Witz macht man. Er ist ein gelungener Schachzug im Spiel mit Worten und Begriffen.

4. Komik und Humor.

Während der Begriff „Humor“, als wesentlicher Seelenanteil in dem germanischen Volkstum von jeher vorhanden, wenn auch nicht so benannt, erst im 18. Jahrhundert in Deutschland unter englischem Einfluß seine landläufige Geltung erhielt, — wird derjenige der Komik schon im 17. Jahrhundert bei uns in seinem heutigen Sinne verstanden. Er geht auf das griechische ὁ κῶμος zurück. Das war a) der Festzug, der festliche Aufzug, b) ein lustiger Umzug, eine Art Narrenprozession, c) ein lärmender, trunkener Schwarm vergnügter Menschen. Davon κωμικός: zur Komödie gehörend und ὁ κωμικός der Lustspieldichter. In der Tat hat die Komödie des Mittelalters, und alles, was im romanischen Süden unter „Komik“ verstanden wird, diesen Ursprung nie verleugnet. Man denke nur an die römischen Saturnalien, wo Herr und Diener ihre Rollen tauschten, an die Faschingsumzüge von Rom und Venedig — Goethe schildert sie uns mit lebendiger Farbigkeit in seiner „Italienischen Reise“ — man erinnere sich der bekannten Erscheinungen des Pierrot, der Colombine, des Sganarelle, des Mascarille, des Pantaleone, der zuerst wieder lange Beinkleider trug, worüber man sich schief lachen wollte, lauter Gestalten, die erst auf den öffentlichen Plätzen und Straßen Italiens sich im Fastnachtstrubel tummelten, den Weg in die italienische Stegreifkomödie fanden, und von dort aus zu Molières Lustspielen und damit zur klassischen Bühne. Der

Karneval von Nizza fällt uns ein, von Köln oder Mainz, wo das regellose Treiben der Vermummten in einem wohlgeordneten Umzug feste Form gewinnt. Dabei werden auf den blumen- und bändergeschmückten Wagen stadtbekannte oder staatsbekannte Vorfälle des abgelaufenen Jahres figürlich dargestellt. Die Stimmung leichter Trunkenheit scheint beinah unentbehrlich, so daß die Entwicklung der Wortgeschichte bestätigt wird, die die „Komik“ als beschwingte Daseinsfreude im geselligen Beisammensein gelten läßt, wobei der einzelne sein eigenes Wesen hinter einem anderen, vorgetäuschten verbirgt und sich in auffallender Form und leuchtenden Farben zur Schau stellt. Es ist immer wieder das vorübergehende Hinübergleiten von dem, was einer gemeinhin im Dasein vorstellt, in eine neue, spaßhaft gesteigerte und überhöhte Lebensrolle, die von der rauschhaft übertriebenen Daseinslust zum Maskenzug führt und von da über die Posse, die Pantomime und das Fastnachtsspiel schließlich zur Komödie.

Die Freude des westischen Menschen, des „Darbietungsmenschen“, wie ihn L. F. Clauß nennt, am Theaterspiel, am Auftreten, und an sprühender Geselligkeit, offenbart sich bereits in der Wortgeschichte der Vokabel „Komik“.

Vergleichen wir damit die Bedeutungsentfaltung des „Humors“ von der Beschaffenheit der Körpersäfte über die Sondertemperamente, bis zu der Fähigkeit, den Widerspruch zwischen Ideal und Leben lächelnd zu quittieren und sich mit innerer Freiheit über die Tatsachen und Widrigkeiten des Daseins zu erheben, so ergibt sich folgendes:

Die Komik ist nicht nur einfacher und allgemein zugänglicher, sie paßt sich auch dem Wesen des westischen Südländers besonders gefügig an, als ein Element, das sozusagen nur zwischen den Menschen die Rolle eines

erheiternden Mediums spielt, der bunte schillernde Ball, den der eine dem andern spielend zuwirft. Auf sich selbst gestellt, vermag er nichts mit ihm anzufangen. Da aber zeigt sich gerade die Begnadung, die häufig den besten und tiefsten germanischen Naturen als eine Sondergabe verliehen ist und die ihnen hilft, eine Seelengefahr zu überwinden, der wiederum gerade sie am meisten ausgesetzt sind, die der tragischen Vereinsamung.

Der Engländer Thomas Carlyle urteilt: „Kein Mensch, der einmal aus vollem Herzen gelacht hat, kann ganz unverbesserlich schlecht sein.“ Diese Meinung, die das Lachen als ein Anzeichen der sittlichen Gesundheit wertet, entspricht unserer deutschen Auffassung nicht minder als der englischen. Das Sprichwort: „Am Lachen erkennt man den Narren“ will keineswegs die Tatsache des Gelächters selbst als ein Symptom der Torheit auslegen. Es kommt vielmehr darauf an, wie gelacht wird und worüber. Es gibt unter den Geistesfürsten der Menschheit nur wenige, die sich nicht mit dem Problem des Lachens auseinandergesetzt hätten, sei es als Beobachter oder als bewußte Erzeuger der Heiterkeit. Nicht nur die Dichter und Denker sind es, die sich mit dieser Frage beschäftigten, sondern auch die Meister der Form und der Farbe, des Klanges und der Harmonie. Aber die Ausdrucksformen wechseln von Volk zu Volk in einer Mannigfaltigkeit, die hauptsächlich durch die verschiedene Schichtung der rassischen Elemente bedingt ist. Die beiden Sammelbegriffe, unter denen die Erscheinungen und Vorgänge zusammengefaßt werden, die den Lachreiz erzeugen, weisen je nach ihrem Vorwalten und ihrer Sinnfärbung bereits richtunggebende Wege: Humor und Komik.

Fürs erste eine kurze Betrachtung auch zur Wortgeschichte des Humors! Die lateinische Vokabel umor (Nebenform humor) bedeutet Flüssigkeit, Feuchtigkeit,

den Nahrungssaft der Pflanzen, ja, das nasse Element schlechthin, ob es sich nun um Wasser, Wein, Milch, Tau, Speichel oder Tränen handelt. Gemäß der naturwissenschaftlichen Auffassung und der medizinischen Erkenntnisstufe des Altertums, wie sie sich in den Schriften des Galenus offenbart, wurde die Körperverfassung des Menschen hauptsächlich nach der Beschaffenheit und Zusammensetzung seiner „Säfte", seiner „humores" beurteilt. Die vier Temperamente, das sanguinische, das phlegmatische, das cholerische und das melancholische, die psychologischen Leitformen der Unterscheidung, welche noch weit über das Mittelalter hinaus Geltung behielten, wurden als jeweilige Ergebnisse des Mischungszustandes der genannten Säfte betrachtet. Im Französischen besitzt „humeur" heute noch die gleiche Bedeutung wie im Lateinischen, darüber hinaus jedoch auch die der Gemütsart schlechthin und der Stimmung; „être en humeur de faire q. —" in der Stimmung sein, etwas zu tun — „n'avoir ni humeur ni honneur" — kein Ehrgefühl haben, abgestumpft sein. Diese Wendungen führen uns den Begriff in seiner neutralen Begrenzung vor, aber „humeur" bedeutet auch die Laune, die Grille. Un homme d'humeur — ist ein launischer Mensch. Avoir de l'humeur heißt: üble Laune haben. Comment, de l'humeur? — wie, das nehmen Sie übel? Lauter Beispiele, die uns bezeugen, daß der Franzose im ganzen mit dem Begriff „humeur" eher den des Mißvergnügens verbindet, als jenen heiterer Gemütsstimmung, welcher uns vertraut ist.

Das italienisch-deutsche Wörterbuch Rigutini-Bulle gibt an: Umore — essere di buon, di cattivo umore — guter oder schlechter Laune sein; dann folgt der bezeichnende Zusatz: „Humor im Sinne des deutschen Humors erst seit neuester Zeit gebraucht; doch ver-

stehen die Italiener das Wort nicht recht, da sie den eigentlichen Humor nicht haben."

So ist es. Humor, obwohl seiner Entstehung nach ein romanisches Wort, also lateinischer Wurzel entsprungen, ist in der besonderen Sinnfärbung, die wir ihm verleihen, den Romanen fremd. Das heißt keineswegs, daß es keine Franzosen, Italiener oder Spanier gebe, denen die Gemütszustände und Wirkungen vertraut wären, die wir humoristisch nennen. Fehlt aber einer Sprache das Wort, also die gangbare und gültige Verkehrsmünze für einen Begriff, so ist gewiß der Schluß erlaubt, daß dieser Begriff selbst dem zugehörigen Volke durchschnittlich fremd ist. Ganz anders verhält er sich im Englischen, das, ursprünglich auch von der lateinischen Bedeutung ausgehend, nicht bei der Bedeutung Temperament stehenblieb oder es sogar nur bei „Launenhaftigkeit" oder „Grillenfängerei" verbleiben ließ, sondern das ihn mit der Bedeutung Scherz und Fröhlichkeit versah, ja, ihn derartig ausweitete, daß er eine ganze Grundstimmung menschlichen Daseins, eine besondere Einstellung zum Leben bezeichnen konnte. Shakespeares Freund Ben Jonson (1573—1637) gebraucht es in seinem Lustspiel "Every man out of his humour" noch ungefähr in dem Sinn von Temperament. Shakespeare selbst benützt die Wendung: "a humorous man" und versteht darunter einen charakterlich ausgeprägten, gemütsbetonten, im allgemeinen sanguinischen Menschen, also noch keineswegs das, was wir eine humoristische Natur nennen, und was Shakespeare selbst in vollem Maße war. In seinen „Lustigen Weibern von Windsor" macht er sich über den Unfug lustig, der zu seiner Zeit besonders von Halbgebildeten mit dem begrifflich noch nicht fest umrissenen Modewort getrieben wurde: „Und dies — sagt der brave Korporal Nym — ist wahr, der Humor des Lügens ist

mir zuwider. Er hat mich in gewissen Humoren beleidigt. Lebt wohl! Ich hasse den Humor von Brot und Käse, und das ist der Humor davon. Lebt wohl!“

Nachdem er verschwunden ist, brummt Herr Page bedenklich vor sich hin:

„Der Humor davon! Ei, das ist mir ein Bursche, der unser Englisch aus allem Verstand herausschreckt.“

5. Erotik.

”Clean and healthy“, „reinlich und gesund“, so lautet das Werbeschlagwort, mit dem das größte englische Witzblatt „Punch“ sich seinen Lesern empfiehlt. Wenn es so verstanden sein will, als halte es seinem Publikum jede Anspielung auf das erotische Leben fern, so ist es berechtigt. Es ist natürlich billig, sich damit abzufinden, daß diese Haltung ganz dem englischen ”cant“ entspreche, also der gesellschaftlichen Heuchelei. Friedrich Nietzsche hat über diese Erscheinung im englischen Kulturleben, über diese von der öffentlichen Sitte geforderte völlige Abblendung des Daseins gerade da, wo es am sprühendsten, am lebendigsten, am erhabensten und zugleich am bedenklichsten und lächerlichsten sein kann, nämlich in der gegenseitigen Beziehung der Geschlechter, sehr bittere Worte gefunden. Er schrieb gerade dem Engländer zu, daß er sein besonders brutales und triebhaftes Sinnenleben nur durch die Maske der Heuchelei tarnen könne, wie sie vom Puritanertum vorgeschrieben werde. Dies Urteil erweist sich in seiner Allgemeinheit bestimmt als übertrieben, auf Einzelerscheinungen angewandt, vielfach als falsch. Trotzdem läßt sich nicht leugnen, daß im 18. Jahrhundert der puritanischen Welle äußerster Nüchternheit und Sittenstrenge eine solche fast hemmungsloser Daseinsfreude und Ausgelassenheit unter den Stuarts vorausgegangen

war. Ja, das "Merry old England" der Renaissancezeit war alles weniger als prüde, und Shakespeare selbst, einer der Großen, dem nichts Menschliches fremd war, konnte den Mut und auch den Abstand aufbringen, alles Menschliche auszusprechen, ohne daß sich sein eigenes Bild deshalb trüben könnte, ohne daß man es deshalb niedriger hängen müßte. Erst nach der puritanischen Reaktion setzt sich die Forderung "clean and healthy" dem Humor gegenüber durch. Es läßt sich nicht bestreiten, daß Charles Dickens sich nach ihr richtete und trotzdem in seinen Werken, besonders in seinen „Pickwickiern", sich als einen Humoristen ganz großen Stils erwies.

Auf dem Felde der deutschen Literatur läßt sich das Gleiche von Wilhelm Raabe behaupten, von Heinrich Seidel und manchen anderen, deren Humor sich mit einer harmlosen, aber innigen Schalkhaftigkeit begnügt.

Die wechselnde Geltung beziehungsweise Nichtachtung der erotischen Motive im englischen Schrifttum läßt sich aber nicht nur aus zeitbedingten Stilwandlungen und den wechselnden Wirkungen puritanischer und gegenteiliger Geistesrichtung erklären, sondern auch daraus, daß einmal das nordisch-germanische Element in den Vordergrund tritt, das ja dem Geschlechtsleben gegenüber nüchterner und mit gemessenem Abstand verfährt, ein anderes Mal das westisch-keltische, das sinnenfroheren und leichter entflammbaren Triebneigungen huldigt. Es wird noch davon die Rede sein, daß Komik und Humor auch, soweit sie auf deutschem Boden lebendig sind, nicht lediglich dem fälisch-nordischen Seelentum entspringen, daß die dinarische Freude an saftiger Derbheit ihr Wort mitzusprechen hat und ostisch-breites Behagen am Sinnenleben. Es gab ja auch noch unlängst die zahllosen und ruhmlosen Strophen des „Wirtshauses

an der Lahn", das an den bierfeuchten Inaktiventischen der deutschen Universitäten nur allzu fleißig gegrölt wurde, die Kiesewetter-Verse, die Karlchen-Miesnick-Geschichten und die paprikagewürzten, balkanduftenden Mikoschwitze.

Die seelische Straffung der Gegenwart wird ohne feierliche, sittliche Entrüstung achtlos diese trüben Sumpfblüten niedertreten, die den Spritdünsten umnebelter Nachtstunden entstiegen. Die in all ihrer derben Natürlichkeit grundehrliche Liselotte von der Pfalz hat recht, wenn sie von Versailles aus das Urteil fällt, die deutschen Landsleute möchten sich mit erotischen Plänkeleien nicht allzuweit vorwagen, „es geht ihnen zu grob ab". Der westische Mensch, vor allem aber der Franzose, bewährt sich in der Kunst, auch bedenklichste Situationen in gesellschaftsfähiger Sprache darzustellen, als ein wahrer Artist. Dem nordischen Humor hingegen mag es zwar nicht selten gelingen, in kühnem und weitausgreifendem Anlauf die Spanne zwischen der göttlichen Erhabenheit des Geschlechtslebens, das die Zukunft und Vergangenheit der Sippen verbindet, und der Niedrigkeit und Lächerlichkeit, in die es sich nur allzu häufig verirrt, zu überspringen. Dem westischen Menschen, einem Verehrer der formalen Regelung des Gesellschaftslebens, macht es aber Freude, dessen Forderungen zwar äußerlich eifrig anzuerkennen, sie aber heimlich mit spitzbübischem Triumph zu umgehen. Sein Geltungsdrang und seine Eitelkeit jubiliert weniger in dem Gefühl, die geliebte Frau errungen zu haben, als in demjenigen, sich vor ihr in all seiner männlichen Glorie aufzuspielen und dem Nebenbuhler, meist dem gesetzlich angetrauten Gatten, in aller Stille Hörner aufzusetzen. Was unserer Art aber am fernsten liegt in dieser Beziehung, das ist das animalische Grinsen des Negers oder die schmatzende Lüsternheit des Vorderasiaten, dessen Brünstigkeit ge-

legentlich in ihr Gegenteil, in die Verzückung der Askese und die Wollust des Schmerzes umschlägt.

Leo Frobenius hat in seiner vielbändigen Sammlung afrikanischer Schwänke und Märchen „Atlantis“ (verlegt bei Eugen Diederichs, Jena 1922) so viel Belege für die tierhaft naive und rohe Sinnenfreude der negriden Rasse gesammelt und diesem Kapitel ein eigenes Werk widmen können, den „Schwarzen Dekamerone“.

In den Erzählungen des Volksstammes der Mande tritt z. B. ein gewisser Dennje auf („Atlantis“ VIII), ein Mandeneger mit einem so gewaltigen Kaja (Zeugungsglied) begabt, daß er selber vor ihm Angst bekommt und wegläuft. Der Kaja rennt mit gewaltigem Lärm und Geläute: Gilligilli bollai, gilligilli bollai — hinter ihm her, und alle Welt sucht entsetzt das Weite, bis er von einem Schafbock durchbohrt wird und zerplatzt, ein Vorfall, aus dem ein großer See entsteht. Oder:

Ein Freudenmädchen hat einen jüngeren Bruder, der zu Unrecht vom Richter zu hundert Peitschenhieben verurteilt wird, unter Billigung des Bürgermeisters und des Almami, des geistlichen Würdenträgers. Die Bittgänge der Hure helfen nicht. Doch versteht sie es, jeden der drei großen Herren zu einem Stelldichein in ihrem Hause einzuladen, einen immer eine halbe Stunde später als den anderen. Auf diese Weise wird der Richter durch den Bürgermeister, der Bürgermeister durch den Almami verscheucht. Jeder verkriecht sich in einen großen Koffer, und am Schlusse stehen die drei Koffer, von der Halbweltdame sorgsam verschlossen, friedlich übereinander in der Ecke. Dem zu oberst kommt ein menschliches Rühren an. Es trieft durch seine Kiste dem zweiten und dritten auf den Kopf. Und nun gibt es Wehklagen und Geschrei. Die Vorübergehenden befreien die drei Eingeschlossenen, die nun zum Schaden den Spott haben.

Mit so schlichten und groben Wirkungen gibt sich der vorderasiatische Stil erotischer Komik nicht zufrieden. Die spätantike Literatur ist durchsetzt mit lüsternen Erzählungen und Späßen, deren Erfindungen hauptsächlich auf das Konto dieser Rasse zu setzen sind. Schon Houston Stewart Chamberlain hat in seinen „Grund-

lagen des neunzehnten Jahrhunderts“ den Syrier Lukian aus Samosate als den Typus des gewissenlosen, freibeuterischen Literaten hingestellt, der sich in der Verfallszeit des zweiten nachchristlichen Jahrhunderts ganz an seinem Platze fühlen konnte und zu rauschenden Erfolgen aufstieg. Seine „Göttergespräche“, in denen Jupiters Seitensprünge, seine Knabenliebe zu Ganymed, Aphrodites Verhältnis zum Kriegsgott Ares den breitesten Raum einnehmen, haben nicht wenig zur endgültigen Zersetzung des schon fadenscheinig gewordenen Götterglaubens beigetragen und zum religiösen Nihilismus der Epoche.

Ixion, der olympische Hausfreund.

Aus Lukians „Göttergesprächen“ (übers. von C. M. Wieland).

Juno. Jupiter.

Juno: Was meinst du wohl, Jupiter, was dieser Ixion[1]), dem du so freien Zutritt bei uns verstattest, für ein Mann ist?

Jupiter: Ein sehr netter Mann, liebe Juno, und ein angenehmer Gesellschafter. Würde ich ihn wohl zu meiner Tafel ziehen, wenn er dessen unwürdig wäre?

Juno: Er ist aber dessen unwürdig und kann nicht länger bei uns geduldet werden.

Jupiter: Was hat er denn Ungebührliches getan?

Juno: Was er getan hat? Es ist so arg, daß ich es vor Scham nicht sagen kann.

Jupiter: Um so weniger darfst du mir's verschweigen, wenn er etwas so Schändliches begangen hat. Hat er eine unsrer Göttinnen verführen wollen? Denn ich merke aus deinem Zögern, daß es etwas dergleichen sein wird.

2. Juno: Mich, mich selbst und keine andere, Jupiter, und das ist schon eine geraume Zeit her. Anfangs konnte ich lange nicht begreifen, warum er mich immer so starr und un-

[1]) Die Mythologen sind nicht einig, wer Ixions Vater gewesen, noch wie er zu der Ehre gekommen, ein so besonderer Günstling Jupiters zu werden. Durch seine Gemahlin Dia wurde er König in Thessalien und Vater des durch seine Freundschaft mit dem Theseus berühmten Pirithous. Vgl. Moritz, Mythol. S. 183.

verwandt ansah; mitunter seufzte er auch und hatte die Augen voll Tränen. Wenn ich dem Ganymed den Becher zurückgab, bat er ihn heimlich, ihm aus demselben Becher zu trinken zu geben, und wenn er ihn bekam, küßte er ihn und drückte ihn an die Augen und blinzelte dabei immer nach mir. Nun fing ich an zu merken, daß er mir seine Liebe dadurch zu verstehen geben wolle: aber die Scham hielt mich immer zurück, dir etwas davon zu sagen, und ich hoffte auch, der Mensch würde von seinem Unsinn endlich ablassen. Aber da er sich nun gar unterstanden hat, mir mündliche Liebeserklärungen zu machen, habe ich ihn auf dem Boden, wo er weinend vor mir hinfiel, liegen lassen, mir die Ohren zugehalten, um die beleidigenden Bitten nicht zu hören, die er zu meinen Füßen vorbrachte, und bin hieher gekommen, es dir anzuzeigen.

Erwäge nun selbst, was für eine Rache du an dem Menschen nehmen willst.

3. Jupiter: Welch ein infamer Kerl! Was? Mich selbst anzutasten, und an der empfindlichsten Seite! Ist's möglich, daß ihn der Nektar bis zu diesem Grad trunken machen konnte? — Aber freilich sind wir selbst schuld daran und treiben die Menschenliebe offenbar zu weit, da wir die Sterblichen mit uns essen und trinken lassen. Wahrlich, es ist ihnen zu verzeihen, wenn sie bei einem Wein wie der unsrige, und bei dem Anschauen himmlischer Schönheiten, dergleichen ihnen auf der Erde nie vorgekommen sind, vor Liebe den Verstand verlieren und sie zu genießen begehren. Denn Amor ist ein gewalttätiger Tyrann, der nicht nur über die Menschen, sondern zuweilen über uns Götter selbst den Meister spielt.

Juno: Von dir ist er in der That unumschränkter Herr, dich zieht er bei der Nase, wie man zu sagen pflegt, ohne den geringsten Widerstand, wohin er will.

Jupiter beschließt dann, Irion zu seinem Wunsch zu verhelfen und ihm Junos Gestalt vorzutäuschen, während er in Wirklichkeit nur eine Wolke umarmen soll.

Seine „Hetärengespräche" — der Titel besagt es — lassen nicht viel anderes erwarten. Trotzdem oder deshalb, die Frage ist schwer zu entscheiden, galten seine Bücher und Vorlesungen als erlesenstes Geistesgut bei den Zeitgenossen. Es ist derselbe vorderasiatische Geist,

Lüsternheit, gepaart mit einer wirkungssicheren Mache und virtuoser Handhabung der Sprache, der auch in unserer Epoche uns in dem jüdischen Schrifttum der Nachkriegszeit in hundertfacher Gestalt entgegentrat.

Sollten die Dinarier wirklich mit den Vorderasiaten auf eine gemeinsame Urrasse zurückgehen, so zeigen die beiden Gruppen zwar körperlich noch einige Ähnlichkeit, sie sind kurzköpfig, dunkeläugig, dunkelhaarig; seelisch aber um so weniger. Hier schachergierige Händler, kampfscheu und geduckt wie die Armenier, dort seßhafte Bauern und draufgängerische Burschen. Eine ausgesprochene Neigung zu derber Sinnlichkeit ist zwar den Dinariern eigen, aber sie ist so offenherzig und naturfroh, daß sie mit der schwülen Lüsternheit der Vorderasiaten ebensowenig zu tun hat, wie mit deren Hang zu leidverzückter Selbstkasteiung.

Dazu ein Beispiel:

> Ein Bauer in den Fünfzigern, ein Witwer, kommt zum Pfarrherrn, um sein Aufgebot anzukündigen. Als der Pfarrer den Namen der Braut erfährt, warnt er wegen des Altersunterschiedes. Er fünfzig, sie zwanzig, das geht doch nicht. Auf den Einwurf des Bräutigams, er, Hochwürden, habe doch auch eine Köchin, die sei erst fünfundzwanzig, fährt der Geistliche auf: „Ach was, Köchin, die muß eben kochen, backen, die Wäsche besorgen etzetera etzetera.“ „Sehngs“ bekommt er zur Antwort — „grad zweng dem Etzetera wär mir auch eine Jüngere bedeutend lieber.“
>
> (Nach Resl: „Da is amal“ . . .)

Vertuscheln und Verschweigen, Muckertum und Prüderie entstammen im Grunde derselben Geisteshaltung wie zügellose, schmatzende Geilheit. Sie sind nur ihre Umkehrung, sie haben beide mit der nordischen Einstellung zur Erotik nicht das Geringste zu tun. Ein offenherziges und schallendes Gelächter begleitet jene Brautnachtszene im Nibelungenlied, in der die reckenhafte Brünhild den Gatten Gunther mit ihrem Gürtel fesselt,

nachdem er umsonst um ihre Jungfräulichkeit gekämpft hat, und ihren Mann in dieser Haltung an den Nagel hängt, damit sie ungestört bis zum Morgen schlafen kann.

Und welch zarte, aber ganz unverhüllte Heiterkeit der Sinne spricht aus Walther von der Vogelweide's erotischem Erlebnis:

„Under der linden, da unser beider bette was,
Da muget ir finden beide bluomen unde gras —

Wer an dem Liebesnest vorüberkommt, der kann die Spuren wohl erkennen, aber von der Person der geliebten Frau ahnt er nichts. Denn es gab keinen Zeugen der heimlichen Stunde, nur ein kleines

„Vogellîn, daz mac wol getrûwe sîn."

„Tandaradei!" jubelt der Dichter in der Siegesfreude seiner Begegnung in die Welt hinaus.

6. Im Spiegel der Rasse.

In den unzähligen Büchern und Abhandlungen, die sich in den letzten Jahrzehnten mit den Lebensbedingungen und der Geistesentfaltung der Völker beschäftigen, treten vor allem drei Leitbegriffe hervor: Kultur, Stil und Rasse. Und wenn wir uns auch von der Erkenntnis führen lassen, daß ohne die rassische Wertung des Völkergeschehens keine kulturelle und stilistische Untersuchung Erfolg verspricht, daß also die Rasse der Oberbegriff der beiden anderen ist, so stehen die genannten drei insofern auf gleicher Ebene, als sie sämtlich Spätbegriffe der Erkenntnis sind. Dazu ein Wort der Erläuterung: Die gemeinsamen Gesittungsformen einer Menschengruppe in der Ausübung ihrer Religion und ihres Kults, in ihrer Kunstübung, ihrem Familienleben

und ihren Erwerbsformen werden von den betreffenden Menschen ganz unbewußt gelebt und hingenommen, als das Selbstverständliche, das Immergewesene und Unveränderliche. Abstrakte, sinnenferne Bezeichnungen bilden sich ja überhaupt viel später aus als die konkreten, dinglichen, die zur Benennung und Beherrschung des werkhaften, gegenständlichen Alltagslebens fürs erste nötig sind. Es leuchtet somit ein, daß ein Begriff von solch umfassender Bedeutung und mit solch fließenden Grenzen, wie derjenige der Kultur erst sehr spät Geltung bekommt. Ja, eigentlich wird er in seinem Wesen erst geformt und erfaßt, „begriffen“, in einem geschichtlichen Augenblick, in dem die zugehörige Erscheinung, also die Kultur selbst in ihrem Bestand bedroht erscheint. Erst wenn die Völker in ihrem Gefüge, in dem tragenden Unterbau ihres Gemeinschaftsdaseins, des überlieferten Brauchtums, ihrer religiösen Anschauungen usf. Risse und Sprünge spüren, formt sich aus der unbewußt gefühlten Not ein Sammelbegriff, der wie ein Alarmruf das, was zu entschwinden droht, benennt und damit gleichsam beschwört. Nietzsche hat einmal gefordert, den Worten zu ihrem besseren Verständnis und zu ihrer tieferen Erkenntnis, bis zur Wurzel nachzuspüren. Verfahren wir so mit der „Kultur“! Das Wort stammt ursprünglich von colere: das Land, den Boden bebauen, so daß cultura die bäuerliche Pflege der Erde ist und nichts anderes (die agricultura). Die Sinnerweiterung bezeichnet dann die kultische Weihe, die Heiligung des bäuerlichen Daseins in seinen organischen Entwicklungsformen und fernerhin die künstlerische, geistliche und wissenschaftliche Steigerung des Lebens, die auf einem, im Bauerntum gesicherten, festen staatlichen Rahmen möglich wird.

Ein solcher Spätbegriff ist auch Stil. Stylus, ursprünglich das Gerät, der Schreibgriffel, erweitert sich

zum Begriff der Schreibweise, nicht nur im Sinne der Handfertigkeit des Schreibers, sondern auch in dem der sprachlichen Prägung des Gedankens. Die in der Folge einsetzende Ausweitung des Gedankens: Stil = die Gesamtheit der Merkmale in der Formensprache der bildenden Künste, soweit sie für bestimmte Kulturbezirke und Epochen nachweisbar sind, ja, darüber hinaus als eine zeit- und volkbedingte Grundhaltung — gehört als Tatsache starken, selbstsicheren Zeiten an. Als von einem bewußten Begriff des genannten Umfangs ist erst sehr spät von ihm die Rede, nämlich dann, wenn die gestaltenden Kräfte selbst von Fäulnis, Spaltung und Verfall bedroht sind. Die Zeit des Phidias, des Perikles und Sophokles, die klassische Zeit des attischen Geistes besaß Kultur und Stil in einem Umfang und verfügte darüber mit einer Unbefangenheit, wie sie kaum wieder erreicht wurden. Aber sie sprach nicht davon. Die mittelalterliche Gotik, in der die gleiche Einstellung zum Leben aus den hochragenden und mystisch verdunkelten Kathedralen spricht wie aus den Steinbildnissen der Heiligen, erlebt den gotischen Stil bis in die Alltagserscheinungen der Umgangssprache und der Mode hinab, aber sie weiß nichts von ihm.

Erst Zeiten, in denen das schöpferische Ingenium zu versagen und zu versiegen droht, schaffen den Begriff zugleich als einen Hebel der Kritik und als einen Ausdruck der Sehnsucht.

Der körperliche Schmerz ist die Reaktion, die auf einen Gefahrenherd hinweist, welcher Leben oder Gesundheit bedroht. Ein Notsignal! Den Charakter eines solchen Notsignals nimmt auch die Vokabel „Rasse" in steigendem Maße an, seitdem sie von den europäischen Sprachen, einem dringenden Bedürfnis der Völker folgend, allenthalben in Umlauf gesetzt wird und auf menschliche Verhältnisse angewandt wird. Solange die Nationen in

völkischer Geschlossenheit und wenn auch nicht unvermischt, so doch in harmonischem Zusammenwirken ihrer Rassenschichten dahin leben, ist ihnen der Begriff Rasse als Daseinsnorm und bewußte Forderung unbekannt, aber keineswegs als unbewußt wirkendes Gesetz ihrer Lebensregelung und Rechtsprechung. Diese Betrachtung glaubt der Verfasser dem Verständnis seiner Abhandlung schuldig zu sein. Denn, wenn überhaupt Komik und Humor zum Rassengedanken in Beziehung gesetzt werden, so geht es nicht an, über die Geschichte des Rassengedankens selbst achtlos hinwegzugleiten. Ja, da das Element des Lächerlichen in jeder Gestalt nicht nur geistesbiologisch zu erfassen ist, sondern, abgelöst von dem der Kultur und des Stils, nicht verstanden werden kann, war auch ein kurzer Hinweis auf diese beiden notwendig.

An dieser Stelle hat die Untersuchung einzusetzen, welches Verhältnis denn nun zwischen den heutzutage unterschiedenen Rassentypen, also den nordischen, den fälischen, den ostischen und ostbaltischen, den westischen und orientalischen, den dinarischen und vorderasiatischen, den negriden und innerasiatischen einerseits und dem Phänomen des Lachens andererseits besteht. Ganz gleich, ob die von H. F. K. Günther u. a. aufgezählten Typenreihen um den einen oder den anderen Faktor vermehrt oder vermindert werden, ob der eine Rassenforscher an der Benennung „turanisch“ oder „alarodisch“ festhält, ob wieder ein anderer die „sudetische“ Rasse vermissen mag, es handelt sich hier um Anschauungshilfen, die bei der Betrachtung und Einstufung der abendländischen Völker nach ihrem Schichtungsbestand notwendig sind. Mag die Zukunft diese Skala erweitern, vereinfachen oder umgestalten, wir haben den Männern, die sie aufstellten, weit über die Gegenwart hinaus dankbar zu sein. Doch sollen die beiden ersten der genannten Rassetypen, der

nordische und fälische, nicht, wie es vielfach geschieht, als Menschengruppen unter anderen Menschengruppen dargestellt werden, wenn auch vielleicht mit vorzugsweiser Behandlung, sondern als die schöpferischen Ausgangsrassen, die, allerdings in hundertfacher Abwandlung im Abendlande und den angrenzenden Kulturbezirken, natürlich auch in Nordamerika, den entscheidenden Anstoß gegeben haben für die Kulturentfaltung sowohl, wie für die Ausprägung der Stile. Wenn beide, Kultur und Stil, sich trotzdem recht verschieden entwickelt haben, so liegt es an den verschiedenen örtlichen und zeitlichen Bedingungen, und damit zugleich an den hinzutretenden fremdrassigen Komponenten des Menschenschlages.

So viel steht fest, daß die Nacheiszeit mit ihren harten Lebensbedingungen in einem Jahrtausende langen Ausleseprozeß zur hohen Schule der beiden Rassen wurde. Der lange Winter erforderte Vordenklichkeit und wohl bedachte Maßnahmen in der wärmeren Jahreszeit, damit man ihm trotzen konnte. Nur straffe Kameradschaftlichkeit in den Sippenverbänden und gestählte Willenshärte vermochte dem Ansturm eines rauhen und gefährlichen Lebens Widerstand zu leisten. Und doch unterschieden sich beide Schwesterrassen, die wohl im Grunde Töchter derselben Urnordrasse sind, vom Anfang ihres Auftretens an. Die fälische, zum Teil auf dem fetten Marschboden siedelnd, ging zuerst zum Ackerbau über und zeichnete sich bald durch Seßhaftigkeit, enge Verbundenheit mit der Scholle, durch bäuerliche Beharrlichkeit und Stetigkeit aus, Charakterzüge, die sich ihrer äußeren Erscheinung, breit und wuchtig, mit schwerem, gelassenem Gang, trefflich einfügen.

Die nordische Rasse, erstmalig südöstlich von der fälischen auftretend, ist von Beginn an beweglicher, unternehmender und zu weiträumigem Ausgriff geneigter.

Was in den kommenden Beispielen auf der fälischen,

was auf der nordischen Seite zu buchen ist, soll zwar in seiner Besonderung deutlich und faßlich nachgewiesen werden, aber nicht in streng schematischer Trennung. Denn infolge des Jahrtausende alten Ineinandergreifens und Ineinanderschmelzens der beiden Rassen, das kraft der Erbgesetze doch niemals zu einem einheitlichen Mischtypus führen konnte, sondern in dem immer wieder die eine Art aus der anderen „herausmendelte", treten die kennzeichnenden Züge im seelischen Antlitz (wie auch im körperlichen) im gleichen Werk, beim gleichen Dichter, häufig mehr hintereinander als nebeneinander hervor. Es ist oft so, als erblicke man durch eine gläserne Maske eine zweite. Man sieht durch das nach außen gekehrte Erscheinungsbild sozusagen die der anderen Rasse zugehörenden Anlagen hindurchschimmern.

Das soll nicht hindern, den Grundcharakter zu verdeutlichen, der jeweils das Vorklingen der fälischen oder der nordischen Leitmelodie deutlich vernehmen läßt.

7. Der grimme Humor.

So etwas wie die leichtgeschürzte Muse wird man in der altnordischen Edda kaum antreffen, nicht einmal das, was man so schlechthin Komik nennt. Aber eine Episode, wie die von Thors Brautfahrt, ist dafür um so mehr von einem grimmen, „urigen" Humor gesättigt. Sie mag bestätigen, daß man es mit einem echt fälischen Bauerngott zu tun hat. Da lebt sich die derbe Freude an dem Eß- und Trinkvermögen des Urgewaltigen aus, und zwar um so spaßhafter, als sich der Ungefüge in der Verkleidung der künftigen Braut als falsche Freyja, bei dem Thursenkönig Thrym einführt, von weiblichem Gefolge begleitet. Man ist versucht, einen Augenblick an die zartere und verhaltene Vorstel-

lung des jugendlichen Achills im Mädchenkleide zu denken.

In „Dichtung und Wahrheit“ (III. 12. Buch) bekennt Goethe, daß er die altnordische Dichtung, besonders die Edda, gut kenne und wohl zu schätzen wisse, ihre Helden und Göttergestalten kämen freilich dem Stil seines eigenen dichterischen Schaffens nicht entgegen, obwohl sie immerhin noch greifbarer und wirklicher seien als die nebelhaft zerfließende Gedankenwelt Ossians. Dann folgt ein sehr bezeichnender Zusatz, der beweist, daß Goethe ein Merkmal der altnordischen Dichtung mit feiner Witterung als wesentlich erkannte, das vielen Lesern der Edda bis heute in seiner Bedeutung entging:

„... der humoristische Zug, der durch die ganze nordische Mythe durchgeht, war mir höchst lieb und bemerkenswert“.

Wohl möglich, daß ihm dabei Geschichten vorschwebten, wie die vom Thursenkönig Thrym, die wir folgen lassen:

Sie banden Thor
mit Brautlinnen
und mit dem breiten
Brisingenschmuck.
Sie ließen Schlüssel
am Leib ihm klirren
und Frauenkleider
aufs Knie fallen
und breite Steine
auf der Brust liegen
und türmten hoch
den Hauptschmuck ihm.

Da sprach Loki,
der Laufey Sohn:
„Ich will bei dir
als Dienerin sein;
wir reisen zu zweien
nach Riesenheim.“

Bald waren heim
die Böcke getrieben,
an die Sielen geschirrt,
sie sollten rennen.
Berge barsten,
es brannte der Grund:
aus fuhr Thor
nach Thursenheim.

Da sagte Thrym,
der Thursen König:
„Stehet nun auf,
bestreut die Bänke!

Führt mir als Frau
nun Freyja her,
des Njord Tochter
aus Noatun!

Zum Hof gehn hier Kühe,
die Hörner golden,
rabenschwarze Ochsen,
dem Riesen zur Lust;
hab vielen Schmuck,
hab viele Schätze,
Freyja allein
fehlte mir noch.“ — — —

Man fand zu Abend
dort früh sich ein;
herbeigebracht
ward das Bier dem Riesen.
Einen Ochsen aß er
und acht Lachse,
alles Backwerk,
gebracht den Frauen,
es trank da Thor
drei Tonnen Met.

Da sagte Thrym,
der Thursen König:
„Wo schautest du Bräute
schärfer beißen?
Nie sah ich Bräute
breiter beißen
noch auch mehr Met
eine Maid trinken.“

Da war nicht weit
die gewitzte Magd;
auf des Riesen Rede
fand rasch sie ein Wort:
„Nichts aß Freyja
acht Nächte lang;
so sehnte sie sich
nach dem Saale Thryms.“

Unters Linnen lugt er,
lüstern zu küssen;
einen Satz tat er,
den Saal entlang:
„Wie furchtbar sind Freyjas
Augen!
Wie Feuer flammt es
aus Freyjas Blick!“

Da war nicht weit
die gewitzte Magd;
auf des Riesen Rede
fand rasch sie ein Wort:
„Nicht schlief Freyja
acht Nächte lang;
so sehnte sie sich
nach dem Saale Thryms.“

Herein kam die arme
Riesenschwester,
die um Brautgabe
bitten wollte:
„Die roten Ringe
reich mir vom Arm,
willst Du meine
Minne haben,
mein Minne
und meine Huld!“

Da sagte Thrym,
der Thursen König:
„Bringt den Hammer,
die Braut zu weihn!
Leget Mjollnir
der Maid in den Schoß!
Mit der Hand der War
weiht uns zusammen!“

Das Herz im Leib
lachte da Thor,
als der Hartgemute
den Hammer sah:
erst traf er Thrym,
der Thursen König;

der Riesen Geschlecht
erschlug er ganz.

Er schlug auch die arme
Schwester der Riesen,
die Brautgabe
erbeten hatte:

Schellen bekam sie
statt Schillinge
und Hammerhiebe
statt heller Ringe.

So holte Thor
den Hammer zurück.

(Übers. von Genzmer. Aus der Sammlung „Thule". Verlag von Eugen Diederichs.)

Der Riesenfürst ist in seiner Umgebung an einen gewaltigen Verbrauch seiner Riesensippe gewöhnt. Was er aber hier erlebt, macht ihn doch verdutzt, ebenso wie der Feuerblitz aus Thors Auge, dem er schäkernd unter das Brautlinnen guckt. Aber die Kammerfrau Loki ist nicht auf den Mund gefallen: vor Sehnsucht habe die Braut acht Tage nicht essen können, acht Tage nicht schlafen können. Daher der ungeheure Appetit und der glühende Blick.

Es ist der gleiche grimme, heldische Humor, auf menschliche, ganz realistisch dargestellte Verhältnisse übertragen, dem wir gelegentlich in den Sagas, den altisländischen Bauerngeschichten, begegnen.

Gisli wird infolge der Ränke seiner gehässigen Verwandten und blutiger Ereignisse, die aus diesen entstanden, geächtet. Er hält sich verborgen und Eyjolf begibt sich als Häscher zu Aud, Gisli's Gattin, um von ihr das Versteck des Vogelfreien zu erkunden; die sittliche Grundlage der Erzählung besteht in der starren Treue der Ehefrau und dem felsenfesten Vertrauen Gislis, der trotzige Humor aber darin, daß sie sich erst zusichern läßt, sie dürfe mit dem Verräterlohn machen, was sie wolle, und dem Unterhändler dann den Sack mit den Judassilberlingen höhnend um die Backen schlägt:

„Daraufhin machte Eyjolf sich sofort mit elf Mann auf die Fahrt: Helgi und Havard gingen auch mit. Sie fuhren geradeswegs in den Geirthjofsfjord und durchquerten alle Wälder und suchten das Steinmal und Gislis Versteck und fanden keines von beiden. Da fragte Eyjolf Havard, wo sie denn das Mal errichtet hätten.

Er antwortete: „Das kann ich nicht wissen; denn erstens war ich so schläfrig, daß ich überhaupt nichts von mir merkte, und dann errichtete Helgi das Mal, während ich schlief. Ich halte es für gar nicht ausgeschlossen, daß Gisli uns entdeckt hat und das Mal abgetragen, als es Tag war und wir weggefahren waren."

Da sagte Eyjolf: „Das Glück meint es nicht gut mit uns in dieser Sache. Wir können wieder umkehren."

Sie kehrten wieder um, aber dann sagte Eyjolf, er wollte Aud noch aufsuchen. So gingen sie zu ihrem Hof und Eyjolf machte sich noch einmal an Aud heran. Er fing an: „Ich möchte mit dir einen Handel eingehn, Aud", sagte er; „sag du mir, wo Gisli ist, dann gebe ich dir dreihundert Mark Silber, dieselben, die ich für seinen Kopf bekommen habe. Du brauchst auch nicht dabei zu sein, wenn wir ihn umbringen. — Und außerdem will ich dir auch eine Heirat schaffen, die in allem besser sein soll als deine jetzige. — Du magst auch bedenken", sagte er, „wie ungemütlich du es hast: sitzt hier draußen an dem öden Fjord und bekommst nie einen Freund oder Verwandten zu sehen — und all das um Gislis willen."

Da antwortete sie: „Das Unwahrscheinlichste ist mir dabei, ob wir darüber eins werden, daß du mir eine Heirat schaffst, die mir so gut scheint wie meine jetzige. Aber das ist wahr: Geld ist der beste Witwentrost, wie man zu sagen pflegt. Laß mich sehen, ob dein Geld auch wirklich so viel und so gut ist, wie du sagst."

Da schüttelte er ihr das Geld in den Schoß, und sie spielte mit der Hand darin, er aber zählte und zeigte es ihr vor. Gudrid, ihre Pflegetochter, fing an zu weinen. — —

Dann ging Gudrid hinaus und lief zu Gisli und sagte zu ihm: „Meine Pflegemutter hat jetzt den Verstand verloren und will dich verraten." Gisli sagte: „Tröste dich. Solange mir der Tod nur von Aud droht, bin ich um mein Leben nicht bange." — —

Darauf ging das Mädchen heim und sagte nicht, wo sie gewesen war. Eyjolf hatte das Geld vorgezählt, und Aud sagte: „Dein Geld ist in keinem Punkte weniger oder schlechter, als du gesagt hast; nun wirst du mir wohl erlauben, daß ich damit mache, was ich will." Eyjolf nahm das fröhlich auf und sagte, sie dürfe natürlich damit machen, was sie wolle.

Aud nahm nun das Geld und tat es in einen großen

Beutel. Dann stand sie auf und schlug den Beutel mit dem Silber dem Eyjolf auf die Nase, so daß ihn sofort das Blut ganz überströmte, und sagte dazu: „Nimm das für deine Leichtgläubigkeit! und alles Unheil dazu! Hast du geglaubt, ich würde dir Schurken meinen Mann verkaufen? Nimm nun das und Schimpf und Schande dazu! Dein Leben lang sollst du daran denken, du Lump, daß eine Frau dich geschlagen hat — und hast nicht einmal erreicht, was du wolltest!“

(Übs. von F. Niedner, Sammlg. „Thule“, Verl. Eug. Diederichs.)

In der relativ späten und von fremden Zusätzen nicht freien Jenseitsvorstellung von Walhalla, der himmlischen Heimat, in die die gefallenen Helden von den Walküren entführt werden, finden die unsterblichen Krieger ihr höchstes Glück darin, daß sie ihre Person jeden Tag von neuem im scharfen Zweikampf einsetzen können. Aber die geschlagenen Wunden heilen alsbald wieder. Und beim versöhnenden Zechgelage scherzen die Recken über die Verstümmelungen, die sie sich gegenseitig beibrachten. Es ist eine stetige, lachende, echt nordische Verschwendung des Kampfwillens.

Ins Irdische übersetzt, findet sich der gleiche Zug im lateinischen Walthari-Lied des Mönches Eckehard von St. Gallen (910—973), das zum Vorstellungskreis des Nibelungenliedes gehört. Es berichtet, wie die Königskinder Walther, Hildegund und Hagen als Geiseln am Hof Attilas leben. Hagen gelingt die Flucht zuerst. Einige Jahre später fliehen auch Hildegund und Walther nach Worms. Gunther erfährt, daß sie auf dem Wege sind und zieht ihnen entgegen, um Walther sowohl seine Schätze als auch Hildegund abzujagen. Im Kampf werden die Recken übel zugerichtet. Hinterher setzen sie sich fröhlich zum Versöhnungsumtrunk zusammen, nachdem Hildegund die Wunden verbunden hat. Gunther bekommt zuletzt zu trinken, weil er sich am schlechtesten be-

währt hat. Interessant ist der Freimut, mit dem er diesen Umstand aus seinem Blutserbe erklärt:

„... Mich hindert am Kampfe die schmähliche Sippe der Ahnen, und mein frostiges Blut benahm mir den Sinn für die Waffen, denn mein Vater verging, sobald er Geschosse erblickte, und der Zage entzog sich dem Kampf mit reichlichem Wortschwall ...“

Dafür ist er nun der Letzte. Im übrigen bringen die drei den Humor auf, über ihre Entstellung und Verkrüppelung lustige Zukunftsbilder zu entwerfen:

Als sie[1]) solches getan, da gebot ihr so der Verlobte (Walther):
„Schenke nun Wein uns ein und reiche zuvörderst dem Hagen,
der ein wackerer Held, wofern er bewahret den Treuschwur.
Dann kredenze ihn mir, der ich mehr als die andern ertragen;
Gunther trinke zuletzt, so ist mein Wille, denn lässig
hat er sich in dem Kampf hochherziger Männer erwiesen
und die Werke des Kriegs nur lau betrieben und kraftlos.“
Herrichs Tochter erfüllte getreu, was jener geheißen.
Aber der Franke[2]) begann, wie sehr nach dem Wein er auch lechzte:
„Alphars Sohn, dem Verlobten[3]) und Herrn, dem schenke zuerst ein,
Jungfrau, denn ich gesteh's, er ist noch tapfrer, als ich bin,
und nicht mich überragt er allein, nein, sämtliche Helden.“
Hagen, der dornige, drauf und der aquitanische Recke,
unbesieglich an Mut, doch am ganzen Leibe ermattet,
scherzten nach manchem Getöse des Kampfs und entsetzlichen Schlägen
miteinander bei lustigem Streit bei dem Becher. Der Franke
sagte zuerst: „Mein Freund, fortan wirst Hirsche du jagen,
Handschuh' dir aus den Fellen in großer Zahl zu gewinnen.
Fülle, das rate ich dir, den rechten mit feinem Gewölle,
daß mit dem Bilde der Hand du Fremde zu täuschen vermögest.
Weh, was sagst du dazu, daß die Sitte des Volks du verletzest,
daß man sieht, wie das Schwert du rechts an der Hüfte befestigst

[1]) Hildegund hat die Wunden verbunden.
[2]) Hagen.
[3]) Walther ist mit Hildegund verlobt.

und dein Ehegespons, wird einstens der Wunsch dich beschleichen,
mit der Linken, wie nett! umfängst in verkehrter Umarmung?
Doch, was rede ich mehr? Was immer du künftig auch tun mußt,
wird die Linke verrichten"[4]). Darauf entgegnete Walther:
„Daß du so vorlaut bist, das wundert mich, scheeler Sigambrer!
Jage ich Hirsche, so mußt den Eberbraten du meiden,
blinzelnd wirst du hinfort auf deine Bedienten herabschaun
und mit querem Blicke die Schar der Helden begrüßen.
Aber der alten Treue gedenk, will dies ich dir raten:
Wenn nach Hause du kommst und dem heimischen Herde genaht bist,
mache dir Brei aus Mehl und Milch und vergiß auch den Speck nicht,
das vermag dir zugleich zur Nahrung und Heilung zu dienen."
Also sprachen sie. Drauf erneuten sie wieder das Bündnis,
hoben beide zugleich den König, den Schmerzen verzehrten,
auf sein Roß; dann trennten sie sich: es zogen die Franken
wieder gen Worms, und es eilte der Aquitaner zur Heimat.

(Übs. von Althoff.)

Im Nibelungenlied steigert sich in der Gestalt Hagens von Tronje der Ingrimm des Humors ins Dämonische. Die Treue ohne Wank zu seinem Herrn, der Wagemut, das Unternehmen der Hunnenfahrt um jeden Preis durchzuführen, ja, das Schicksal herauszufordern, das alles ist ganz nordisch gefühlt.

Der Frevel gegen den Diener der Kirche, die „Sünde" wird in dem folgenden Beispiel von ihm überhaupt nicht empfunden. Um so schärfer hebt sich das komische Bild des geretteten Kaplans, der sich am jenseitigen Ufer die Nässe aus der Kutte schüttelt, von dem düsteren und tragischen Horizont ab. Einer soll entkommen, der Geistliche, so hatte die Wassernixe, das Schwanenweib, auf Hagens Befragung geantwortet. Seine Errettung aus

[4]) Walther hat den rechten Arm eingebüßt, Hagen ein Auge und etliche Zähne, Gunther einen Fuß.

der Flut bestätigt also die Prophezeiung vom nahen Untergang der Burgunden. Für den Griechen hätte daraufhin die Fahrt nur als Hybris, als Überhebung über den magisch verkündeten Schicksalsschluß, gegolten, dem selbst die Götter unterstehen, dem Germanen bedeutet sie ein trotziges, aber von der Ehre gefordertes Spiel mit dem schwarzen Los der gewissen Vernichtung:

Da er sie wohlgeborgen über Flut gebracht,
Da war der fremden Märe der schnelle Held bedacht,
Die ihm verkündet hatte das wilde Meerweib:
Dem Kaplan des Königs ging es da schier an Leben und Leib.

Bei seinem Weihgeräte er den Pfaffen fand,
Auf dem Heiligtume sich stützend mit der Hand.
Das kam ihm nicht zugute, als Hagen ihn ersah;
Der unglücksel'ge Priester, viel Beschwerde litt er da.

Er schwang ihn aus dem Schiffe mit jäher Gewalt.
Da riefen ihrer viele: „Halt, Hagen, halt!"
Gieselher der junge hub zu zürnen an;
Er wollt' es doch nicht lassen, bis er ihm Leides getan.

Da sprach von Burgunden der König Gernot:
„Was hilft Euch wohl, Herr Hagen, des Kaplanes Tod?
Tät' dies anders jemand, es sollt' ihm werden leid.
Was verschuldete der Priester, daß Ihr so wider ihn seid?"

Der Pfaffe schwamm nach Kräften; er hoffte zu entgehen,
Wenn ihm nur jemand hülfe: das konnte nicht geschehen,
Denn der starke Hagen (gar zornig war sein Mut)
Stieß ihn zugrunde wieder; das deuchte niemanden gut.

Als der Pfaffe arme hier keine Hilfe sah,
Da wandt' er sich ans Ufer; Beschwerde litt er da.
Ob er nicht schwimmen konnte, doch half ihm Gottes Hand,
Daß er wohlgeborgen hinwieder kam an den Strand.

Da stand der arme Priester und schüttelte sein Kleid.
Daran erkannte Hagen, ihm habe Wahrheit,
Unmeidliche, verkündet das wilde Meerweib. — —

(Übs. von K. Simrock.)

8. Schalkhaftigkeit und Unfug.

So dunkel und unterweltlich, so wissend und verächtlich Hagens Lachen erklingt, so strahlend, so sieghaft und — ahnungslos dasjenige Siegfrieds. Noch dicht vor seinem blutigen und tragischen Ende offenbart sich sein übermütiger und jungenhafter Humor, seine Neigung zu Spielerei und reckenhaftem Unfug in jener Szene, in der er den Bären spaßeshalber mitten durch das Zeltlager der Jagdgäste hetzt:

Da sprach der edle Siegfried: „Nun räumen wir den Wald.“
Sein Roß trug ihn eben; die andern folgten bald.
Sie ersprengten mit dem Schalle ein Waldtier fürchterlich,
Einen wilden Bären; da sprach der Degen hinter sich:

„Ich schaff' uns Jagdgesellen eine Kurzweil.
Da seh' ich einen Bären; den Bracken löst vom Seil!
Zu den Herbergen soll mit uns der Bär;
Er kann uns nicht entrinnen, und flöhe er auch noch so sehr.“

Da lösten sie den Bracken; der Bär sprang hindann.
Da wollt' ihn erreiten der Kriemhilde Mann.
Er kam in eine Bergschlucht; da konnt' er ihm nicht bei.
Das starke Tier wähnte von den Jägern sich schon frei.

Da sprang von seinem Rosse der stolze Ritter gut
Und begann ihm nachzulaufen. Das Tier war ohne Hut,
Es konnt' ihm nicht entrinnen, er fing es allzuhand;
Ohn' es zu verwunden, der Degen eilig es band.

Kratzen oder beißen konnt' es nicht den Mann.
Er band es an den Sattel; auf saß der Schnelle dann
Und bracht es an die Feuerstatt in seinem hohen Mut
Zu einer Kurzweile, dieser Degen kühn und gut. — —

Als er vom Roß gestiegen, löst' er ihm das Band
Vom Mund und von den Füßen. Die Hunde gleich zur Hand
Begannen laut zu heulen, als sie den Bären sah'n.
Das Tier zu Walde wollte; das erschreckte manchen Mann.

Der Bär durch die Küche von dem Lärm geriet.
Hei! was er Küchenknechte da vom Feuer schied!
Gestürzt ward mancher Kessel, verschleudert mancher Brand;
Hei! was man guter Speisen in der Asche liegen fand!

Da sprang von den Sitzen Herr und Knecht zumal.
Der Bär begann zu zürnen; der König gleich befahl,
Der Hunde Schar zu lösen, die an den Seilen lag;
Und wär' es wohl geendet, sie hätten fröhlichen Tag.

(Übs. von K. Simrock.)

Auch diese Episode, in ihrer Waldfrische vom unbefangensten Lachen der Nimrode durchrauscht, vom Kesselgeklapper der Feldküche und der überstürzten Flucht der „Küchenbullen" ergötzlich belebt, ist vom finsteren Schicksal des nahen Meuchelmordes überschattet:

„Und wär' es wohl geendet, sie hätten fröhlichen Tag."

Eng verwandt mit dieser harmlosen und urgesunden Heiterkeit, die aus Siegfrieds Wesen hervorleuchtet, ist die zarte und naive Schalkhaftigkeit, die sich in der mittelhochdeutschen Dichtung gerade da am reinsten offenbart, wo das nordische Gemüt noch lebendig ist, so in den Versen, die man unter den Papieren Wernhers von Tegernsee am Schluß eines lateinischen Briefes entdeckte, der an ein Mädchen geschrieben war:

„Dû bist mîn, ich bin dîn,
des solt dû gewis sîn.
dû bist beslozzen
in mînem herzen;
verlorn ist daz slüzzelîn,
dû muost immer drinne sîn."

Der von Kürenberg bittet die geliebte Frau:

„sô du sehest mich,
Sô lâ du diniu augen gên an einen andern man
So'n weiz doch lützel jeman wie'z under uns zwein
ist getân."

„Erblickst du mich, sieh mich nicht an!
Laß deine Augen wandern zu einem andern Mann!
So kann es niemand merken, was wir zusammen han."

In seinem Halmorakel zählt Walther von der Vogelweide ab, wie es die Verliebten heute noch machen: sie liebt mich, liebt mich nicht, liebt mich —

„si tuot, si entuot, si tuot, si entuot, si tuot". Er ist glücklich, daß die Rechnung aufgeht, meint aber, es sei halt doch nur ein schwacher Trost, denn es gehöre ein starker Glaube dazu.

Oder er träumt, alle Lande seien ihm untertänig, seine Seele schwebe frei dahin wie im Himmel, und dem Leib gehe es vortrefflich. Vom Gekrächze eines Raben erwacht er, eine alte Hexe, die er nach der Bedeutung des Traumes fragt, gibt folgende Antwort:

„Zwei und eins sind ihrer drei
Zudem sagt sie mir dabei,
Daß mein Daum' ein Finger sei."

Soviel also vom Wahrsagen, er hält nichts davon.

Diese Schalkhaftigkeit, gewiß eine bescheidene und unaufdringliche Wandelform des Humors, geht späterhin zuweilen fast unmerklich über in stillvergnügtes, friedsames ostisches Behagen an Kleinwelt und Kleinerlebnis.

Eine Spur dieses Einschlags weist z. B. Christian Fürchtegott Gellert auf, der schelmisch-brave, onkelhafte, gelegentlich etwas weinerliche Plauderer, der dazwischen immer wieder spaßhafte Zwiesprache mit dem Leser hält. Man sieht ihn ordentlich vor sich, den Zeigefinger lehrhaft erhoben, ein dünnes Lächeln um den feinen Greisenmund — kein Mensch kann sich den jungen Gellert vorstellen — wie er etwa die „Geschichte von dem Hute" erzählt. Der Hut vererbt sich durch sechs Generationen. Jeder Nachfahr ändert ihn. Der zieht die Krempe nach oben, der nach unten, der andere färbt ihn weiß. Jedesmal ist das Volk darob begeistert.

Und die Moral?

„Der Erbe ließ ihm nie die vorige Gestalt.
Das Außenwerk ward neu, er selbst, der Hut, blieb alt.
Und, daß ich's kurz zusammenzieh,
Es ging dem Hute fast wie der Philosophie."

In dem „Unglück der Weiber“ erobert ein General eine Stadt. Die Bürger sollen alle über die Klinge springen. Aber durch die flehentlichen Bitten der Gattinnen erweicht, schenkt er ihnen das Leben unter der Bedingung, den Schmuck der Frauen ausgeliefert zu bekommen. Dazu kommt noch ein Zweites:

Wie? Fingen nicht die Weiber an zu beben?
Ihr ganz Geschmeide hinzugeben?
Den ganzen Schmuck für einen Mann?
Gewiß, der General war dennoch ein Tyrann.
Was half's, daß er „ihr Schönen“ sagte,
Da er die Schönen doch so plagte?
Doch weit gefehlt, daß auch nur eine zagte,
So holten sie vielmehr mit Freuden ihren Schmuck.
Dem General war dies noch nicht genug:
Er ließ nicht eh' nach ihren Männern schicken,
Als bis sie einen Eid getan,
(Der General war selbst ein Ehemann),
Bis, sag' ich, sie den Eid getan,
Den Männern nie die Wohltat vorzurücken,
Noch einen neuen Schmuck den Männern abzudrücken.
Drauf kriegte jede Frau den Mann.

O welche Wollust! welch Entzücken!
Vergebens wünsch' ich's auszudrücken,
Mit welcher Brünstigkeit die Frau den Mann umfing!
Mit was für sehnsuchtsvollen Blicken
Ihr Aug' an seinem Auge hing!

Der Feind verließ die Stadt. Die Weiber blieben stehen,
Um ihren Feinden nachzusehen;
Alsdann flog jede froh mit ihrem Mann ins Haus.
Ist die Geschichte denn nun aus?
Noch nicht, mein Freund! Nach wenig Tagen
Entfiel den Weibern aller Mut.
Sie grämten sich und durften's doch nicht sagen;
Wer wird's, den Eid zu brechen, wagen?
Genug, der Kummer trat ins Blut.
Sie legten sich; drauf starben in zehn Tagen,
Des Lebens müd' und satt, neunhundert an der Zahl.
Der alte böse General!

Dies betuliche Scherzen, zuweilen durch kleine Bosheiten gewürzt, mit einem leisen Lachen hinterher, steht dem fälischen Stil der Heiterkeit ebenso fern wie dem dinarischen, die beide auf nachhaltigere und sättigendere Wirkungen ausgehen, von der westischen Komik gar nicht zu reden. Natürlich gibt es auch unter den Romanen Ausnahmen wie Tillier in seinem „Oncle Benjamin“. Aber bei den germanischen Völkern ist dies die gedämpfte Begleitmusik, die neben dem brausenden Orchester seines großen, Höhe und Tiefe umfassenden Humors einherklingt. Ludwig Gleim, Eichendorff, Theodor Storm und Wilhelm Raabe verstehen sich nicht minder darauf wie der Engländer Charles Dickens und ein Jahrhundert vor ihm Lawrence Sterne. Er hat dem Begriff Humor zu seiner heutigen Bedeutung verholfen. Wenn Kürze des Witzes Würze ist, so hat er bewiesen, daß es sich mit dem Humor umgekehrt verhalten kann, und zwar in seinem Roman „Tristram Shandy“.

Es ist eine sonderbare Schöpfung, eine Geschichte, in der eigentlich so gut wie nichts passiert. Dreiviertel verstreichen mit der Wartezeit auf die Geburt des Helden. Tristrams Vater hat nach dem Geburtshelfer Dr. Slopmann geschickt. Und nun gehen die Stunden hin mit gelehrten und ungelehrten Gesprächen zwischen dem alten Shandy, dem Onkel Toby, den sich im übrigen die Witwe Wadman aufs Korn genommen hat — sie muß aber erst erkunden, ob seine Kriegsverletzung ihn noch ehefähig erhalten hat — und dem Diener Tobys, dem Korporal Trim. Die Wahl des Taufnamens füllt ganze Kapitel. Und doch wird nichts langweilig, vorausgesetzt, daß man sich von den Tempoansprüchen der Gegenwart frei machen kann. Der Verfasser hat eine merkwürdige und unterhaltsame Art, sich über seine eigene Langatmigkeit lustig zu machen, sowie über den

ausgepackten Wissenskram und seine lateinische Etikettierung. Schon Schopenhauer hat die seltsame Begabung des Autors hervorgehoben, seine Leser sozusagen ohne Begebenheit, wenn auch keineswegs ohne Stoff, bald ironisch, bald humoristisch zu unterhalten.

Es folgt die Stelle, wo Sterne sich mit seinen Kritikern auseinandersetzt:

48. Kapitel.

Eines Menschen Leib und Seele sind, mit der äußersten Achtung vor beiden sei es gesagt, gerade wie eine Jacke und deren Futter; — verkrümpelt man die eine, verkrümpelt man auch das andere. Dieser Fall erleidet nur eine einzige Ausnahme, nämlich wenn man so glücklich ist, eine Jacke von gummiertem Taffet und ein Futter von Sarsenet oder dünner Seide zu besitzen.

Zeno, Cleanthes, Diogenes, Babylonius, Dionysius, Heracleotes, Antipater, Panätius und Possidonius unter den Griechen; Cato, Varro und Seneca unter den Römern; Pantenus, Clemens Alexandrinus und Montaigne unter den Christen: und etliche und dreißig so gute, rechtschaffene, gedankenlose Shandyänen als jemals lebten, deren Namen mir aber entfallen sind, — haben alle behauptet, ihre Jacken seien von dem eben bezeichneten Stoffe gewesen: — man habe sie nach allen Richtungen verkrümpeln und verrunzeln, zusammenlegen und falten, zerreiben und zerknittern, — kurz man habe auf das schauderhafteste damit umgehen können, und doch sei an der Inseite, am Futter auch nicht ein Faden verrückt worden, man habe tun mögen, was man wollte.

Ich glaube aufrichtig, daß auch meine Jacke so ziemlich in diese Kategorie gehört: — denn noch nie wurde eine arme Jacke in solchem Maße zerkratzt als die meinige in diesen letzten neun Monaten, — und gleichwohl darf ich behaupten, daß ihr Futter — soweit ich es wenigstens beurteilen kann, — dadurch nicht um ein Dreipencestück schlechter geworden ist; — kreuzweis, überzwerch, hinter sich, für sich, vorn und hinten, an der kurzen und an der langen Seite, mit Stich und mit Hieb, haben sie es mir ausgeklopft: — wäre das Futter im geringsten gummiert gewesen, es wäre bei Gott! schon längst bis zu einem Faden zerrieben und abgenutzt.

Ihr Herrn Zeitungskritiker, wie habt ihr meine Jacke so

mißhandeln können, wie ihr tatet? — Wer sagte euch, daß ihr auf diese Weise nicht auch mein Futter zugrunde richten würdet?

Von ganzem Herzen und von ganzer Seele empfehle ich euch und eure Angelegenheiten dem Schutze des Wesens, das nicht will, daß einem von uns etwas geschehe; — Gott sei mit euch! Wenn aber im nächsten Monat wieder einer oder der andere von euch mit den Zähnen knirscht und gegen mich stürmt und wütet wie im letzten Mai (wo es allerdings, soviel ich mich erinnere, sehr heiß war), so ärgert euch nicht, wenn ich abermals mit gutem Humor darüber weggehe, — denn ich bin nun einmal entschlossen, solange ich lebe oder schreibe (was in meinem Falle dasselbe ist), einem solchen Ehrenmann nie ein schlimmeres Wort zu geben oder ihm mit einem schlimmeren Wunsch zu kommen, als mein Onkel Toby mit jener Fliege tat, die ihm das ganze Mittagessen über um die Nase geschwirrt hatte. — Geh — geh, armes Ding, sagte er; — mach' daß du fort kommst; — warum sollte ich dir etwas tun? Die Welt ist ja groß genug für uns beide. — —

Der Name Theodor Fontanes weist auf französischen Ursprung hin. Fontane gehört zu den Abkömmlingen jener hugenottischen Refugiés, die im Berliner Geistesleben keine geringe Rolle spielten. Wenn sie sich dem deutschen Volkstum zwanglos einfügten, so besonders deshalb, weil in Frankreich die Verfolgung der Reformierten im Grunde weniger eine religiöse, als eine rassische Auseinandersetzung bedeutete, in deren Verlauf ein erheblicher Teil der nordisch gearteten Bevölkerung, die sich zu der freieren Bekenntnisform hingezogen fühlte, nach Osten abgedrängt wurde, in die alte Heimat ihrer Stammeseltern zurück. Was somit für Frankreich einen rassischen Verlust bedeutete, wurde für Deutschland zum Gewinn, schon dadurch, daß die Vertriebenen durch ihr Festhalten am Glauben ihre Opferbereitschaft und damit ihren Menschenwert bewiesen hatten.

Es bedarf keines Hinweises auf die deutsche, im engeren Sinne auf die preußische Gesinnung, die sich in Fon-

tanes Wesen durchsetzte und die seine großen Romane „Der Stechlin“, „Vor dem Sturm“, „Schach von Wuthenow“ und nicht zuletzt seine „Wanderungen durch die Mark Brandenburg“, durchdringt. Das westische Vergnügen an belebter „Konversation“ paart sich bei ihm aber mit typisch nordisch-germanischer Schalkhaftigkeit.

Mathilde Möhring.

Roman von Theodor Fontane.

— — Die Möhrings hatten Mantel und Hut draußen abgegeben, Thilde hatte darauf bestanden. „Mutter,“ hatte sie gesagt, „du weißt doch, daß ich's zusammenhalte, aber mitunter ist Anständigkeit auch das Klügste.“

„Na, wenn du meinst, Thilde, wir wollen es aber auf eine Nummer geben.“

Jetzt hatten sie sich eingemummelt und stiegen die Treppe hinunter. Unten in der Vorhalle machte sich Thilde mit allerhand zu schaffen, weil sie's für möglich hielt, daß ihr Mieter an einer der Barrieren stehe und auf sie warte. Aber er war nicht da. Das gab eine neue Verstimmung, und einen Augenblick überkam die sonst unerschütterliche Thilde die Frage: Ob ich mich doch vielleicht irre? Sie war aber von einem unvertilgbaren Optimismus der Hoffnungsseligkeit, weil sie den Charakter ihres Mieters ganz genau zu kennen glaubte, und sagte: er muß natürlich seinen Freund beglückwünschen, und er kann nicht an zwei Stellen zugleich sein.

Erst nach zehn waren sie zu Hause, was nichts schadete, da sie den Hausschlüssel mithatte. „Siehst du, Thilde, wie gut,“ sagte die Alte, als sie den Schlüssel aus ihrer Tasche hervorholte.

„Ach, Mutter, als ob ich nicht gewollt hätte. Natürlich, ich dachte sogar, wir könnten erst um elf kommen.“

Auf der Treppe trafen sie den Portier, der eben das Gas ausdrehte. „Soll ja sehr schön gewesen sein,“ sagte dieser.

„Gott, Mieckhoff, wissen Sie denn schon?“

„Ja, meine Ida war auch da. Ida ist immer da. Sie kennt welche von's Theater.“

„Na, das ist recht,“ sagte Thilde. „Theater bildet.“

Und damit stiegen Mutter und Tochter weiter hinauf, während der Portier in einem Anflug von Galanterie ihnen noch eine halbe Treppe aufwärts leuchtete.

Oben sagte Thilde: „Nu, Mutter, wollen wir uns einen Tee aufgießen und warten, bis er kommt. Er wird uns wohl auch sehen wollen und hören, ob wir uns amüsiert haben.“

„Ach, Thilde, es war ja doch so graulich, und der alte Mann, und wie er aussah, wie er da raus kam und der andere gleich rein! Na, da fiel mir ein Stein vom Herzen. Wenn ich mir denke, daß so einer noch frei rumläuft...“

„Das kann er ja gar nicht mehr. Es is ja schon so lange her, und dann is es ja bloß so was Ausgedachtes. Du denkst immer, es is wirklich so.“

„Ja, Gott, warum soll ich so was nich denken! Es gibt so viele schlechte Menschen...“ „Ja, ja, erzähle nur nicht die Geschichte von dem Kürschnermeister in Treptow; ich weiß ja, daß er seine Frau mit dem Marderpelz erstickt hat. Aber es gibt auch gute Menschen.“ „Ja, die gibt es auch. Und ich glaube, unser jetziger Herr drüben is 'n guter Mensch.“ „Ein sehr guter, das heißt, wenn er so is, wie ich ihn mir denke.“ „Du sagst ja immer, du bist so sicher.“ „Bin ich auch, bloß mitunter wird einem doch etwas bange. Aber es geht gleich wieder vorüber.“ — —

In der Gegenwart zeigt Max Jungnickel, dessen Skizze „Blücher“ sich anschließt, sich als einen Künstler, der es versteht, das Idyllische, das liebevoll gestaltete Kleinbild — es verdient bei ihm diesen Namen auch nach dem Umfang der Darstellung — mit dem Heroischen zu verschmelzen und im Vortragston die aufgezeigte nordische Schalkhaftigkeit festzuhalten. Er zeichnet fein und zart durchfühlte Miniaturen, in denen mitten zwischen dem rauhen Kriegsgeschehen, das in seiner Notwendigkeit mit freudigem Ernst bejaht wird, die ewigen Regungen unverdorbener Herzen aufblühen: Freundschaft, Gatten- und Mutterliebe und die Liebe zu den kleinen und stillen Dingen dieser Welt, wie bescheidene Blumen der Versöhnung mitten zwischen Schutt und Zerstörung.

Aus den Papieren eines Wanderkopfes

von Max Jungnickel.

Blücher.

Es ist doch sonderbar: Ein grauköpfiger Kerl, ohne jegliche Freundschaft zum Orthographiebuche, schlägt, mit der Tabakspfeife im Munde, Schlachten; glorreiche, wilde Schlachten, die durch die deutsche Geschichte strahlen.

Was ist das für ein Feldmarschall, der Unglück klein schreibt und Armee auch klein und hinten noch sogar mit h!

Ja, dieser Blücher!!

So steht er da, tabakumräuchert, Spielkarten im Königskittel und die Marschroute nach Paris.

Und er flucht, daß selbst der König zusammenknickt, und er rast durch Schlachten und Pulverdampf, und er schreibt an seinen Bruder wegen seiner zehnjährigen Tochter Friederike: „Sollte meine tochter Schon Frisiert sein so bitte um gottes willen laß alles auß kemmen."

Und den lieben Gott sieht er nur im Helm und Harnisch. Und Napoleon hätte er so gerne in Unterhosen erwischt.

Und er weint um die Königin Luise wie um eine selige, blaue Heimat, die vom Sturm zerrissen wurde.

Blücher!

Alle Soldatenherzen hat er in der Tasche.

Sein Willen wirft gewaltige Legionen um.

Und als er in schweren Stiefeln durch die Himmelstüre krachte, hat ihm der Herrgott eine Blume ins Knopfloch gesteckt.

Und Blücher hat gelächelt wie damals, als er den fünften Skat glücklich geklopft hatte. —

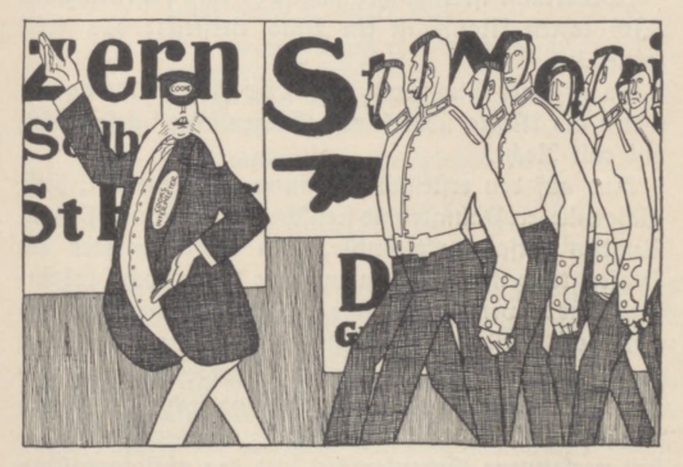
Immer rein in den Tornister!

Sie sind so leicht, die Briefe vom alten Blücher. Und wenn du, Kamerad, irgendwo in Rußland oder in Frankreich eine Heckenrose brichst, so lege sie zwischen die hingehauenen Blücherbriefe.

Oder wenn du das Eiserne Kreuz erhältst, so lege das Blättchen, worauf dir dein Kompagnieführer deine Tapferkeit und deine Furchtlosigkeit bescheinigt, zwischen die schwertdurchklirrten, donnernden Blücherzeilen.

Und wenn er das oben sieht, der Graukopf im Elysium, der alte, gute, rauhborstige Preußen-Feldmarschall, dann wird er dir einen Gruß zunicken, einen lachenden, frühlingsblauen Soldatengruß. (Franz Schneider Verlag, Leipzig.)

Der Hang zu jungenhaftem Spiel und übermütigem Unfug bleibt dem nordisch veranlagten Mann über die Knaben- und Mannesjahre, oft bis ans Lebensende treu. Sonst wären die vielen Väter nicht zu verstehen, die an den Weihnachtsfeiertagen mit solcher Hingebung und Ausdauer den neuen Baukasten ausprobieren und



„Simplizissimus“ 1. Juli 1907 Zeichnung von O. Gulbransson

Abb. 12. Karikatur des nordischen Typs.

Die Engländer machen unter Cooks Führung einen Einfall in Deutschland. Werden aber durch geschickt abgefaßte Plakate nach der Schweiz abgelenkt.

mit der elektrischen Eisenbahn spielen, die im Herbst stundenlang den selbstgefertigten Drachen über die Stoppelfelder fliegen lassen, so daß die eigenen Sprößlinge fürs erste das Nachsehen haben. Oder gibt es nicht würdige Geheimräte, denen es passieren kann, daß sie in einer einsamen Vorortgasse, in der sie sich unbeobachtet glauben, plötzlich eine leere Konservenbüchse fröhlich vor sich hertrudeln?

Dem Engländer widerstrebt es, ein erwachsenes, reifes Weib als ‚girl‘ zu bezeichnen, wohl aber kann der Mann ein ‚boy‘ sein, selbst wenn er sich dem Herbst des Lebens schon nähert, wenn er nur die Spannkraft der Seele und des Körpers und das Bubenlachen seiner Kinderzeit noch nicht ganz verloren hat.

„Der Mann ist kindlicher als das Weib“ sagt Nietzsche. „Im echten Mann ist ein Kind versteckt; das will spielen.“

Es ist jener Ausspruch, den Christian Morgenstern als Motto über seine „Galgenlieder“ gesetzt hat, und mit Recht.

Nur auf den ersten Blick könnte man meinen, diese Galgenlieder, Palmströms seelische Abenteuer und Palma Kunkels seltsame Erlebnisse, seien nichts anderes als Blasen treibender Unsinn aus der Sudelküche kokainbetäubter Novemberlyrik oder expressionistischer Schaumschlägerei. Erst bei eindringlichem Hinhören vernimmt man hinter dem unterhaltenden Wortgeplänkel — das Klangbild des Wortes, der Reim und selbst die Grammatik des Textes werden zu Wurfzielen des Unfugs — das versonnene Gedankenspiel und den philosophischen Spieltrieb. Da baut ein Architekt aus den Zwischenräumen eines Lattenzauns ein Haus, der Werwolf beugt sich selber, „des Weswolfs usw.“, Palmström konstruiert eine Geruchsorgel und spielt darauf v. Korfs Nieswurzsonate. Kein Wunder, daß Morgenstern eines der schönsten und wirksamsten Kinderbücher schreiben konnte, „Klein Irmchen“.

„Irmchen, spann dein Schirmchen auf,
Daß es möchte regnen drauf...“

Im folgenden Gedicht, welch unfeierlicher, unpathetischer Vergleich: die Flasche auf dem Lacktablett und der Mensch im Kosmos! Und doch wie zwingend die Fol-

gerung, daß hier wie dort das eigene Spiegelbild sich der Schau entzieht:

Das Lied vom blonden Korken.

Ein blonder Korke spiegelt sich
in einem Lacktablett —
allein er säh' sich dennoch nich',
selbst wenn er Augen hätt'!

Das macht, dieweil er senkrecht steigt
zu seinem Spiegelbild!
Wenn man ihn freilich seitwärts neigt,
zerfällt, was oben gilt.

O Mensch, gesetzt, du spiegelst dich
im, sagen wir, — im All!
Und senkrecht! — wärest du dann nich'
ganz in demselben Fall?

Die kleine, immer wiederkehrende Alltagstragödie von den Schuhen, die die Magd, einander abgekehrt, vor die Zimmer stellt, klingt an die erbitterte Betrachtung an, die Theodor Vischer, einer der tiefsten deutschen Humoristen, anstellt über den Kampf mit Hemdknöpfen, verhakten Uhrketten, verlegten Brillen und Schlüsselbunden, kurz, über den zermürbenden Kleinkampf gegen die Widerstände der Alltagsdinge, die er von der „Tücke des Objekts", der Gehässigkeit der gegenständlichen Welt herleitet. Denn diese, so ist seine Meinung, tut alles, um die Welt der Ideen im Kopfe des schöpferischen Menschen zu stören und zu sabotieren. Ähnlich Morgenstern:

Die Schuhe.

Man sieht sehr häufig unrecht tun,
doch selten öfter als den Schuh'n.

Man weiß, daß sie nach ew'gen Normen
Die Form der Füße treu umformen.

Die Sohlen scheinen auszuschweifen,
bis sie am Ballen sich begreifen.

Ein jeder merkt: es ist ein Paar.
Nur Mägden wird dies niemals klar.

Sie setzen Stiefel (wo auch immer)
einander abgekehrt vors Zimmer.

Was müssen solche Schuhe leiden!
Sie sind so fleißig, so bescheiden;

sie wollen nichts auf dieser Welt,
als daß man sie zusammenstellt,

nicht auseinanderstrebend wie
das unvernünftig blöde Vieh!

Seit dem Mittelalter ist der Erzvater des Unfugs zu einer Lieblingsgestalt der deutschen Volksbücher und später unserer Kinderwelt geworden: Till Eulenspiegel.

Er ist in Niedersachsen zu Hause, und zu Mölln im Lauenburgischen wird sein Grab gezeigt. Für einen Niedersachsen ist er gesprächig genug, immer auf der Fahrt, immer erfinderisch in neuen Narreteien und Foppereien. Wenn Unternehmungslust und Ausgriff und ein kräftiges Aussichherausleben nordische Züge sind, er besitzt sie, aber in der Abwandlung ins Possenhafte und Satirische. Fälisch ist nichts an ihm.

Bald wirft er als Seiltänzer die aufgesammelten Schuhe seiner Zuschauer von oben herab auf die Gasse und freut sich an der entstehenden Katzbalgerei, bald verdingt er sich als Bäckergesell und bäckt statt Semmeln einen ganzen Tiergarten aus Mürbeteig.

Im größten Epos des Flamentums, in Charles de Costers „Uilenspiegel und Lamme Goedzak“, steigert sich seine Gestalt zum symbolischen Erwecker und Träger des flandrischen Volkswillens. Er ist jetzt nicht nur der harmlose Narr und Naseweis, er ist der ruhlose Revolutionär und der Sohn seines Volkes. Die Asche Klaasens, seines Vaters, den die spanische Inquisition auf den Scheiterhaufen brachte, „brennt auf seiner Brust“. Alle Kräfte völkischer Abwehr, wie sie aus dem Er-

lebnis der Grenze und der Not der Fremdherrschaft erwachsen, werden in ihm lebendig. Dabei ist er selber von der quecksilbrigen Beweglichkeit, der raschentzündeten und ebenso rasch verschäumenden Lebens- und Liebeslust westischen Wesens gestreift.

Und doch, wie leuchtend hebt sich sein scharf und straff gezeichnetes Profil von dem des krankhaften und lasterhaften Frömmlers Philipps II. ab. Wie trefflich wird es andererseits ergänzt durch dasjenige Lamme Goedzaks, des treuherzigen, schwerfälligen, fälisch-ostischen Dickwanstes, dem trotz seiner Gefräßigkeit die flandrische Heimat über allem steht, sogar über all ihren trefflichen Magengenüssen, dem Brabanter „Doppelknol“ und den Genter Schlackwürsten.

Es folgt die Geschichte von den „Prophetenbeeren“. Aber im Gegensatz zu den mittelalterlichen Eulenspiegelschwänken, die über einen mageren Bericht nicht hinausgehen, spielt sie sich auf einem Hintergrunde ab, der selber zu einer farbigen, leuchtenden und belebten Szene des niederdeutschen Volkslebens wird und in dessen Mittelpunkt die beiden geprellten Juden stehen. Zum Unfug gesellt sich hier die Satire, und beide steigern sich ins Groteske.

Uilenspiegel und Lamme Goedzak.
Ein fröhliches Buch trotz Tod und Tränen.

Von Charles de Coster.

Erstes Buch XLIX.

... Uilenspiegel war unterdessen in Hamburg. Dort sah er bei der Messe allenthalben Kaufleute und unter ihnen etliche Juden, die vom Wuchern und Schacher lebten.

Uilenspiegel, der auch ein Kaufmann sein wollte, trug einige Roßäpfel nach Hause, nämlich auf den Absatz der Stadtmauer, wo er schlief. Dort ließ er sie trocknen. Dann kaufte er rote und grüne Seide, machte daraus Säckchen, tat die Roßäpfel hinein und band sie mit Fäden zu, als ob lauter

Bisam drinnen gewesen wäre. Dann verfertigte er sich aus einigen Latten ein Bänklein, hängte es sich mit alten Stricken um den Hals und ging so auf den Markt, das Bänklein mit den Säckchen vor sich hertragend. Am Abend zündete er in der Mitte ein kleines Licht an, um sie zu beleuchten. Wenn er gefragt wurde, was er verkaufe, antwortete er geheimnisvoll: „Ich will es euch sagen, aber sprechen wir nicht zu laut!“

„Was ists denn?“ fragten die Kunden.

„Das sind,“ antwortete Uilenspiegel, „Prophetenbeeren, die geradewegs von Arabien nach Flandern gebracht und mit großer Kunst von Meister Abdul Medil aus dem Geschlechte des großen Mahomet verfertigt worden sind.“

Manche Kunden sagten zueinander: „Er ist ein Türke.“ Aber andere sagten: „Er ist ein Pilger, der aus Flandern kommt; hört ihrs nicht an seiner Sprache?“ Und die Lumpen, Schlucker und Bettler kamen zu Uilenspiegel und sagten: „Gib uns von deinen Prophetenbeeren!“

„Wenn ihr Gulden habt, um sie zu kaufen.“ Und die armen Schlucker, Lumpen und Bettler gingen beschämt weg und sagten: „Es gibt keine Freude auf der Welt, außer für die Reichen.“

Das Gerücht, daß solche Beeren zu verkaufen seien, verbreitete sich bald auf dem Markte. Die Bürger sagten zueinander: „Da ist ein Vlame, der hat Prophetenbeeren, die in Jerusalem auf dem Grabe unseres Herrn Jesus geweiht sind; aber es heißt, er will sie nicht verkaufen.“ Und alle Bürger kamen zu Uilenspiegel und verlangten von seinen Beeren.

Aber Uilenspiegel, der auf das Große ging, antwortete, sei seien nicht reif genug; er hatte es auf zwei reiche Juden abgesehen, die auf dem Markte herumstrichen. „Ich möchte gern wissen,“ sagte ein Bürger, „was mit meinem Schiffe, das auf der See ist, werden wird.“ „Es wird bis in den Himmel gehn, wenn die Wogen hoch genug sind.“

Ein anderer sagte, ihm seine liebliche, nun errötende Tochter zeigend: „Die wird doch sicherlich wohlgeraten?“ „Alles gerät so, wie die Natur will,“ antwortete Uilenspiegel; denn er hatte soeben gesehn, wie das Mädchen einem jungen Burschen einen Schlüssel zugesteckt hatte. Der Bursche, gebläht von Glück, sagte zu Uilenspiegel: „Herr Kaufmann, gebt mir eines von Euern Prophetensäckchen, damit ich sehe, ob ich heute Nacht allein schlafen werde.“

„Es steht geschrieben,“ antwortete Uilenspiegel, „daß, wer den Samen der Verführung sät, die Aberfrucht der Hahnreischaft einheimst.“ Der junge Mann wurde ärgerlich: „Wem gilt das?“

„Die Beeren sagen,“ antwortete Uilenspiegel, „daß sie dir eine glückliche Ehe wünschen und eine Frau, die dir nicht den Kopfschmuck Vulkans aufsetzt. Kennst du diesen Hut?“ Dann im Predigertone: „Denn die, die Handgeld gibt auf dem Heiratsmarkt, läßt nachher ihre ganze Ware den andern umsonst.“

Nun sagte das Mädchen, um die Unbefangene zu spielen: „Sieht man das alles in den Prophetensäckchen?“ „Man sieht dort auch einen Schlüssel,“ flüsterte ihr Uilenspiegel ins Ohr. Aber der junge Mann war schon weg mit dem Schlüssel.

Plötzlich bemerkte Uilenspiegel einen Dieb, der von einer Fleischbank eine ellenlange Wurst stahl und sie unter seinen Mantel steckte. Aber der Bestohlene sah nichts. Wohl zufrieden kam der Dieb zu Uilenspiegel und sagte zu ihm: „Was verkaufst du, Unglücksprophet?“ „Säckchen, in denen du sehen kannst, daß du gehenkt werden wirst wegen deiner allzugroßen Liebe zu den Würsten.“ Und schon entwich der Dieb, während der Bestohlene schrie: „Haltet den Dieb! Haltet den Dieb!“ Aber es war zu spät. Während Uilenspiegel gesprochen hatte, hatten die beiden Juden mit großer Aufmerksamkeit gehorcht; nun kamen sie heran und sagten: „Was verkaufst du, Vlame?“

„Säckchen,“ antwortete Uilenspiegel.

„Was sieht man denn,“ fragten sie, „durch deine Prophetenbeeren?“

„Wenn man daran saugt, die Zukunft.“

Die beiden Juden besprachen sich miteinander, und der ältere sagte: „So werden wir sehn, wann unser Messias kommen wird: und das wird uns ein großer Trost sein. Kaufen wir ein Säckchen! Wie verkaufst du sie?“

„Zu fünfzig Gulden,“ antwortete Uilenspiegel. „Wollt Ihr mir sie nicht zahlen, so schnürt Euer Bündel. Wer das Feld nicht kauft, muß den Mist lassen, wo er ist.“

Als sie Uilenspiegels Entschlossenheit sahen, zahlten sie ihm sein Geld; sie nahmen ein Säckchen und trugen es an ihren Versammlungsort, und dorthin rannten baldigst alle Juden haufenweise zusammen, als sie hörten, daß der eine

Alte ein Geheimnis gekauft habe, wodurch er die Ankunft des Messias erfahren und anzeigen könne.

In der Kenntnis des Sachverhaltes wollten sie alle, ohne zu zahlen, saugen, aber der Ältere, der es gekauft hatte und Jehu hieß, erhob den Anspruch, es allein zu tun. „Kinder Israels," sagte er, das Säckchen in der Hand, „die Christen höhnen uns, man hetzt uns unter den Menschen, und man schreit hinter uns wie hinter Dieben. Die Philister wollen uns tiefer beugen als die Erde, und sie speien uns ins Antlitz; denn Gott hat unsern Bogen entspannt und seine Hand von uns abgezogen. Wird es noch lange dauern, o Herr, Gott Abrahams, Isaaks und Jakobs, daß uns das Böse trifft, während wir das Gute erwarten, und daß die Finsternis kommt, während wir die Klarheit erhoffen? Wirst du bald auf der Erde erscheinen, göttlicher Messias? Wann werden sich die Christen in die Höhlen und Löcher der Erde verkriechen aus Entsetzen vor dir und deiner erhabenen Glorie, wenn du aufstehst, um sie zu züchtigen?" Und die Juden riefen aus: „Komme, Messias! Sauge, Jehu!"

Jehu saugte; aber es drehte ihm den Schlund um, und er rief jämmerlich aus: „Ich sage es euch in Wahrheit: das ist nichts andres als Dreck, und der Pilger aus Flandern ist ein Gauner."

Da stürzten alle Juden vor, öffneten das Säckchen, sahen, was es enthielt, und rannten in mächtiger Wut auf die Messe, um Uilenspiegel zu suchen. Der aber hatte sie nicht erwartet.

Geschichten, „lögenhaftig tau vertellen", der Lust am Unfug und der entfesselten Einbildungskraft entsprungen, sind dem niedersächsischen Gemüt wohl vertraut. Es gäbe ja sonst auch kein Seemannsgarn zu spinnen. Aber auch die Landratten verstehen sich darauf. Zu Bodenwerder in Hannover ist der Baron Münchhausen beheimatet, dessen Aufschneidereien ebenso zum deutschen Volksbuch geworden sind wie Till Eulenspiegels Streiche. Aber der Vortragston seiner phantastischen Berichte hat nichts zu tun mit der westischen Selbstverherrlichung und Prahlerei etwa eines Tartarin. Wenn er von dem Oberst erzählt, der deshalb so ungeheuer

trinkfest gewesen sei, weil er gelegentlich beim Bankett seine silberne Hirnschale lüftete, um die angesammelten Alkoholdünste abstreichen zu lassen, oder von der Trompete, aus der die eingefrorenen Töne in der Stubenwärme schmetternd hervortauten, oder von der Kanonenkugel, auf der er ins feindliche Lager ritt und wieder zurück, so verzichtet er von vorneherein auf jedes ernste Fürwahrhalten. Es sind kühn und spaßhaft entworfene Abenteuer des Geistes, ein grotesker und beschwingter Ausflug der gelösten Phantasie, ein durchaus nordischer Stil der Erfindung.

Und wie Eulenspiegel in der Symbolgestalt des flandrischen Dichters ein zweites Mal zum Leben ersteht, so Münchhausen in dem gleichnamigen Roman Immermanns, als die Figur, an die sich am besten eine herbe Satire über das eben heraufdämmernde technische Zeitalter und sein liberalistisches Gedankengetriebe anschließen konnte.

Ein Freiherr, der mit seiner ältlichen Tochter Emmerentia, dürftig und eine Beute verdrießlicher Langeweile, auf seinem herabgekommenen Gutshof weilt, sehnt sich nach Anregung und Sensation. Da kommt der Enkel jenes Münchhausen, sozusagen Münchhausen II. angeritten. Sein Gaul bockt gerade in dem Augenblick, in dem er vor dem Parkgitter anlangt, und wirft ihn im hohen Bogen über die Umzäunung ab. So führt er sich als rechter Sendling des „Zufalls“, vor allem aber als unerschöpflicher Geschichtenerzähler bei dem Freiherrn und dessen Hausgenossen ein. Aber seine Übertreibungen passen sich nun dem Geisteszustand des 19. Jahrhunderts an. Sie sind volkswirtschaftlicher, technischer und naturwissenschaftlicher Art.

Er hat zweierlei Augen, ein braunes, das bei den heftigen, ein blaues, das bei den sanften Gemütsbewegungen aufleuchtet. Die wissenschaftlichen Erläute-

rungen, die er zu diesem Phänomen beisteuert, umfassen einige Seiten und verraten ihre direkte oder indirekte Abstammung von jenem Humor, der zum erstenmal mit dem englischen Roman „Tristram Shandy" auftritt. Er errötet nicht, er „ergrünt", was aus der kupferhaltigen Beschaffenheit seines Geblüts zu erklären sei. Zur Sanierung des freiherrlichen Gutes schlägt er die Errichtung einer Luftziegelei vor, in der die Fabrikation von Ziegeln aus komprimierter Luft betrieben werden soll. Der beginnende Positivismus findet so in dem schwadronierenden, wurzellos gewordenen, schweifenden Abenteurer sein satirisches Spiegelbild. In diesen schillernden Rahmen ist die Geschichte vom „Oberhof" eingespannt, in deren Mittelpunkt der westfälische, in unserem Sinn schlechthin der fälische Dorfschulze steht, der urgesunde Freibauer, aus der roten Erde seiner Heimat erwachsen und nicht aus ihr loszureißen, am Herkommen eisern festhaltend, am Brauch der Feme und an einer Überlieferung, die bis in die Karolinger Zeit zurückreicht.

Die folgenden Betrachtungen Münchhausens, die er gesprächsweise zum besten gibt, sind einer scheinwissenschaftlichen Erläuterung der Magie des Willens gewidmet und spitzen sich zu dem Beispiel von dem Eselsorden zu, der ohne Verdienst, lediglich als Wunschergebnis angeflogen kommt. Am wichtigsten ist das scheinbare Nebenergebnis, die gepfefferte Satire gegen das Cliquenwesen und mißbräuchliche Ordensverleihung.

Münchhausen.

Eine Geschichte in Arabesken

von Karl Immermann.

„... Und was wäre denn daran so wunderbar, wenn Sie, meine Freunde, mich herangeseufzt hätten? rief Münchhausen. Darüber sind wir denn doch nun aufgeklärt, daß

dem menschlichen Geiste, wenn er sich recht in einem Punkte konzentriert, ein gesteigertes Vermögen beiwohnt, wie denn z. B. Görres in einem überaus glaubwürdigen Buche, in seiner christlichen Mystik, erzählt, die heilige Katharina habe einmal wegen leichter Indisposition nicht kommunizieren können und deshalb während der Altarhandlung in einer entfernten Ecke der Kirche gekniet; das habe aber gar nichts zu sagen gehabt, denn die Hostie sei über das ganze Schiff der Kirche hinweg ihr in den Mund geflogen.

Nun sage ich immer: Was dem einen recht ist, muß dem andern billig sein. Können die Frommen sich das Venerabile von hundert und mehreren Schritten herbeibeten, so haben die Weltlichen, wenn sie nur ihr Verlangen auch energisch auf einen Punkt richten, gewiß ebenfalls die Macht, diesen Punkt, bestehe er nun in Geld, Frauen, Ehre, herbeizuziehen; und jede Partei kriegt auf solche Weise, was sie wünscht, die Frommen empfangen das eine, was not tut, die Weltlichen das andere, was hilft. Ich bin also überzeugt, daß Ihre drei Sehnsuchten meinem Mietpferde magische Schlingen um die Füße legten, die es in den Dornenweg entlang der Gartenhecke zogen, und daß es dann vor der mystischen Gewalt Ihrer Seufzer scheute, solchergestalt aber durch die nachfolgenden Zwischenursachen hindurch mich zu Ihnen beförderte.

Ja, Münchhausen, rief der alte Baron, Ihr seid gleichsam aus der Luft wie ein Donnerkeil unter uns geschlagen!

Münchhausen fuhr fort: Wie käme es denn, wenn eine solche Macht des menschlichen Willens bestände, daß so manches gute, schöne Mädchen sich mit dem häßlichsten, einfältigsten Tropfe vermählt? Der Tropf hat es sich einmal in den Kopf gesetzt, eine schöne Frau zu bekommen; er richtet sein ganzes Verlangen auf eine solche, und sie gibt ihm richtig die Hand, ohne selbst zu wissen, wie es zugegangen ist. Wieder ein anderer hat mehr Liebhaberei an Ehrenstellen und hohen Posten; er weiß nichts, gar nichts, er kann eigentlich keinem Schreiberdienste vorstehen, aber er ist ein Mann von „Gesinnung“ d. h. nach der Auslegung, die wir Eingeweihten unter uns dem Worte geben; er besitzt die stärkste Intensivität des Sinns, sich und seinen Herrn Vettern alles mögliche Gute und noch etwas mehr zu verschaffen, überzeugt, daß, wenn es nur ihm und den Herrn Vettern wohl gehe, es auch mit dem Glücke des Landes wohl bestellt sei.

Louis quatorze sagte: l'Etat, c'est moi. Wir haben

nun gegenwärtig keinen Louis quatorze, aber eine Clique haben wir, eine schöne, vollständig organisierte Clique, mit Ober- und Untercliquiers von dauerhafter Gesinnung und die Clique sagt: l'Etat, c'est la clique.

Mais, pour revenir à mes moutons: Ein Gesinnungsmann ohne Kenntnisse und Verstand wünscht sich in der Stille so lange mit solcher Inbrunst zum Statthalter oder Minister, bis er eines Tages, also brevetiert, aufsteht. Die Welt schreit von kleinen Intriguen, die gespielt worden seien; ach, Possen! sie sollte dafür sich einen Blick in große Naturgeheimnisse anzueignen suchen. Die mystische Kraft der Sehnsucht hat gewirkt, daß dem Gesinnungsmanne die Statthalterei in den Mund flog, wie ...

Eine gebratene Taube! fiel der alte Baron ein.

... die Hostie der heiligen Katharina, nach Görres; sagte Münchhausen. Ich habe mir im Herzogtume Dünkelblasenheim einmal den Landesorden ersehnt; d. h. ich habe nicht sehnsuchtsvoll, wiewohl vergebens, danach geseufzt, sondern ihn realiter an meinen Rock herbeigesehnt. Der Herzog ist ein guter alter Mann, seine Bildung datiert noch von Gellerts Fabeln, darüber ist er nicht hinausgekommen, und in heiterer Rückerinnerung an dieses kindliche Lehrmittel hat er den Orden vom grünen Esel gestiftet, mit Komturen, Großkreuzen und Kleinkreuzen. Der Esel frißt in einer Umkränzung von Sternen Disteln, und die Ordensdevise lautet: L'appétit vient en mangeant. Nun, nach diesem grünen Eselsorden verlangte ich heftig, denn man war in Dünkelblasenheim kaum noch beim Wege angesehen, wenn man nicht zu den Eseln gehörte: so wurden die Ritter nach einer abkürzenden Redefigur benannt. Eines Morgens kommt mein damaliger Stiefelputzer Kalinsky vor mein Bette, hält mir den Frack, der in der Stube gehangen hatte, ausgespreitet unter die Augen und ruft: Herr von Münchhausen, Sie sind über Nacht auch ein Esel geworden. Ich sehe hin und erstaune denn doch ein wenig; denn richtig sitzt im dritten Knopfloch das changeante Band, und daran hängt das Kreuz mit dem Distelfreunde und der Devise. Ich springe aus dem Bette, erkundige mich im Hause, ob jemand sich habe einschleichen und den Spaß verüben können. Aber die Türe war die ganze Nacht über fest verschlossen gewesen, Kalinsky war der erste, der von außen kam.

Der Orden ist da, wo aber stecken deine Verdienste? frage ich mich selbst. — —

Zu Eulenspiegel und Münchhausen, beide dem niedersächsischen Volksboden entsprossen, gesellt sich als ihr Landsmann und seelischer Erbe der „tolle Bomberg“. Die hohe Auflagenzahl, die das Buch Joseph Winklers über den absonderlichen, sprühlebendigen Baron aus dem Münsterland erfuhr, beweist, wie rasch dieser zu einer volkstümlichen Erscheinung geworden ist. Er ist von der abenteuerlichen Sippe der Genannten der Nordischste. Seine Streiche bekunden einen verwegenen Ausgriff der Phantasie. Um sie zur Tat werden zu lassen, schreckt er vor keiner Verschwendung an Gut und Geld, an Zeit und Mühe zurück, setzt er seine Person aufs Spiel, sein Leben, — man stelle sich nur seine tollkühnen Reiterstückchen vor — und seine Würde — und ist doch imstande, diese mit ruhiger Selbstverständlichkeit jederzeit wieder aufzunehmen.



Abb. 13. Umschlagzeichnung zu Winkler, „Der tolle Bomberg“. (Mit Erlaubnis der Deutschen Verlagsanstalt, Stuttgart).

„Radau und Vitalität bis zur Groteske und Größenwahn“, das sind die Eigenschaften, die er sich selber und seinesgleichen vom deutschen Adel zuschreibt und zwar in einem Gespräch mit dem geschwätzig-eitlen Schriftsteller Levin Schücking, den er, unerkannt, zum besten hält. Es folgen zwei Anekdoten in gekürztem Berichte:

Mit seinem Diener Dachs zu Pferde unterwegs, er selber auf einer Schimmelstute, Dachs auf deren zweijährigem Fohlen, holt er auf der Landstraße einen Schornsteinfeger ein, mit dem er ein Gespräch anknüpft.

Ob er denn auch reiten könne. Ja, meint der Kamin-feger, er habe ja bei den Husaren gedient. Na, denn man los, da solle er, müde von der Arbeit wie er wohl sei, zu Pferd in die Stadt zurück. Dachs steigt ab, und der schwarze Mann, dem kein Sträuben hilft, muß auf das Fohlen steigen. Bomberg voraus, so geht es im gemächlichen Trab dahin, bis Münster in Sicht kommt. Nun geht der Baron zum Galopp über und braust in voller Karriere durch die aufgeschreckten Straßen, das Fohlen mit seinem nachtschwarzen Reiter immer hinter der Mutterstute her. Und dazu schreit Bomberg aus vollem Hals: Hilfe, Hilfe, der Teufel ist hinter mir. Die Bürger der braven Bischofsstadt starren teils verblüfft, teils entsetzt auf das wilde Schauspiel: Satan hetzt die arme Seele vor sich her.

Oder seine strenggläubige Gattin zieht einen Kaplan ins Haus, der sich um Bombergs gefährdetes Seelenheil bemühen soll. Der aber sinnt nur darauf, ihn baldigst los zu werden. Eines Tages vernimmt der Geistliche, als ihn sein Weg am Schloßteich vorbeiführt, schauerliche Hilferufe. Er eilt der Stimme nach und erblickt im Weiher Fifi, die hübsche Kammerzofe, der das Wasser schon bis an den Hals reicht. In Wirklichkeit ist die Stelle seicht wie eine Pfütze. Fifi hat sich verabredungsgemäß nur unter der Oberfläche zusammengekauert und mimt die Ertrinkende. Der entsetzte Priester reicht ihr die Krücke seines Spazierstocks, zieht und zieht, bis eine völlig unbekleidete Nymphe vor ihm steht, die sich mit dem Zetergeschrei: Kaplan, Kaplan! an seine Rockschöße klammert. Die Hofleute rennen zusammen. Lärm, Gelächter und Skandal. Der Kaplan aber läßt sich von da ab nicht mehr blicken.

Von einem norddeutschen Standesherrn gleichen Schlages, der auch durch seine koboldhaften Streiche sich eine wenigstens lokale Unsterblichkeit erwarb, erzählt Theo-

dor Fontane in seinen „Wanderungen durch die Mark Brandenburg“. Es war der Grundherr von Groß- und Kleinbeeren, Geist von Beeren, auch er der „tolle Geist“ genannt. Fontane widmet ihm ein besonderes Kapitel, dem folgende Anekdote entnommen werden möge:

„Bei Gelegenheit beschwerte sich Herr von Hake, daß er bei Passierung einer Brücke, für deren Instandhaltung Geist Sorge tragen mußte, mit seinem Justitiarius Buchholz eingebrochen sei. Geist replizierte: „Über die Brücke würden täglich sechsundzwanzig seiner schwersten Ochsen getrieben, und niemals habe er gehört, daß einer derselben irgendwie Schaden genommen; es sei mindestens eine auffällige Erscheinung, daß gerade Herr von Hake mit seinem Justitiarius eingebrochen sei.“ Herr von Hake hatte nicht Lust, den Streit ruhen zu lassen und ging an die Gerichte. Als Geist eine Vorladung empfing, ließ er den Brückensteg ohne weiteres abtragen und auf einen Holzwagen setzen und erschien nun damit vorm Kammergericht in Berlin, die Räte desselben allergehorsamst ersuchend, sich durch Okularinspektion von der Richtigkeit seiner Aussagen und der Haltbarkeit des Brückensteges überzeugen zu wollen.“

Wer übrigens Fontanes „Wanderungen“ kennt, der weiß, wie gern er derartige Episoden einstreut und wie ihm der Humor und gerade der nordische, bald in seiner Abwandlung zum Unfug, bald in der zur Schalkhaftigkeit zum unentbehrlichen Begleiter wird. Der wendige Vortragston, den er dabei verwendet, seine sprudelnde Gesprächsfreude verraten allerdings noch etwas Anderes, Fremdes in seinem Wesen, den westischen Einschlag, den er seinen hugenottischen, französischen Vorfahren verdankt.

Wie steht es nun nach allem um das landläufige Urteil, das man in Süddeutschland nicht selten hört, dem Norddeutschen gehe der Humor ab, er sei zu nüchtern und zu steif dazu? War doch Wilhelm Busch selber ein Niedersachse.

Denn wenn es einen zweiten Geisteserben und wahlverwandten Nachfahren Eulenspiegels gibt, der in der Gegenwart unter uns lebte und lachte, dann war es Wilhelm Busch.

Welch eine verständnisvolle, innerste Anteilnahme am Unfug gehört dazu, den „Max und Moritz“ zu schrei-



Abb. 14.

Peter Sutit, frech und dick,
Hat natürlich auch kein Glück.
(Ostisch.)



Abb. 15.

Försters Fritze, blond und kraus,
Ja, der sieht schon besser aus.
(Nordisch.)

Aus Wilhelm Busch: Julchen. Die bösen Knaben.

ben, erst recht ihn zu bebildern, oder „Julchen“, die das Ihre tut, um zu beweisen, daß nicht nur Knaben ein Vorrecht auf schlimme Streiche haben. Freilich bleibt der Ulk nicht immer harmlos. Er steigert sich zu sausend ausholender und treffsicherer Satire. In der „Frommen Helene“ zieht er gegen spießige Behäbigkeit und Heuchelei zu Felde, im „Pater Filuzius“, dem Gegenstück zum französischen „Tartuffe“, wenn auch auf einer bescheideneren Plattform, gegen pfäffische Frömmelei. Dazwischen mauschelt der Handelsjude Schmulchen Schievelbeiner, „schöner ist doch unsereiner“.

Aber immer zeigt sich im Gegensatz zu der bejahenden Weltfreude Eulenspiegels, Münchhausens und Bombergs hinter der luftigen und lustigen Brücke, die auch hier den Gegensatz zwischen Wirklichkeit und Wesen überwölbt, der düstere Wolkensaum pessimistischer Grundstimmung am Horizont.

Der Esel, dieser „vielerfahrene Greis“, weiß, wie er es mit der Welt und ihren Quälgeistern zu halten hat. Er zeigt die „Seite, wo der Wedel sitzt“, und empfiehlt sich somit mit der unmißverständlichen Einladung des Götz von Berlichingen.

Es stand vor eines Hauses Tor
Ein Esel mit gespitztem Ohr,
Der käute sich sein Bündel Heu
Gedankenvoll und still entzwei. —
Nun kommen da und bleiben stehn
Der naseweisen Buben zween,
Die auch sogleich, indem sie lachten,
Verhaßte Redensarten machen,
Womit man denn bezwecken wollte,
Daß sich der Esel ärgern sollte. —
Doch dieser hocherfahrne Greis
Beschrieb nur einen halben Kreis,
Verhielt sich stumm und zeigte itzt
Die Seite, wo der Wedel sitzt.

9. Abstand vom eigenen Ich.

„Wer sich nicht selbst zum besten haben kann,
gehört gewiß nicht zu den Besten.“

Diese Erkenntnis Goethes ist seelisches Erbgut der Germanen, wobei es schwer ist zu entscheiden, ob gerade hier der fälische oder der nordische Einschlag das Übergewicht hat. Es liegt in unserem Wesen, über die eigene Art und Unart mit ihren Schwächen und Torheiten uns freimütiger lustiger zu machen als es anderen beschieden ist.

Der „thumbe“ Jungmann, der „reine Tor“, ist eine

Lieblingsgestalt des germanischen Humors, und wenn gerade diese im keltischen Mythenkreise, in der Artus-Sage ihre klassische Gestalt gewonnen hat, und zwar in der Person Parsifals, so ist dies nur ein Beweis dafür, — es liegen aber auch andere vor — daß die mythenbildende Zeit der Kelten ihr Antlitz nach dem Willen und der Phantasie einer nordischen Führerschicht prägte. Welch ein Wagnis wäre es sonst, den Helden, den man durch schwere seelische Prüfung zum Sieg über sich selber geleiten will, als durchaus komische Figur erstmalig auftreten und in die Welt einziehen zu lassen. Es ist nur natürlich, daß in der Dichtung Wolframs von Eschenbach gerade dieser Zug stärker hervortritt als in der französischen Vorlage. Dieser Parsifal, den seine Mutter Herzeloïde, in der Waldeinsamkeit aus Angst um sein Leben, seiner ritterlichen Berufung fernhalten will, und den sie doch in die weite Welt ziehen lassen muß, aber angetan wie eine Vogelscheuche, damit der Spott der Welt ihn wieder zu ihr zurückjage, dieser Parsifal wird sich der Lächerlichkeit seiner Erscheinung gar nicht bewußt.

Das einzige, was er begehrt'
und immer wieder, ist ein Pferd.
Sie dacht' in Herzensklagen:
Ich will's ihm nicht versagen;
doch soll es ein gar schlechtes sein,
da doch die Menschen insgemein
schnell bereit zum Spotte sind,
und Narrenkleider soll mein Kind
an seinem lichten Leibe tragen:
wird er gerauft dann und geschlagen,
so kehrt er mir wohl bald zurück.
Aus Sacktuch schnitt in einem Stück
sie Hos' und Hemd, das hüllt' ihn ein
bis mitten auf sein blankes Bein,
mit einer Gugel obendran.
Zwei Bauernstiefel wurden dann
aus rauher Kalbshaut ihm gemacht.

(Bearbeitet und übs. von Wilhelm Hertz.)

Bezeichnenderweise wird dies Thema im Einsatz des größten zeitgenössischen Romans des Dreißigjährigen Krieges, im „Simplizius Simplizissimus“ von Grimmelshausen, fast in der gleichen Tonfolge wieder angeschlagen. Auch dort folgt auf die in Waldeinsamkeit und schuldloser Unwissenheit verbrachte Kinderzeit der Eintritt in eine Welt, die in dem Knaben fürs erste nichts anderes als einen ungehobelten Narren erblicken kann.

Wie Parsifal in seiner einsamen Waldesau so weltfremd aufwächst, daß er bei seiner ersten Begegnung mit Rittern diese erst für den Teufel und dann für den lieben Gott hält und zwar wegen der blanken Rüstung — Gott ist lichter als der Tag, hat die Mutter gesagt —, so blieben auch dem Simplizius in seinem gottverlassenen Spessartdorf selbst die schlichtesten Begriffe wie: Leute und Dorf, närrisch und gescheit, ja selbst sein Name unbekannt, bis er dem ersten begegnet, der sich seiner Erziehung annimmt, dem Einsiedel, der den verängstigten Jungen aufnimmt, nachdem dieser vor den plündernden und mordenden Kriegsknechten aus seinem Dorf geflüchtet ist.

Unter währendem diesem Gesang bedunckte mich warhafftig, als wan die Nachtigal sowol, als die Eule und Echo, mit eingestimmet hätten, und wan ich den Morgenstern jemals gehöret, oder dessen Melodey auff meiner Sackpfeiffe auffzumachen vermögt, so wäre ich auß der Hütte gewischt, meine Karte mit einzuwerffen, weil mich diese Harmonia so lieblich zu seyn bedunckte, aber ich entschlieff, und erwachte nicht wieder, biß wol in den Tag hinein, da der Einsidel vor mir stund, und sagte: Auff Kleiner, ich will dir Essen geben, und alsdan den Weg durch den Wald weisen, damit du wieder zu den Leuten, und noch vor Nacht in das näheste Dorff kommest; Ich fragte ihn, was sind das für Dinger, Leuten und Dorff? Er sagte, bist du dan niemalen in keinem Dorff gewesen, und weist auch nicht, was Leute oder Menschen seynd? Nein, sagte ich, nirgends

als hier bin ich gewesen, aber sage mir doch, was seynd Leute, Menschen und Dorff? Behüte Gott, antwortete der Einsidel, bist du närrisch oder gescheid? Nein, sagte ich, meiner Meüder und meines Knäns Bub bin ich, und nicht der Närrisch oder der Gescheid: Der Einsidel verwunderte sich mit Seufftzen und Becreutzigung und sagte: Wol liebes Kind, ich bin gehalten, dich um Gottes willen besser zu unterrichten: Darauff fielen unsere Reden und Gegen-Reden wie folgend Capitel außweiset.

(8. Kapitel.) Einsidel: Wie heissestu? Simpl. Ich heisse Bub. Eins. Ich sehe wol, daß du kein Mägdlein bist, wie hat dir aber dein Vater und Mutter geruffen? Simpl. Ich habe keinen Vater und Mutter gehabt. Eins. Wer hat dir dan das Hemd geben? Simpl. Ey mein Meüder. Eins. Wie hiesse dich dan dein Meüder? Simpl. Sie hat mich Bub geheissen, auch Schelm, ungeschickter Dölpel, und Galgenvogel.... Eins. Wie hat dich dan dein Knän geheissen? Simpl. Er hat mich auch Bub genennet. Eins. Wie hieß aber dein Knän? Simpl. Er heist Knän. Eins. Wie hat ihn aber dein Meüder gerüffen? Simpl. Knän, und auch Meister. Eins. Hat sie ihn niemals anders genennet? Simpl. Ja, sie hat. Eins. Wie dan? Simpl. Rülp, grober Bengel, volle Sau, und noch wol anders, wan sie haderte. Eins. Du bist wol ein unwissender Tropff, daß du weder deiner Eltern noch deinen eignen Namen nicht weist!

Parsifal und Simplizissimus, sie sind die literarischen Vettern all der jugendmutigen „Narren", der „thumben Brüderlein", die so treuherzig als die Lieblinge des Volkes durch die deutschen Märchen wandern: Hans im Glück, und der andere, der das Gruseln erlernen wollte — und der deutsche Michel, der den bitteren Humor seiner Vertrauensseligkeit erst in seinen bösen Folgen erleben muß, bis sich dieser Humor ins Urig-Grimmige wandelt.

In den größten und besten Entwicklungsromanen des deutschen Schrifttums geht es ähnlich zu, so in Wilhelm Raabes „Hungerpastor", dessen Held ja auch als „reiner Tor" aus der weltfernen und zeitfernen Stille der väterlichen Schusterstube auszieht, der im Kampf

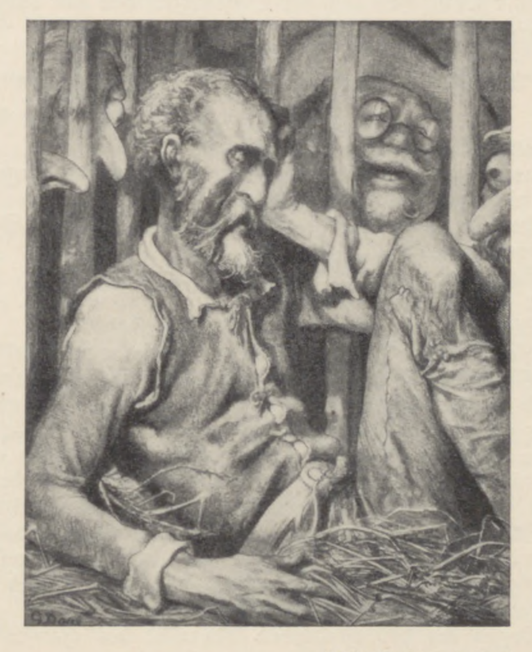
der Meinungen und im Geräusch der Städte, im Wirbelspiel menschlicher Ränke und Bosheiten, besonders aber im Widerspruch zu dem von Anfang an altklugen, unkindlichen, gewitzten und gerissenen Gefährten seiner Jugend, dem Juden Moses Freudenstein, zum bewußten Mann heranreift und gegen das Ende hin wieder in die Stille, aber in eine helle und besinnliche Stille zurückwandert.

Aber wie steht es um die Tatsache, daß der gewaltigste humoristische Roman der Weltliteratur — denn es gibt eine mitreißende Gewalt des Humors — von einem Spanier geschrieben wurde? Es ist der bekannte „Don Quijote“ von Cervantes. Wenn er auch in der Südwestecke Europas zu Hause ist, ja, eigentlich sogar in Afrika, woselbst der Dichter, selber schwer verwundet, in maurischer Gefangenschaft zuerst auf ihn verfiel, den Kräften und Säften nach, die ihn durchpulsen, ist er in der Hauptsache nordisches Gewächs. Es wird sich nicht nachprüfen lassen, wie nahe die Verwandtschaft zwischen Cervantes und jenen Westgoten, Vandalen und Sueben der Völkerwanderung ist, die dem Volkstum der iberischen Halbinsel bis auf die heutige Zeit unvergängliche Züge aufgeprägt haben. Aber er kann ihr Geblüt nicht verleugnen. Was er ursprünglich plante, eine satirische Abrechnung mit dem geschmacklosen Unfug der zeitgenössischen Ritterromane, wird ihm unter der Hand, fast ohne sein Zutun, und von den Triebkräften seiner Seele diktiert, zu einer viel weiträumigeren und bedeutsameren Auseinandersetzung, nämlich zu der zwischen dem ideal überhöhten und dem stofflich beschränkten und gebundenen Menschentum. Gewiß, Don Quijotes Bewußtsein ist durch den wirren Wust seiner Lektüre getrübt. Und wer nur erdwärts zu blicken gewöhnt ist, der wird seinem Schildknappen, dem derben ostischen Realisten Sancho Pansa zustimmen: Er wird

in Rosinante, dem Streitroß, eine elende Schindmähre, in dem Helm ein Barbierbecken erblicken, in der angebeteten Herzensdame Dulcinea eine schmutzige Dorftrine, in der zauberhaften Ritterburg eine Bauernkate und in dem dräuenden Riesen eine Windmühle. Der stolze Kriegsmann aber, der, seiner inneren Berufung folgend, auf Abenteuer auszieht, in einer Zeit, die von verzauberten Burgfräulein und von Turnieren nichts mehr weiß und nichts mehr wissen will, ist und bleibt für ihn der „Ritter von der traurigen Gestalt". Aber er übersieht dabei die Größe und die im Grunde wahrhaft vornehme Gesinnung, von der Don Quijote, immer zum Opfer und zum Heroismus und zur Wahrung der Ehre bereit, trotz all seiner manischen Verwirrung bis in seine letzte Faser erfüllt ist. Er übersieht, daß ihm das Leben, wenn es auch ein Traumleben ist, auf einer höheren Ebene und in einer reineren Sphäre begegnet. Was Don Quijote aber von innen her zum Stammverwandten des deutschen „reinen Toren" macht, das ist der Umstand, daß er die Niedrigkeit und die Gemeinheit, die ihn umgibt, gar nicht empfindet, daß er das wiehernde Gelächter und den kichernden Spott rings um ihn her in seiner ehrbaren Treuherzigkeit gar nicht vernimmt. Als ihm aber zum Schluß die Schuppen von den Augen fallen, da muß dies zugleich auch sein Ende besiegeln, und er beschließt sein Leben, in dem er freilich nur gegen Windmühlen gekämpft hat; und doch war es ein Heldenleben im Dienste der Idee und im Lichte des großen Humors.

Der Klassiker des Humors ist von einem Klassiker des Zeichenstifts illustriert worden, von Gustave Doré. Der wußte von Rassenkunde nicht das Geringste. Aber um so sicherer leitete ihn der Instinkt. Da reitet auf klapperdürrem Gaul, diesen an unerhörter Magerkeit überragend, der langbeinige, traurig-versonnene Hidalgo,

den Blick wolkenwärts — alles andere, nur kein typischer Romane, und neben ihm ein stupsnasiges Mondgesicht —, alles an ihm feist, rundlich und gedrückt, Sancho Pansa. Deutlicher noch spricht folgendes Bild:



Zeichnung von G. Doré

Abb. 16. Don Quijote (nordisch).

Im Gegensatz zu Don Quijote, dem Beispiel des großen, nordischen Humors, der aus dem Süden, aus einer romanischen Umwelt stammt, ist nicht alles nordisch, was aus dem Norden zu uns kommt, besonders heutzutage nicht, wo z. B. Schweden, natürlich mit Ausnahmen, noch dem jüdischen Bonnier-Konzern pressehörig ist. So hat denn auch der Humor oder besser der

Witz eines H a s s e Z e t t e r s t r ö m und der seines Illustrators H. A b e k i n g nichts Nordisches an sich, so toll auch der Unfug ist, der da getrieben wird. Er verrät vielmehr etwas Trocken-Zynisches, einen Vortragston, den wir Deutschen aus der Systemzeit her nur allzu gut kennen.

Aus Hasse Zetterströms „L ü t i t i. Grotesken".

(Verlag Dr. Eysler.)

Haben Sie schon mal gestohlen?

Das Abendblatt schleuderte diese aufdringliche Frage einer Anzahl bekannter Leute entgegen.

„Und Sie?" sagte ein Wißbegieriger, „haben Sie nie was gestohlen?"

„Gott, reine Lappalien, nichts von Bedeutung, außer einem vierstöckigen Haus."

„Sie haben ein vierstöckiges Haus gestohlen?"

„Man hätte es so nennen können, wenn man kleinlich ist. Die Geschichte ist jetzt so alt, daß ich sie erzählen kann.

Ich wohnte damals an der Peripherie der Stadt; meinem Haus gegenüber lag ein anderes Haus, das mir die freie, schöne Aussicht über eine Wiese versperrte. Dieses Haus, das mir im Wege lag, ärgerte mich sehr, und ich überlegte lange, was ich mit ihm anfangen sollte. Ich ermittelte, daß die Stadt die Eigentümerin des Hauses war, und da hatte ich meinen Plan fertig. Auf meiner Schreibmaschine schrieb ich folgenden Brief, den ich sämtlichen Mietern zugehen ließ (ich fand ihre Namen im Adreßbuch):

‚Wegen des bevorstehenden Abbruchs des Hauses wird Ihnen hiermit zum 1. Oktober gekündigt.

Der Magistrat.
Hochbauamt.

Der Brief hatte den gewünschten Erfolg. Schon einige Tage vor dem 1. Oktober begannen die Leute auszuziehen. — Ich stand in meinem Torweg und sah eine Möbelfuhre nach der anderen fortrollen, und schließlich war das Haus leer. Ich ließ es über Nacht stehen, aber am nächsten Tag klingelte ich bei einem Abbruchunternehmer an:

‚Hier ist das Städtische Hochbauamt. Können Sie den Abbruch eines vierstöckigen Hauses übernehmen?'

‚Das läßt sich schon machen.'

‚Dann erledigen wir die Formalitäten später. Können Sie morgen schon anfangen lassen?‘

‚Das geht.‘

Am nächsten Tag sah ich, daß ein Zaun um das Haus gezogen wurde, und nach 14 Tagen war alles weg.

Ich saß am Fenster und genoß die weite, freie Aussicht. Ich sah Menschen und Pferde und Wagen und auch Reiter, die sich über die Wiese bewegten, und weit in der Ferne sah ich einen Zipfel blauen Wassers. Es war ein sehr schöner Herbst in diesem Jahr ...“

„Na, und dann?“ sagte der Wißbegierige.

„Dann, — ja, dann ging ich natürlich nach dem Städtischen Hochbauamt, ich brauchte Geld, und habe den Bauplatz für 380 000 Kronen verkauft. Und nun sind sie dabei, auf dem Grundstück ein Gymnasium zu bauen. Es scheint ein großes und schönes Gymnasium zu werden, mit vielen großen und hellen Sälen. Heut wird wirklich viel für die Jugend getan.“

Zum Wesen des nordischen Humors im besonderen zählt, wie festgestellt wurde, die Fähigkeit zum Abstand dem eigenen Ich und der eigenen Art gegenüber, zum nüchternen und sachlichen Urteil über die eigene Person. L. F. Clauß zitiert in seinem wiederholt erwähnten Werk als Beispiel die altnordische Geschichte von Thorarir, dem Kaufmann und Seefahrer, der Gast bei König Olaf ist. Er schläft mit dem König zusammen in der Halle, und als beim Erwachen der König im Schein der Morgensonne den Fuß Thorarirs unter der Bettdecke hervorragen sieht, ist er über dessen Häßlichkeit zugleich entsetzt und erheitert. Der Gast, auch im übrigen kein Muster männlicher Schönheit, bemerkt ruhig, es gäbe nichts, was auf der Welt in seiner Art nicht übertroffen werden könnte, während der König der Ansicht ist, etwas Häßlicheres als dieser Fuß sei schlechterdings nicht vorstellbar. Da streckt Thorarir den zweiten Fuß hervor, der genau so abscheulich ist und dem überdies eine Zehe fehlt. Der König aber läßt den Beweis nicht gelten. Denn ein Fuß, an dem alles häßlich sei,

werde um die fehlende Zehe nicht häßlicher, sondern nur schöner. Und gewiß ist das Vermögen, über die eigene Häßlichkeit zu scherzen, nicht nur ein Anzeichen des nordischen Seelenabstandes dem eigenen Ich gegenüber, sondern auch des nordischen Humors und zwar gerade da, wo er dem westischen Verständnis niemals zugänglich ist.

10. Deftig und gelassen.

Wie durch und durch unfranzösisch ist in dieser Beziehung z. B. die fast übertrieben offenherzige Betrachtung der Liselotte von der Pfalz über ihr Aussehen im Alter, begleitet von der ausdrücklichen Versicherung, sie sei auch früher nie schöner gewesen. Wie wenig paßt die folgende Bemerkung in die Hofluft von Versailles:

An die Raugräfin Amalie Elisabeth.

Port Royal, den 22. August 1698.

„... Ihr müßt meiner sehr vergessen haben, wenn Ihr mich nicht mit unter den Häßlichen rechnet; ich bin es all mein Tag gewesen und noch ärger hier durch die Blattern worden. Zudem so ist meine Figur monströs in Dicke, ich bin so viereckt wie ein Würfel, meine Haut ist rötlich mit gelb vermischt; ich fange an, grau zu werden, habe ganz vermischte Haare schon, meine Stirn und Augen seind sehr runzelig, meine Nase ist ebenso schief, als sie gewesen, aber durch die Kinderblattern sehr verziert, sowohl als beide Backen; ich habe die Backen platt, große Kinnbacken die Zähn verschlissen, das Maul auch ein wenig verändert, indem es größer und runzeliger geworden. So ist meine schöne Figur bestellt."

Abgesehen von der schonungslosen Übertreibung Liselottes ist das Bildnis, das sie selber mit Behagen zur Karikatur verzerrt, fälischer Art: „Viereckt wie ein Würfel, — die Backen platt, große Kinnbacken —."

Man denkt unwillkürlich an die Spottbezeichnung, die die Franzosen den Deutschen zugedacht haben: „Tête carrée“, der Quadratschädel. Die zeitgenössischen Hofmaler werden in ihrem Streben nach schmeichlerischer Schönmalerei diesen Zügen in den Bildern Liselottes nur zum Teil gerecht. Sie passen aber ausgezeichnet zu dem seelischen Verhalten der pfälzischen Prinzessin, zu ihrer bauernstarken, wurzelhaften Heimatliebe. Kernhaft und derb, „deftig“ ist ihr Wesen und ihr Humor. Sie haßt allen Glanz der Fremde und sehnt sich nach allem Deutschen zurück, nach der groben Treuherzigkeit der Menschen, nach der Sprache, nach dem pfälzischen Krautsalat und den Mettwürsten. Fälisch ist der empörte Widerwillen gegen widernatürliches Gehabe und höfische Laster ebenso wie ihr Vergnügen an „deftigen“ Geschichten, fälisch ihre Unbefangenheit in Religionsfragen und ihre Freude an der derben, „unvornehmen“ Gesundheit ihrer Enkelkinder. Dazu eine Probe aus ihrem Briefwechsel, dem handfesten Denkmal ihres deutschen Frauenlebens:

An die Herzogin Sophie.

St. Cloud, den 13. April 1681.

„. . . Ich weiß gar schöne Historien, davon muß ich Euer Liebden eine verzählen, so man mir vor drei oder vier Tagen gesagt hat und welche vor drei Wochen geschehen ist im Jesuwitterkolleg; der Chevalier de Lorraine sagt, daß er glaube, daß es sein Sohn ist, der solche Historie getan und daß er täglich dergleichen tue. Es ist ein Schüler, der war gar mutwillig auf allerhand Manier, und die ganze Nacht lief er herum und schlief nicht in seiner Kammer. Da dräuten ihm die Herren Paters, daß, wenn er nicht nachts in seiner Kammer bliebe, wollten sie ihn unerhört streichen. Der Bub geht zu einem Maler und bitt ihn, er solle ihm doch zwei Heilige auf die zwei Hinterbacken malen, auf die rechte St. Ignaz von Loyola und auf den linken Hinterbacken St. Franz Xaver; welches der Maler tut. Damit zieht er fein hübsch die Hosen wieder an und geht wieder ins Kolle-

gium und fängt hundert Händel an. Da kriegen ihn die Paters und sagen: ‚Aber diesmal kriegst du die Rute!' Da fängt der Junge an, sich zu wehren und zu bitten, aber sie sagen, es helfe kein Bitten. Da wirft sich der Schüler auf die Knie und sagt: ‚O heiliger Ignaz, o heiliger Xaver, habt Erbarmen mit mir und tut ein Wunder zu meinen Gunsten, um meine Unschuld zu beweisen!' Indem ziehen ihm die Paters die Hose ab, und wie sie ihm das Hemd aufheben, um ihn zu streichen, sagt der Bub: ‚Ich bete mit solcher Inbrunst, daß ich sicher bin, daß mein Flehen Erhörung findet.' Wie die Paters die zwei gemalten Heiligen zu sehn bekommen, rufen sie: ‚O Wunder! der, den wir für einen Schelm hielten, ist ein Heiliger!' damit fallen sie auf die Knie und küssen den Hintern, rufen alle Schüler zusammen und lassen sie in Zeremonie kommen, um den heiligen Hintern zu küssen, welches sie alle getan.

Liselotte, die sich in ihren Briefen an Kurfürstin Sophie von Hannover so gern an die niedersächsische Lebensart und an das hannöversche Platt erinnert und es nicht selten zitiert, sie, die als widerwillige Hörerin bei den Pariser Hofpredigten immer einschlief, welches Vergnügen hätte sie bei den Kanzelreden empfunden, die der brave Pastor Jobst Sackmann seinen Pfarrkindern zu Limmer bei Hannover hielt! Es ist unverfälschter fälischer Geist, Geist von ihrem Geist, der aus ihnen spricht, wurzelfest, bäuerlich und hanebüchen. Er macht sich die Sache in dem folgenden Beispiel, der Traurede über Sirach 32, 5 freilich nicht allzu schwierig. Umso besser paßt er den Text seiner Gemeinde an. Die Glücksspieler und die Kinder, die sich auf dem Dorfanger tummeln, werden mit Behagen angeführt und zwar als ortsbekannte Gestalten, Steffen Hartwig und Nachbar Velten, immerhin mit der abschließenden Bemerkung, daß man an dergleichen „Spielleute" bei dieser Bibelstelle nicht denken dürfe, wohl aber an die Geigen- und Flötenspieler. Und wieder kommt eine bodenständige Erinnerung und zwar an Kaspar Tilmans Hochzeit, wo man den Musikanten die Fidelbogen mit Talg eingeschmiert

habe, so daß sie nicht spielen konnten, was eine Keilerei zur Folge hatte. Also so — nicht! Irret die Spielleute nicht! Dies die sehr diesseitige Folgerung des Predigers:

Stück ut eene Trorede.

över Sirach 32, 5, holen to Limmer.

Irret de Spål=Lüde nich! So, mine leewen Frünne, sprickt de wiese Mann Sirach im tweeundörtigsten Kapiddel, im föfften Vers. Sirach wör en Mann, de sine Klokheit nich ut de Finger sogen hadde. O nä! he hadde väle gode Böker lesen un allen Säken in der Welt flietig nahdacht, und darbi wör he denn ok en old Mann worn, de väl erfahren hadde — dat makte et denn ok, dat he so klok spräken konn. Ja — bald har ick et vergaten — as he noch en lütt Jung wör, do hadde em sin Vadder un sine Müdder schon wacker an=föhrt und em alles Gode lehrt! darum konn denn en god Mann ut em weeren. Hört ji woll! je möt jue Kinner tor Schole schicken, un to Hus möt ji se to allem Goden hübsch anholen, süst willt se all min Läwdag nich klok weern, un so weerd se ok solke Henkerskinner, as ick schon etlike in miner Gemeene hebbe.

Nu, wat sä de ole wiese Sirach? He sä: Irret de Spål=Lüde nich! Wat möget da för Spål=Lüde sin, de man nich irren schall? — Et gifft mannikerlei Spål=Lüde in der Welt, de man awerst woll irren draff. Seht mal, wenn se dar so in dem Kroge um den Disch herum sitt un mit Karten un Wörpelken ganze leewe lange Dage un ganze Nächte hendör spält, supt un flucht, dat sick de Eerbodden updon möchte, dar verspält se denn ähr Geld un ähren Fruen un Kinnern dat Brot, ok woll de Köh darto, un dar geiht denn allens darunner un daröwer, bet dat se mit den Aehrigen an den Bädelstab kamen sind. Nä! nä! solke Düwelskinner scholl man ja woll irren, un dar scholl use Amtmann hübsch Ach=tung up gäwen. Da haben wir die Landesverordnungen gedruckt, und sie sind angeschlagen, und ich habe sie auch oft von der Kanzel abgelesen; aber wanne! wanne! wo schöne weerd dröwer holen!

Et gifft ok noch annere Spål=Lüde, de man awerst woll erren darff. Wenn dar Steffen Hartwig un mines Nabers Velten sine Kinner up den Pingstanger herum springt un ähr Spål makt, worum scholl man de nich irren? Könt se doch wedder von vorn anfangen.

Wat mógt et denn nu awerst fór Spál-Lúde sin, darvon de gode Sirach sprickt? Jck will't ju sággen; dat sin de Lúde, de dar soo herum sitt un mit áhre Geigen un Fleutjepiepen, mit Harfen un Zittern un Trummpeeten eene Gesellschapp lustig makt. Aehr Grodvadder hett Jubal heeten, im ersten Buch Mose Kapitel vier. Ja, de Lúde scholl man nu nich irren; wenn se spált, so scholl man nich dartwischen kakeln, sondern húbsch tohórn, un nich mit eenanner so lude prahlen, as etlike Flansnuten so plágt.

Nu, so denkt denn húte up de Hochtied ok húbsch daran, wat ju de ole, leewe Sirach sággt, un irret de Spál-Lúde nich! — Weet ji noch woll, wie et up Kaspar Tylmanns siner Hochtied herging? O, wanne! wanne! wat wór dar fórn Tostand! Dar hadden se den Spál-Lúden den Fiedelbagen mit Talg insmárt, dat Trummpeetenlock hadden se jem mit en Schiet tostoppt, dat se nich mehr spálen konnen. Awerst dat geew en Fráten fór usen Amtmann! Denn se slógen sick eenanner die Kóppe grúlik entwei, dat dat Blot dicke umher floot, un dar moßten se den dapper in de Básse blasen. Dar nehmt ju nu húbsch fór in Acht un irret de Spál-Lúde nich! Amen. (Insel-Verlag.)

Als eine Leistung, die in ihrer deftigen Gelassenheit und Grobkörnigkeit dem fälischen Gemüt entsprungen ist, ist das komische Epos des Arztes Dr. Carl Arnold Kortum zu bewerten „Die Jobsiade“. Der Dichter ist in Mühlheim an der Ruhr geboren (1745); nach seiner eigenen Angabe stammt aber seine Familie aus Friesland, ein Umstand, zu dem die Form seines Namens nicht minder gut paßt als der fälische Charakter seines Werkes.

Am bekanntesten ist jenes Examen, das der verbummelte Student der Theologie Hieronymus Jobs nicht besteht, und in dem die prüfende Geistlichkeit über seine Antworten baß erstaunt ist.

Über diese Antwort des Candidaten Jobses
Geschah allgemeines Schütteln des Kopfes.
Der Inspektor sprach zuerst: hem hem!
Drauf die andern secundum ordinem.

Der ihm geläufigen Studentensprache gemäß nennt er auf Befragen einen Bischof „ein angenehmes Getränke“. Apostel sind für ihn große Krüge. Augustin kennt er nur einen, den Universitätspedell. Über die Gattung der Engel hat er nicht viel zu berichten. Er weiß nur im Wirtshaus zum Engel Bescheid. Bevor er selbst in die Welt eintritt, hat seine Mutter einen Traum:

„Einst nämlich lag Frau Jobsen im Bette,
Und es kam ihr vor im Traum, als hätte
Sie ein gewaltiges großes Horn
Statt eines kleinen Kindleins geborn.

Dies Horn nun tönte und krachte,
So mächtig, daß sie darob erwachte.“

Die Frau Mutter läßt sich von einer Zigeunerin prophezeien, das Söhnlein werde dereinst die schlafenden Sünder erwecken und ein Hüter der Menschen sein. Er erfüllt beide Deutungen, die möglich sind, in seinem bunten Lebenslauf. Einmal ist er Nachtwächter, zum anderen Pastor. Einer verwelkten Betschwester leistet er Gesellschaft und geistigen Beistand. Er hat es gut bei ihr, bis er merkt, daß sie „seiner in Unehren begehrt“. Da entläuft er:

„Und so blieb dann die Dame allein
Mit ihrem Gesangbuch und Branntwein.“

Es geht derb und tüchtig her, und der Verfasser stampft mit klotzigem, massivem Rhythmus und in schweren, kotigen Stiefeln durch den abenteuerlichen Lebenslauf seines unholden Helden.

Fritz Reuter, der Meister der plattdeutschen Erzählungskunst, wenn auch nicht der Reinheit niederdeutscher Sprache, Fritz Reuter mit dem quadratischen Gesichtsumriß, den wuchtigen Kinnbacken, der kantigen Turmnase und dem rauhen Bartgestrüpp; kurz und untersetzt von Wuchs, ist er ein Beispiel fälischen Typs mit osti=

schem Einschlag. Dafür spricht die wurzelfeste, bäuerliche Gelassenheit einerseits und das breite Behagen seiner Darstellung andrerseits.

Wir greifen eine Episode aus seiner „Franzosentid“



Abb. 17. Fritz Reuter.
Ausschnitt aus der Zeichnung von Arpad Schmidhammer zu Reuters 100. Geburtstag.
Aus der „Jugend“.

heraus, um zu erproben, wie weit auch hier die geistige Prägung dem Erscheinungsbild entspricht.

„Ne slimme Tid“, eine Zeit, in der die Gegensätze hart aufeinander prallen, ist es, als die napoleonische Besatzung in das stille und allen Welthändeln so ferne Mecklenburg damals einbricht. Die welschen „Schässürs“ in dem biederen mecklenburgischen Bauernstädtchen! Wie seltsam bedenklich erscheint den wortkargen

Bürgern die sturzbachartige Gesprächigkeit des Franzmannes, aus dessen Mundwerk es hervorbraust „als wenn einem Faß der Zapfen ausgeschlagen ist“. So viel ist klar: es handelt sich darum, diesen „sakerierenden“ Freibeuter mit seinen unverschämten Forderungen hinzuhalten und auf unblutige Art unschädlich zu machen, am besten durch einen trinkfesten Partner. Als solcher Retter in der Not tritt der alte Müller Voß auf. Der Uhrmacher Droz, selbst französischer Abkunft, der trotz der behaglichen mecklenburgischen Lebensart, an die er sich gewöhnt hat, der selbstgefällige, wenn auch ganz harmlose westische Komödiant geblieben ist, und sich in den Feierstunden gerne „sin Mondierung antreckt“, jagt die übrigen Marodeure ins Bockshorn und verscheucht sie. Wie ergötzlich die knappen und unbekümmerten Erwiderungen des alten Voß auf die überschwenglichen Freundschaftsbeteuerungen des Franzosen: „Na nu“ und „sett em vor de Dör!“ Unn so redten sei französch mit enanner!

Gerade die Begegnung des groben wuchtigen Falen mit dem schwadronierenden westischen Maulhelden treibt den Humor dieser Szene auf ihren Gipfel empor:

Wat nu den Uhrkenmaker Droz anbedrapen deiht, so was hei von Geburt en Nöffschandeller, hadd vele Potentaten deint un ok de Franzosen un was nahsten in min Vaterstadt hacken blewen, indem dat hei ne Witfru frigen ded. Sine franzósche Unneform hadd hei uphegt, un wenn hei des Abends in de Schummerstun'n tau'n Uhrenflicken nich mihr seihn kunn, denn treckt hei sick sin Mondierung an un gung ümmer in sin lütt Kammer up un dal; áwer in'n Horen, denn mit de Borenmütz gung't nich, de schrammt an'n Bähn. Un denn redte hei von „La grang Nationg“ un „Ló grang Amperór“ un kummandierte dat ganze Batteljon un let rechts inswenken un links inhau'n, dat sick Fru un Kinner achter't Bedd verkrópen. Hei was áwer en gauden Mann un ded kein Kind wat, un Dags áwer lagg „la grang Nationg“ in'n Kuffert, un hei flickte Uhren un puste un smerte

sei un at meckelbörgsch Pölltüften un stippte sei in meckelbörgsch Speck.

Na, während des nu also de Uhrkenmaker sick de Stifeletten anknöpt un de Borenmütz upset't, satt Möller Voß mit den Franzosen tausam un let sick dat in den Herrn Amtshauptmannen sinen Rotwin sur warden, un de Franzos' stödd mit den Möller an un säd: „A Wuh!" un de Möller namm denn sin Glas, drunk un säd: „Na nu!" un denn stödd de Möller wedder mit den Franzosen an, un de Franzos' bedankte sick un säd: „Serwitör!" un de Möller drunk denn ok un säd: „Sett em vör de Dör!" un so redten sei französch mitenanner un drunken.

So würden sei denn nu ümmer fründschaftlicher mit enanner; de Franzos' stek de blanke Plämp in de Scheid, un't wohrt nich lang', dunn russelt sin swarte Snurrbort den ollen Möller unner de stuw Näs', un de Möller smet em en por in't Gesicht, de säden man so „Stah!" denn de oll Möller hadd en Mulgeschirr, as wir hei mit 'ne Worpschüpp upfött, un jedwerein von sin Küß güll gaud drei gadlich.

Grad' as dit geschach, dunn haust dat unner dat Eckfinster, un min Oll slek sick rut un säd den Uhrkenmaker Bescheid, wat hei süll. De Herr Amtshauptmann äwer gung ümmer up un dal un dacht, wat hohe Herzogliche Kammer woll dortau seggen würd, wenn sei dit mit anseg, un säd tau den Möller: „Möller, verzag' Hei nich, ick wardt Em gedenken." Un de Möller verzagt ok nich, sondern drunk rüstig wider.

Es ist dieselbe fälische Wortkargheit, aber ebenfalls vom Entschluß zur handfesten Tat begleitet, die sich in dem Minnespiel zwischen dem wortlosen Bauernburschen und dem Mädchen vor dem Brunnen bekundet:

Ick kik em an,
Hei kikt mi an,
Ick segg em nicks,
Hei seggt mi nicks,
Un ick gah wider hen nah Hus.

Un as ick an de Husdör kamm
Un mine Dracht herunner namm,
Un set't min beiden Emmern nedder,

Dunn namm hei mi in sinen Arm
Un drückt un herzt un küßt mi warm —
Un denk di mal — ick küßt em wedder.

Hei kikt mi an,
Ick kik em an,
Hei seggt mi nicks,
Ick segg em nicks,
Dunn kamm uns' Fru taum Hus' herut,
Dunn was dat mit dat Küssen ut. —
Nu segg mi mal, wat wull de Kirl?

Man denkt unwillkürlich dabei an die Geschichte von Hein und Korl, die sich allabendlich zum Dämmerschoppen treffen. „Na, denn Prost Hein!" „Prost Korl!", das ist die ganze Unterhaltung. Eines Abends bringt Korl einen Dritten mit, den Krischan. Das Gespräch verläuft wie üblich. „Prost Hein", „Prost Korl". Da schaltet sich Krischan ein: „Fin Wedder hebben wi hüt." Darauf folgt ein strenger, befremdeter Blick Heins. Nachdem Krischan sich verabschiedet hat, bemerkt er strafend zu Korl: „Den Kirl bring Du nich wedder mit! Dat is 'n Swätzer."

11. Der weltweite Humor.

Wir lassen Shakespeare zu Wort kommen, den Höffding neben Sokrates als den einzigen Meister des wirklich großen, weltweiten Humors gelten läßt. Von außen gesehen, besteht in den folgenden Hamlet- und Falstaffszenen die Technik des Witzes in einer außerordentlich gewandten Vertauschung gleicher Sinnes- und Begriffshülsen für verschiedene Werte, in einer Silbenstecherei, in der plötzlich der Gesprächsrichtung geschickt ausgewichen wird, und das Wort an Stelle des Wesens tritt: Wie wurde er toll? — Dadurch, daß er den Verstand verlor. Kennt ihr den Grund? — Freilich, dänischer Grund und Boden usf.

Der Dichter selbst gesteht, dies sei ein kennzeichnender Zug des Jahrhunderts, der bis in die breitesten Schichten des Volkes vorgedrungen sei: „Das Zeitalter ist so spitzfindig geworden“, läßt er Hamlet sagen, „daß die

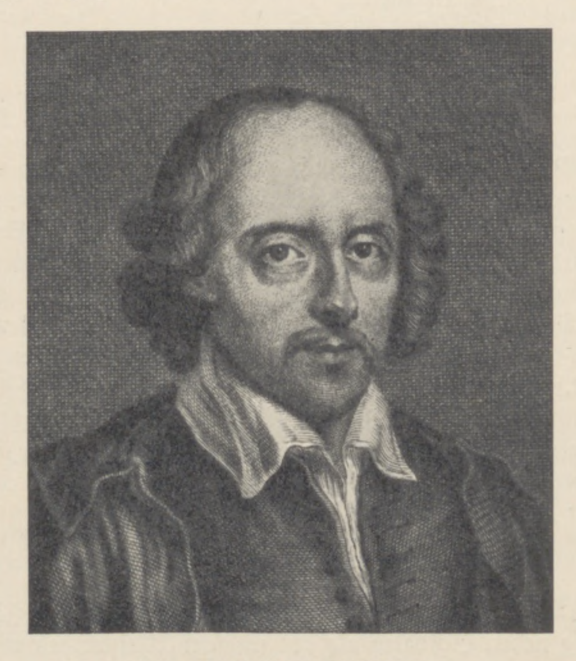


Abb. 18. William Shakespeare.

Zehe des Bauern der Ferse des Höflings so nahe kommt, daß er ihm die Frostbeulen wund tritt.“ Aber Shakespeare bleibt nicht bei dieser sprühenden und funkelnden Wortspielerei stehen. Schon daß sie sich am Grabe Ophelias abspielt, des unschuldigen und geliebten Opfers, das dem vorgetäuschten Wahnsinn Hamlets verfällt, ist für Shakespeares Verzahnung von Tragik und Humor kennzeichnend. Sie spricht gleicherweise aus den

bitteren Späßen Kents, der unerkannt als Narr den verstoßenen König Lear begleitet. Es ist dieselbe scharf gewürzte Sprache wie in den derben und gesalzenen Witzen des Pförtners, der vor dem Tore Wache hält, hinter dem Macduff, der König von Schottland, unter dem mordenden Dolch Macbeths sein Leben aushaucht.

Zu der besonderen und nordisch bedingten Künstlerschaft Shakespeares gehört es, daß er das Ineinandergreifen der tragischen und komischen Elemente als ein Kennzeichen des wahren menschlichen Geschehens erfaßt und in gesteigerter Darstellung wiedergibt.

Zur westischen Geistesverfassung der Franzosen gehört es aber, daß sie gerade diese Verquickung in ihrer Bedeutung nie ganz zu erfassen vermögen. Aus diesem Grunde verleugnete auch Voltaire gar bald seine anfängliche Bewunderung für den britischen Dichter. Der westische Formalismus, mechanisch geregelt und nicht organisch geordnet, verlangt trotz seiner Beweglichkeit eine scharfe Scheidung zwischen Tragik und Komik; das Gegenteil lehnt er als Barbarei ab, ja in der Zeit des Klassizismus fordert er sogar eine pedantische Sonderung der Stoffgebiete.

Nie geriet die deutsche Auffassung auf wesensfremdere Abwege als mit der gänzlich nach französischem Vorbild ausgerichteten Anweisung, die Martin Opitz in seinem „Buch von der Deutschen Poeterey“ (1624) gab:

V. ... Die Tragedie ist an der maiestet dem Heroischen getichte gemeße, ohne das sie selten leidet, das man geringen standes personen vnd schlechte sachen einführe: weil sie nur von Königlichem willen, Todtschlägen, verzweiffelungen, Kinder- vnd Vätermörden, brande, blutschanden, kriege vnd auffruhr, klagen, heulen, seuffzen vnd dergleichen handelt. Von derer zugehör schreibet vornemlich Aristoteles, vnd etwas weitleufftiger Daniel Heinsius; die man lesen kan.

Die Comedie bestehet in schlechtem wesen vnnd personen:

redet von hochzeiten, gastgeboten, spielen, betrug vnd schalckheit der knechte, ruhmrätigen Landtsknechten, buhlersachen, leichtfertigkeit der jugend, geitze des alters, kupplerey vnd solchen sachen, die täglich vnter gemeinen Leuten vorlauffen. Haben derowegen die, welche heutiges tages Comedien geschrieben, weit geirret, die Keyser vnd Potentaten eingeführet; weil solches den regeln der Comedien schnurstracks zuewider laufft ...

In der Hamletszene, die den Ausgangspunkt dieser Betrachtung bildet, werden auch Fragen, wie der soziale Abstand zwischen Hoch und Niedrig gestreift. „Wenns kein Fräulein wäre, so wäre sie auch nicht auf geweihtem Boden begraben." So stichelt der Gehilfe, woraus der Totengräber die paradoxe Folgerung zieht, daß demnach die großen Leute in der Welt mehr Aufmunterung zum Selbstmord verspüren müßten, als ihre schlichten Christenbrüder.

In diesem Zusammenhang verdient die Leistung des Übersetzers August Wilhelm Schlegel ein Wort der Würdigung. An und für sich erheischt schon die Aufgabe, die Gedankenwelt eines Geistesgewaltigen in einem fremden Sprachspiegel aufzufangen und festzuhalten, eine seltene Sonderbegabung. Erst recht in unserem Fall, da in der deutschen Sprache nicht ohne weiteres die gleichen Synonyme zur Hand sind wie in der englischen, und somit eine ganz besondere sprachliche Geschmeidigkeit vorhanden sein muß, um die britischen Wortwitze im Deutschen wiederzugeben.

Aus Hamlet, Prinz von Dänemark.

Fünfter Aufzug.

1. Szene.

Ein Kirchhof.

Es treten auf der Totengräber und sein Gehilfe mit Spaten usw.

Totengräber: Soll die ein christlich Begräbnis erhalten, die vorsätzlich ihre eigne Seligkeit sucht?

Gehilfe: Ich sage dir, sie soll's, mach' also flugs ihr

Grab. Der Totenbeschauer hat über sie gesessen und christlich Begräbnis erkannt.

Totengräber: Wie kann das sein, wenn sie sich nicht defensionsweise ertränkt hat?

Gehilfe: Nun, es ist so befunden.

Totengräber: Es muß aber se offendendo geschehen, es kann nicht anders sein. Denn dies ist der Punkt: wenn ich mich wissentlich ertränke, so beweist es eine Handlung; und eine Handlung hat drei Stücke: sie bestehet in Handeln, Tun und Verrichten. Ergel hat sie sich wissentlich ertränkt.

Gehilfe: Ei, hört doch, Gevatter Schaufler!

Totengräber: Erlaubt mir. Hier steht das Wasser: gut; hier steht der Mensch: gut. Wenn der Mensch zu diesem Wasser geht und sich selbst ertränkt, so bleibt's dabei, er mag wollen oder nicht, daß er hingeht. Merkt Euch das! Aber wenn das Wasser zu ihm kommt und ihn ertränkt, so ertränkt er sich nicht selbst. Ergel, wer an seinem eignen Tode nicht schuld ist, verkürzt sein eignes Leben nicht!

Gehilfe: Ist das Rechtens?

Totengräber: Ei freilich, nach dem Totenbeschauerrecht.

Gehilfe: Wollt Ihr die Wahrheit wissen? Wenn's kein Fräulein gewesen wäre, so wäre sie auch nicht auf geweihtem Boden begraben.

Totengräber: Ja, da haben wir's. Und es ist doch ein Jammer, daß die großen Leute in dieser Welt mehr Aufmunterung haben, sich zu hängen und zu ersäufen, als ihre Christenbrüder. Komm, den Spaten her! Es gibt keine so alten Edelleute als Gärtner, Grabenmacher und Totengräber: sie pflanzen Adams Profession fort.

Gehilfe: War der ein Edelmann?

Totengräber: Er war der erste, der je armiert war.

Gehilfe: Ei, was wollt' er?

Totengräber: Was? bist ein Heide? Wie legst du die Schrift aus? Die Schrift sagt: Adam grub. Konnte er ohne Arme graben? Ich will dir noch eine andere Frage vorlegen: wenn du mir nicht gehörig antwortest, so bekenne ...

Gehilfe: Nur zu!

Totengräber: Wer baut fester als der Maurer, der Schiffsbaumeister oder der Zimmermann?

Gehilfe: Der Galgenmacher, denn sein Gebäude überlebt an die tausend Bewohner.

Totengräber: Dein Witz gefällt mir, meiner Treu. Der Galgen tut gut; aber wie tut er gut? Er tut gut an denen, die übel tun. Nun tust du übel, zu sagen, daß der Galgen stärker gebaut ist als die Kirche, also würde der Galgen an dir gut tun. Noch mal dran! frisch!

Gehilfe: Wer stärker baut als ein Maurer, ein Schiffsbaumeister oder ein Zimmermann?

Totengräber: Ja, sag' mir das, und du sollst Feierabend haben.

Gehilfe: Mein Seel, nun kann ich's sagen.

Totengräber: Frisch!

Gehilfe: Bei der Messe, ich kann's doch nicht sagen. (Es treten auf Hamlet und Horatio in einiger Entfernung.)

Totengräber: Zerbrich dir den Kopf nicht weiter darum, der dumme Esel geht doch nicht schneller, wie du ihn auch prügeln magst; und wenn dir jemand das nächste Mal die Frage tut, antworte: der Totengräber. Die Häuser, die er baut, währen bis zum Jüngsten Tage. Geh, mach' dich ins Wirtshaus und hole mir einen Schoppen Branntwein. (Gehilfe ab.)

(Er gräbt und singt.)

In jungen Tagen ich lieben tät,
Das dünkte mir so süß,
Die Zeit zu verbringen, ach, früh und spät,
Behagte mir nichts wie dies.

Hamlet: Hat dieser Kerl kein Gefühl von seinem Geschäft? Er gräbt ein Grab und singt dazu.

Horatio: Die Gewohnheit hat es ihm zu einer leichten Sache gemacht.

Hamlet: So pflegt es zu sein: je weniger eine Hand verrichtet, desto zarter ist ihr Gefühl.

(Totengräber singt:)

Doch Alter mit dem schleichenden Tritt
Hat mich gepackt mit der Faust,
Und hat mich weg aus dem Lande geschickt,
Als hätt' ich da nimmer gehaust.

Hamlet: Ich will diesen Burschen anreden. — Wessen Grab ist das, heda?

Totengräber: Meines, Herr. (Singt:)

Und, o, eine Grube, gar tief und hohl,
Für solchen Gast muß sein.

Hamlet: Ich glaube wahrhaftig, daß es deines ist, denn du liegst darin.

Totengräber: Ihr liegt draußen, Herr, und also ist's nicht Eures; ich für mein Teil liege nicht darin, und doch ist es meines.

Hamlet: Du lügst darin, weil du darin bist und sagst, daß es deines ist. Es ist aber für die Toten, nicht für die Lebendigen: also lügst du.

Totengräber: 's ist eine lebendige Lüge, Herr, sie will von mir weg, zu Euch zurück.

Hamlet: Für was für einen Mann gräbst du es?

Totengräber: Für keinen Mann, Herr.

Hamlet: Für was für eine Frau denn?

Totengräber: Auch für keine.

Hamlet: Wer soll denn darin begraben werden?

Totengräber: Eine gewesene Frau, Herr; aber, Gott hab' sie selig! sie ist tot.

Hamlet: Wie haarspalterisch der Bursch ist! Wir müssen nach der Schnur sprechen, oder er sticht uns mit Silben zu Tode. Bei Gott, Horatio, ich habe seit diesen drei Jahren darauf geachtet: das Zeitalter ist so spitzfindig geworden, daß die Zehe des Bauern der Ferse des Höflings so nahe kommt, daß er ihm die Frostbeulen wund tritt. Wie lange bist du schon Totengräber?

Totengräber: Von allen Tagen im Jahre kam ich just den Tag dazu, da unser voriger König Hamlet den Fortinbras überwand.

Hamlet: Wie lange ist das her?

Totengräber: Wißt Ihr das nicht? Das weiß jeder Narr. Es war denselben Tag, wo der junge Hamlet geboren ward, der nun toll geworden und nach England geschickt ist.

Hamlet: Ei so! Warum haben sie ihn nach England geschickt?

Totengräber: Nu, weil er toll war. Er soll seinen Verstand da wiederkriegen; und wenn er ihn nicht wiederkriegt, so tut's da nicht viel.

Hamlet: Warum?

Totengräber: Man wird's ihm da nicht viel anmerken; die Leute sind da eben so toll wie er.

Hamlet: Wie wurde er toll?

Totengräber: Seltsam genug, sagen sie.

Hamlet: Wie seltsam?

Totengräber: Mein Seel, just dadurch, daß er den Verstand verlor.

Hamlet: Kennt Ihr den Grund?

Totengräber: Freilich, dänischer Grund und Boden. Ich bin hier seit dreißig Jahren Totengräber gewesen, in jungen und alten Tagen.

Hamlet: Wie lange liegt wohl einer in der Erde, eh er verfault?

Totengräber: Mein Treu, wenn er nicht schon vor dem Tode verfault ist, wie wir denn heutzutage viele lustsieche Leichen haben, die kaum bis zum Hineinlegen halten, so dauert er Euch ein acht bis neun Jahre aus; ein Lohgerber neun Jahre.

Hamlet: Warum der länger als ein andrer?

Totengräber: Ei, Herr, sein Gewerbe gerbt ihm das Fell so, daß es eine lange Zeit das Wasser abhält, und euer Wasser richtet so'nen Hurensohn verteufelt zugrunde. Hier ist ein Schädel, der Euch dreiundzwanzig Jahre in der Erde gelegen hat.

Hamlet: Wem gehörte er?

Totengräber: Ein toller Kerl von einem Hurensohn war's. Wer denkt Ihr, daß es war?

Hamlet: Ja, ich weiß nicht.

Totengräber: Das Wetter über den tollen Schalk! Er goß mir einmal eine Flasche Rheinwein über den Kopf. Dieser Schädel da, Herr, war Yoricks Schädel, des Königs Spaßmacher.

Dort aber, wo der Humor, fern von jeder tragischen Einwirkung, seine eigentlichen Feste feiert, wie in Heinrich IV., bleibt er doch einem weltanschaulich begründeten, erzieherischen Gedanken dienstbar. Verkleidung und Verwechslung spielen gewiß auch eine Rolle, aber eine nebensächliche. Es ist der Charakter Falstaffs, dieses hasenherzigen Maulhelden, dieses armseligen Prahlers und Wüstlings, der durch seine unverfrorene Schlagfertigkeit sich immer wieder ein lachendes Publikum verschafft, freilich ein Publikum, das sich ebenso über seine freiwillige wie über seine unfreiwillige Komik belustigt. Er ist nicht naiv genug, um dies nicht selber zu merken: „Ich bin nicht nur selbst witzig, sondern auch die Ursache, daß andere Witz haben."

In dem Prinzen Heinrich hat er sich freilich getäuscht, wenn er annimmt, mit dessen Thronbesteigung ginge für ihn erst die richtige große Zeit des Prunkens und des Prassens los. Heinrich hat das Leben in den Gassen und Gossen und in der Unterwelt Londons mit ihm geteilt, weniger, um seinem gehemmten Tatendrang irgendwie freien Lauf zu lassen, als um sein Volk von Grund auf kennenzulernen, selbst dort, wo sich dessen Hefe und Bodensatz niederschlägt, in den Kaschemmen und Lasterhöhlen der Winkelgassen. Als König weist er den unnütz gewordenen Hanswurst in seine Schranken zurück. Falstaff hat ihn in seiner plumpen, trunkenen Vertraulichkeit nie begriffen, wenn er dessen nordisch beschwingten Tatendrang und Erkenntnishunger, der vor keiner Tiefe und Untiefe des Lebens zurückschreckte, mit seinem ganz wertlosen Hang zur Völlerei verwechselte.

König Heinrich der Vierte

von Shakespeare.

Zweiter Teil. — 2. Szene.

London. Eine Straße.

Es tritt auf Falstaff mit einem Pagen, der sein Schwert und seinen Schild trägt.

Falstaff: He, du Riese, was sagt der Doktor zu meinem Wasser?

Page: Er sagte, Herr, das Wasser an sich selbst wäre ein gutes, gesundes Wasser; aber die Person, der es zugehörte, möchte mehr Krankheiten haben, als sie wüßte.

Falstaff: Menschen von aller Art bilden sich was darauf ein, mich zu necken. Das Gehirn dieses närrisch zusammengekneteten Tones, der Mensch heißt, ist nicht imstande, mehr zu erfinden, das zum Lachen dient, als was ich erfinde, oder was über mich erfunden wird; ich bin nicht bloß selbst witzig, sondern auch die Ursache, daß andere Witz haben. Ich gehe hier vor dir her, wie eine Sau, die ihren ganzen Wurf aufgefressen hat, bis auf eins. Wenn der Prinz dich aus irgend-

einer Ursache bei mir in Dienst gegeben hat, als um gegen mich abzustechen, so habe ich keinen Menschenverstand. Du Hurensohn von Alräunchen, ich sollte dich eher auf meine Mütze stecken, als daß du meinen Fersen folgst. Noch niemals bis jetzt hat mir ein Achat aufgewartet: aber ich will Euch weder in Gold noch in Silber fassen, sondern in schlechte Kleider und Euch wieder zu Eurem Herrn zurücksenden, als ein Juwel zu dem Juvenil, dem Prinzen, Eurem Herrn, dessen Kinn noch nicht flügge ist. Mir wird eher ein Bart in der flachen Hand wachsen, als er einen auf der Backe kriegt, und doch trägt er kein Bedenken, zu sagen, sein Gesicht sei ein Kronengesicht. Gott kann es fertig machen, wenn er will, 's ist noch kein Haar daran verdorben; er kann es beständig als ein Kronengesicht behalten, denn kein Barbier wird ein paar Batzen daran verdienen; und doch macht er sich mausig, als wenn er all die Zeit für einen Mann gegolten hätte, seit sein Vater ein Junggeselle war. Er mag seine Gnade für sich behalten, er ist beinah aus der meinigen gefallen, das kann ich ihm versichern. — Was sagt Meister Dumbleton wegen des Atlasses zu meinem kurzen Mantel und Pluderhosen?

Page: Er sagte, Herr, Ihr solltet ihm beßre Bürgschaft stellen, als Bardolph seine; er wollte seine Handschrift und die Eure nicht annehmen; die Sicherheit gefiele ihm nicht.

Falstaff: Daß er verdammt wäre wie der reiche Mann, daß ihm die Zunge noch ärger am Gaumen klebte! Flehe zu Gott, so 'n Hurensohn von Achitophel! ein schuftiger Mit-Verlaub-Schurke! Einen Edelmann hintanzuhalten und dann noch auf Sicherheit bestehn! Die verwetterten Glattköpfe gehen jetzt nicht anders als mit hohen Schuhen und einem Bund Schlüssel an ihren Gürteln, und wenn sich nun einer auf redliches Borgen mit ihnen einläßt, da bestehen sie noch gar auf Sicherheit. Ich ließe mir ebenso gern Rattenpulver ins Maul stecken, als daß sie mir's wollen stopfen mit Sicherheit. Ich dachte, er sollte mir zweiundzwanzig Ellen Atlas schicken, so wahr ich ein Ritter bin, und er schickt mir Sicherheit. Gut, er mag in Sicherheit schlafen; er hat das Horn des Überflusses, und seiner Frauen Leichtfertigkeit leuchtet hindurch: und doch kann er nicht sehen, ob er schon seine eigne Laterne hat, ihm zu leuchten. — Wo ist Bardolph?

Page: Er ist nach Smithfield gegangen, um Euer Edlen ein Pferd zu kaufen.

Falstaff: Ich kaufte ihn in der Paulskirche, und er will

mir ein Pferd zu Smithfield kaufen. Könnte ich nur ein Weib im Bordell kriegen, so wäre ich bedient, beritten und beweibt.

(Es tritt auf der Oberrichter mit einem Unterbeamten.)

Page: Herr, da kommt der Lord, der den Prinzen verhaftete, weil er ihn Bardolphs wegen schlug.

Falstaff: Folge mir auf dem Fuße; ich will ihn nicht sehen.

Oberrichter: Wer ist das, der dort geht?

Unterbeamter: Falstaff, zu Euer Gnaden Befehl.

Oberrichter: Der wegen des Straßenraubs in Untersuchung war?

Unterbeamter: Derselbe, gnädiger Herr; aber er hat seitdem zu Shrewsbury gute Dienste geleistet und geht nun, wie ich höre, mit einem Auftrage zum Prinzen Johann von Lancaster.

Oberrichter: Wie, nach York? Ruft ihn zurück.

Unterbeamter: Sir John!

Falstaff: Junge, sag' ihm, daß ich taub bin.

Page: Ihr müßt lauter sprechen; mein Herr ist taub.

Oberrichter: Ja, das glaub' ich, wenn er irgend etwas Gutes hören soll. — Geht, zupft ihn am Ellbogen, ich muß mit ihm sprechen.

Unterbeamter: Sir John!

Falstaff: Was! ein so junger Bursch und betteln? Gibt's keine Kriege? gibt es keinen Dienst! braucht der König keine Untertanen? Haben die Rebellen keine Soldaten nötig? Ob es wohl eine Schande ist, anderswo als auf der einen Seite zu sein, so ist es doch noch ärgere Schande, zu betteln, als auf der ärgsten Seite zu sein, wäre sie auch noch ärger, als der Name Rebellion es ausdrücken kann. —

Und nun die Gegenseite: Dort, wo dem Geist und dem Willen des Angelsachsen sich nicht in den wolkigen Räumen der Phantasie, sondern in breiter Wirklichkeit ein „weltweites“ Gefilde der Leistung und des Einsatzes erschloß, in der Neuen Welt, in den Vereinigten Staaten, dort vermochte wohl sein praktischer Unternehmungsgeist sich ins Gigantische zu steigern, seine kulturellen

Bedürfnisse und seine Ansprüche an Humor und Komik schrumpften aber wieder auf die kindliche Stufe des Tertianers ein. Gäbe es nicht so viele Verfalls- und Zerkreuzungserscheinungen jenseits des großen Teiches, wo sich alle Rassen der Welt ein Stelldichein geben, man könnte an einen frischen, bubenhaften Anfang ganz



Abb. 19. Der Humor der amerikanischen Karikatur: Die beliebtesten Karikaturentypen, Mutt und Jeff, die schon beinahe Nationalhelden geworden sind. Ihre Erlebnisse, die der Zeichner Bud Fisher erfindet, sind auch in Deutschland durch den Film bekanntgeworden.

Berl. Ill. Ztg. 1929, Nr. 18.

von vorne glauben. Der oft krasse Humor Mark Twains, — er ist so wenig wie sein Erzeuger rein angelsächsischer, geschweige denn nordischer Herkunft; aber kindlich und jungenhaft, kreischend lustig bei aller Trockenheit, das ist er. Das gleiche gilt von den Micky-Mausfilmen und dem Lieblingsstil amerikanischer moderner Karikatur, von dem wir in Abb. 19 und 20 zwei Proben geben.

12. „Pikanterie" und „Aplomb".

Gewiß sind im französischen Volk, wie es uns heute entgegentritt, vielfältig geschichtete Rassenfaktoren lebendig. Das nordisch-fälische Element, das im frühen Mittelalter seit dem Eindringen der germanischen Völker-

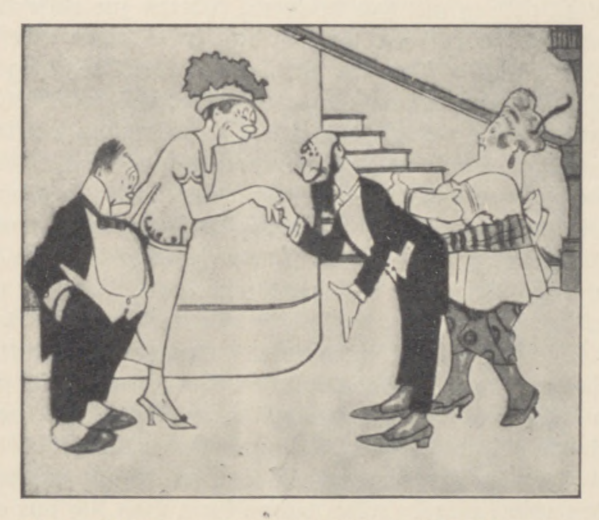


Abb. 20. Berühmte Figuren der amerikanischen Karikatur: Herr und Frau Jiggs, eine vorzügliche Porträtierung des amerikanischen Durchschnittsspießers.

Berl. Ill. Ztg. 1929, Nr. 18.

wellen, der Westgoten und der Vandalen, der Burgunden, Franken und Normannen an führender Stelle stand, das dem französischen Rittertum sein Gepräge gab, der französischen Gotik und den ausgreifenden Unternehmungen der Kreuzzüge, der nationalen Epik des 11. und 12. Jahrhunderts und der staatsbildenden Entfaltung der Monarchie, ist seit Jahrhunderten in stetigem Rückgang begriffen. Die Ketzerverfolgungen des Mittel-

alters gegen die Waldenser und Albigenser, die Hexenverbrennungen, die Vernichtung und Ausweisung der Hugenotten, die Revolution vom Jahre 1789, all diese Erscheinungen, ganz abgesehen von der gewaltigen Gegenauslese, welche die Kreuzzüge, der Hundertjährige Krieg gegen England, die napoleonischen Feldzüge und der Weltkrieg mit sich brachten, führten zur rassischen Auslaugung und zur Entnordung der Nation. Dafür erstarkte das ostische Element, das einen kleingeistigen, geschäftigen Erwerbssinn, den Rentnergeist, und die sich zur Panikstimmung steigernde Sorge um sécurité, Sicherheit um jeden Preis, emporwuchern ließ. Schon Gobineau erkannte im Keltentum eine uralte Kreuzung zwischen nordischem und innerasiatischem Geblüt und beteuert, daß gerade diese Gleichung nicht harmonisch aufging. Besonders volkszerstörend aber wirkte der nie versiegende Zustrom der Vorderasiaten, die über Marseille nach Südfrankreich einwanderten, und durch orientalischen Zuzug verstärkt wurden. Zu ihnen gesellte sich im 19. und 20. Jahrhundert von Osten her vordringend ein erheblicher Zugang an Juden. Wie sich die zunehmende Vernegerung Südfrankreichs im Geistesleben widerspiegeln wird, davon kann man sich nur ein Bild machen, das für die Zukunft des gesamten Abendlandes Befürchtungen heraufbeschwört. Von der westischen Menschengruppe aber gilt, daß sie zwar im Gesamtkörper des Volkes keine Mehrheit mehr bildet, daß sie aber bis heute doch im Geistesleben der Franzosen bestimmend blieb. Die flüssige, wenn auch nicht tiefgreifende, künstlerische Gestaltungsfähigkeit, Begabung und Freude an lebhafter Beredsamkeit, gepaart mit der Neigung zu geselligem Zusammenschluß, Neugier und Hunger nach Sensation, eine leicht entzündbare und rasch verflatternde Leidenschaft der Sinne, all diese im westischen Wesen begründeten Züge klingen bis heute zum

Grundakkord im französischen Geistesleben zusammen. Sie alle aber werden übertönt von dem Trieb, sich selbst darzustellen, „eine Rolle zu spielen“, das Leben selbst zur Schaubühne, die eigene Person zum „Akteur“, die Mitmenschen zum Publikum zu machen. Insofern hat Ludwig Ferdinand Clauß eine sehr glückliche Benennung gefunden, als er den Mittelmeermenschen, den Mediterranen oder den Westischen — den „Darbietungsmenschen“ nannte („Die nordische Seele“, Verlag J. F. Lehmann). Keine Epoche war französischer als die Ludwigs XIV., kein Mensch französischer als der Sonnenkönig selbst. Das Leben der Nation stellte sich selber dar als ein prunkhaft leuchtendes Theater — am Hofe von Versailles. Jeder Höfling hatte im streng geregelten Spiel der Zeremonien seinen Auftritt, sei es auch als Statist. Man repräsentierte.

Gewiß ist der ritterlich germanische Geist in den epischen Volksdichtungen, die sich um die Person Karls des Kaisers gruppieren, lebendig. Aber es ist der Franzose Charlemagne, „l’Empereur des Français“, dem über achthunderttausend Verse gewidmet sind. Und bald schleichen sich in diese Huldigung auch Züge ein, die nichts mehr mit germanischer Art zu tun haben, die rein westisch sind und die westische Auffassung der Komik bezeugen.

So in der „Karlsreise“, auch genannt „Karls-Pilgerfahrt“. Im Spaß äußert Karls Gattin, es sei zwar unglaublich, aber es gebe tatsächlich einen schöneren Mann als ihn, und zwar den Kaiser Hugo von Konstantinopel. Das will Karl nicht wahr haben, und um sich vom Gegenteil zu überzeugen, bricht er mit seinen 12 Pairs und 80 000 Mann auf. Am Ziel angekommen, wird der Kaiser mit seinen Gefährten in einem riesigen Kuppelbau beherbergt. Die Gäste können in der Nacht nicht einschlafen und vertreiben sich die Zeit mit Auf-

schneidereien und gepfefferten Späßen. Karl selbst will einen Ritter mit einem Schlag entzweispalten, der Erzbischof Turpin versichert, er könne zwei galoppierende Pferde überspringen und sich im selben Schwung auf ein drittes setzen, für einen hohen geistlichen Würdenträger ein achtbares Zirkuskunststück. Olivier erkühnt sich, der Tochter des Kaisers hundertmal in einer Nacht seine Mannbarkeit zu beweisen. Zum erstenmal treten in diesen sogenannten „gabs“ Züge auf, die von nun an in der komischen Literatur Frankreichs herrschend bleiben: Eitelkeit, Großsprecherei und die Freude an der Zote.

Das 13. Jahrhundert liefert die Fabliaux oder fablels, derbe Schwänke, von denen einer der besten Kenner altfranzösischen Schrifttums, Joseph Bédier, behauptet, sie seien keineswegs, wie zuerst angenommen, östlichen Ursprungs — man führte sie nach ihren Motiven auf die indische Pantschatantra zurück — sondern weit bodenständigerer Natur. Schon der Umstand, daß ihrer nicht weniger als 148 erhalten sind, mag zeigen, daß es sich um eine recht volkläufige Gattung handelt. Die älteste dieser Reimerzählungen „Richeut“ (1159) berichtet von den Hexenkünsten der Titelheldin und ihrer Dienerin Herselot. Sie schminken sich bereits beide („por ce que du naturel sanc poi i avoit“), „weil von Natur das Blut nur spärlich vorhanden war“, wie der Autor satirisch bemerkt. Von der Heuchelei wird behauptet, sie sei eine Verbeugung der Tugend vor dem Laster. So könnte man sagen, die Gepflogenheit, die Wangen rot zu schminken, sei eine Verbeugung der bräunlichen oder fahlhäutigen Rassen vor der nordischen, deren Erscheinung man wenigstens äußerlich nachahmen möchte, und durch deren pigmentarme Haut das pulsierende Blut rötlich hindurchleuchtet.

Richeut wird Mutter, jedoch ohne den Vater ermit-

teln zu können. So müssen denn alle dran glauben: der Ritter, der Pfaffe und der Bürger. Das Söhnchen, Sansonnet, vereinigt ihre Eigenschaften in sich. Wie ein geistlicher Scholar ist er in Rhetorik und Grammatik zu Hause, sattelfest wie ein Ritter, und handelstüchtig wie ein Bürger. Die Liebeskunst hat er von Ovid, noch mehr aber von seiner Mutter erlernt. Dieselbe sittliche Lässigkeit zeigt sich um die gleiche Zeit auch in den sogenannten „Refrains“, kurzen altfranzösischen Liedchen, in denen der unglücklich verheirateten Frau dringlich zu einem Liebhaber geraten wird.

„Dame qui a mal mari,
s'el fet ami,
n'en fet pas a blasmer —.“

„Taugt der Ehemann nichts im Haus,
Such dir ruhig den Hausfreund aus,
Mach dir kein Gewissen draus!“

Eine ganze Gattung von Liebesliedern bildet sich aus, die den unglücklich verheirateten Weibern gewidmet ist. Dies als Auftakt des komischen Schrifttums unserer Nachbarn.

Le Lai d'Aristote ist ein Schwank, dessen Motiv auf einem Basrelief (15. Jahrhundert) an einem Portal der Kathedrale von Rouen dargestellt ist. Der König Alexander, der sich in ein hübsches Hindumädchen verliebt hat, wird darob von seinem Erzieher Aristoteles getadelt. Aber die Kleine bändigt auch diesen selber und bringt ihn so weit, als ihr geduldiges Reittier mit ihr durch den Garten zu traben. Als Alexander Zeuge des Vorgangs wird, faßt sich der Philosoph aber rasch und ruft ihm zu: „Da siehst du, wie es geht, wenn man sich mit kleinen Mädchen abgibt.“ Es ist bezeichnend, daß Chr. M. Wieland, der ja gerade mit Hingabe Französling war, und den besonders die westische Seite des Franzosentums ansprach, diesen Stoff zum Thema seiner

Dichtung „Musarion“ machte. Besonders häufig macht sich das Gekicher über den geprellten Ehegatten Luft, so in dem „Ritter mit dem roten Gewand“. Der Liebhaber besucht eine Dame, deren Gatte nach der nächsten Stadt gereist ist, um dort einen Prozeß zu führen. Vorzeitig heimgekehrt, findet er im Vorraum den roten Überrock des Gastes, vor dem Hause sein Pferd und seinen Jagdfalken. Dem Don Juan gelingt es, noch zu flüchten, der Frau aber, dem Ehemann weiszumachen, dies alles seien Geschenke ihres Bruders an ihn. Am andern Morgen vermißt der Gatte die seltsamen Gaben, die inzwischen wieder abgeholt wurden. Seine Frau redet ihm aber ein: „Du hast nur schwer geträumt. Da sieht man, wie schlecht es um Deine Gesundheit steht. Am besten ist es, Du machst eine Pilgerfahrt.“ Auch darauf läßt sich der Gimpel ein, und der Liebhaber kann nun seine Besuche ohne Störung fortsetzen.

Die Geschichte vom „Schneekind“, späterhin jahrhundertelang wieder und immer wieder aufgetischt, taucht zum erstenmal auf. Ein Kaufmann verreist. Seine Gattin knüpft ein Verhältnis an, das nicht ohne Folgen bleibt. Dem Heimgekehrten beichtet sie, das Kind habe sie durch ein Wunder bekommen. Ihr sei eine Schneeflocke in den Mund geflogen, und das habe sie nun davon. Der Gute schweigt dazu. Als der Junge herangewachsen ist, nimmt er ihn auf eine Geschäftsreise nach dem Süden mit und verkauft ihn in die Sklaverei. Bei seiner Rückkehr erklärt er der Frau, da unten sei es sehr heiß gewesen und leider habe er sich davon überzeugen müssen, daß sein Sohn tatsächlich ein Schneekind sei. Er sei in der Sonne einfach zerschmolzen. Hans Sachs verwendet das Motiv in seinem Schwank vom „Eiszapfen“. Nur wirkt diese Geschichte im Rahmen der dichterischen Gesamtleistung des Nürnberger Schusters seltsam befremdend.

Zu dergleichen erotischer Ausgelassenheit gesellen sich satirische Angriffe gegen die Geistlichen, so in Rustebeufs „Testament des Esels“. Jemand stellt an den Bischof das Ansinnen, seinen toten Esel in geweihter Erde begraben zu lassen. Natürlich weigert sich der Bischof. Als aber der Bittsteller erklärt, das sei ein besonderer Esel gewesen, der habe ein Testament gemacht und ausgerechnet den Bischof zum Erben von 20 Louisd'or eingesetzt, da gibt er seinen Segen: „Gott vergebe ihm seine Missetaten!“ Hauptsächlich aus diesen Quellen und aus diesem Anschauungskreis speist sich das komische Unterhaltungsbedürfnis Frankreichs auf Jahrhunderte. Die Possenspiele der mittelalterlichen Bühnen, die „Farces“ und „Sotties“ werden nicht müde, dieselben Motive abzuwandeln. Das Decamerone Boccaccios verwendet sie allerdings in einem weit verfeinerteren und beschwingteren Vortragston, die „Cent Nouvelles nouvelles“ des 15. Jahrhunderts, wenn auch aus tatsächlichen Begebenheiten der Zeit schöpfend, an denen bestimmt kein Mangel war, halten sich noch immer an die Vorbilder der Fabliaux, und des Italieners Poggio's Zotenbüchlein „Facetiarum libellus unicus“ ist ohne sie ebensowenig denkbar, wie jene Schwanksammlung, die Margarete von Navarra Anfang des 16. Jahrhunderts unter dem Titel „Das Heptamerone“, d. h. das Siebentagebuch, herausgab. Natürlich verhält es sich nicht so, daß all diese Geschichten nichts anderes sind als die zweideutigen und bedenklichen Enkel und Urenkel der Fabliaux' des 13. Jahrhunderts. Nicht nur einem literarischen Erbschaftsverhältnis zufolge hat sich das französische, ja das gesamte romanische Schrifttum und unter seiner Einwirkung teilweise auch das deutsche, dieses freilich derb und ungeschickt genug, mit ähnlichen Motiven ausgiebig beschäftigt.

Freilich, die Lebensderbheit und Vollsaftigkeit der Re-

naissance brachte es mit sich, daß auch im französischen Schrifttum Werke erscheinen, denen jene feingeschliffene und formgewandte Fassung noch völlig fehlt, durch die späterhin die Zote als „Pikanterie“ zu servieren war.

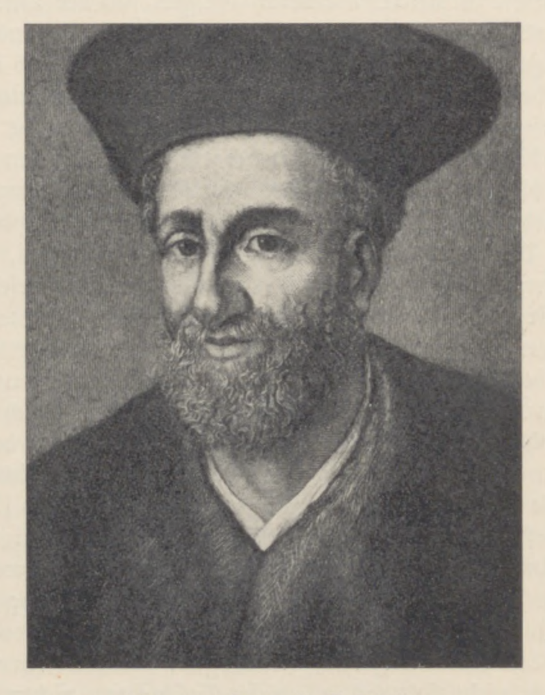


Abb. 21. François Rabelais.
Ausschnitt aus einem Bild in der Bibliothek von Genf.
(Westisch-vorderasiatisch.)

Rabelais' großer Roman „Gargantua und Pantagruel“, ist zwar nicht das französischste Buch, wohl aber das gallischste, das je geschrieben wurde. Es ist ein sprudelndes und von erschütterndem Gelächter durchrauschtes Bekenntnis zum Dasein, zur Sinnenfreude. Eine hem-

mungslose Lebensneugier drängt sich allenthalben hervor. Nichts ist zu tief und nichts zu hoch, nichts zu verborgen und nichts zu schmutzig, um nicht ans helle Licht des Tages gezogen zu werden, mit breitem Behagen belacht, oder mit faunischem Schmunzeln begrinst zu werden. Es wuchert nur so von den geil aufschießenden, bizarrsten Einfällen. Die Komik steigert sich zur Groteske und ergeht sich in überlebensgroßen Formen und Ideen.

Unsauber bis in die letzte Faser, aber nicht ohne Größe. Wie ein weiter Fruchtgarten breiten sich die lebensüppigen Gefilde Frankreichs aus. Auf den Universitäten tummeln sich die regsamsten Geister. Aber auch alles triebhaft Animalische, bis herab zu den Vorgängen der Verdauung, wird breit ausgewalzt. Seitenweise schreitet der Leser durch nichts anderes als Rieselfelder. Man betrachte Rabelais' Bildnis, und man wird sich nicht verhehlen, daß er sich selbst geschrieben hat. Dieser Mensch, der die Vielheit des Lebens seiner Zeit auf allen Stufen auskostete, der Mönch und Hochschullehrer, Mediziner, Pfarrer und Sekretär war, zeigt ein Antlitz, das den besonderen vorderasiatischen Einschlag nicht verleugnet, der sich in seiner Person steigernd und herausfordernd zum westischen Wesen gesellt. Schwarzkrauses Haar und Bart, der fleischige gewaltige Riechkolben, mit dem beweglichen Spiel der Nüstern zum genießenden Erspüren und Erwittern gleichsam geschaffen, die blanken Jettaugen, klug, vergnügt und mäuseflink, die vollen, geschweiften, sinnlichen Lippen zum kostenden Feinschmecken ebenso geschaffen wie zu loser Spötterei, das ist Rabelais. So schreibt er, und so steht er im Bilde vor uns. Auf dem Gebiete der Komik der größte Vertreter des „esprit gaulois“ und zugleich wiederum ein Beispiel dafür, was Gobineau „le sang semitisé des Latins“ nennt, der semitisierte Ro-

mane. Freilich sind die genannten körperlichen und seelischen Züge dem Judentum innig verwandt, jedoch nicht so, daß sie von diesem unmittelbar abzuleiten sind, sie haben mit ihm nur typische Merkmale des Vorderasiatentums gemein. Das folgende Beispiel führt Panurg, den Mentor und Erzieher Pantagruels vor. Er ist gerade so eifrig auf der Ausschau nach einer Ehefrau begriffen, daß er an nichts anderes mehr denkt, von nichts anderem spricht und träumt als vom Heiraten.

Rabelais' „Gargantua und Pantagruel“.

Vierzehntes Kapitel.

Panurgs Traum und die Deutung desselben.

„Am andern Tag um sieben Uhr morgens begab sich Panurg zu Pantagruel, bei dem, außer einigen anderen, auch Epistemon, Bruder Johann der Bakelant, Ponokrates, Eudämon und Carpalin versammelt waren, zu denen er, als er Panurg erblickte, sagte: „Sehet, unser Träumer kommt daher!“ — „Dieses Wort“, äußerte Epistemon, „kam den Kindern Israels einst teuer genug zu stehn“. — „Es geht mir“, sagte Panurg, „wie Guillot dem Träumer, ich habe die Hülle und Fülle geträumt, aber ich versteh's nicht; nur so viel weiß ich, daß ich im Traum ein junges, schönes allerliebstes Weib hatte, die mich wie ein Püppchen hätschelte und liebkoste. Mir war außerordentlich wohl und behaglich zu Mute. Was für ein Schmeicheln, Krabbeln, Kitzeln, Krauen, Küssen und Umarmen das war! Zuletzt setzte sie mir zwei niedliche, kleine Hörnerchen auf die Stirn. Ich spaßte mit ihr und meinte, sie sollte mir die Hörner doch lieber unter die Augen setzen, damit ich sehen könnte, wohin ich stieße, denn sonst würde Momus daran gerade so viel zu mäkeln finden wie an der Stellung der Ochsenhörner. Aber trotz meiner Einwendung pflanzte das putzige Ding sie mir noch ein bißchen höher hinauf, und dabei wunderte mich am meisten, daß es gar nicht weh tat. Plötzlich aber kam mir's vor, wie? weiß ich selbst nicht, als wär' ich in ein Tambourin und sie in eine Eule verwandelt. Mein Schlaf wurde unterbrochen, und mit einem Ruck wachte ich ärgerlich, verdrießlich und sehr verstimmt auf. Nicht wahr, ein rechter

Mischmasch von Träumen? Steckt nun die Köpfe zusammen und legt ihn aus, so gut ihr könnt, ich werde unterdes frühstücken! Heda, Meister Carpalin!" — „Wenn ich überhaupt etwas von Träumen verstehe," sagte Pantagruel, „so wird dir deine Frau zwar nicht wirkliche, greifbare Hörner, wie sie etwa die Satyrn tragen, auf die Stirn setzen; aber sie wird die eheliche Treue brechen und dich zum Hahnrei machen, indem sie es mit einem andern hält. Das hat, wie ich schon angedeutet habe, Artemidor ganz klar bewiesen. Ebenso wirst du nicht wirklich in ein Tambourin verwandelt werden, aber wie dieses bei Hochzeitsfesten geschlagen wird, so wird sie dich schlagen; und auch in eine wirkliche Eule wird sie nicht verwandelt werden, aber sie wird dich bestehlen, wie das der Eulen Art ist. Und es stimmt dann dein Traum mit den Virgilschen Prophezeiungen vortrefflich überein, d. h. du wirst zum Hahnrei, geprügelt und bestohlen werden." — Hier rief Bruder Johann: „Er spricht wahr, bei Lot! Du wirst Hahnrei werden, Herzensbruder, darauf kannst du dich verlassen, du wirst ein paar schöne Hörner zu tragen bekommen. He, he, he, Meister Cornibus, Gott beschütze dich! Halt' uns 'ne kleine Predigt, ich werde im ganzen Kirchenspiel mit dem Klingelbeutel herumgehen." — „Ich deute den Traum ganz anders," sagte Panurg; „durch meine Verheiratung werde ich alle erdenklichen Güter der Welt und das Horn des Überflusses erlangen. Ihr meint, es wären Satyrhörner?"

Nein, so fährt er des weiteren fort, was ihm geweissagt sei, das sei vielmehr das Horn des Überflusses, das Füllhorn des Glücks.

Der Traum, von dem er berichtet hat, gibt aber seinen Gesellen mit dem losen Mundwerk doch nur Anlaß, ihn als künftigen Hahnrei zu verspotten. Und damit sind wir wieder beim Lieblingsthema der altfranzösischen Schwänke angelangt. Aber Rabelais hat es nicht nötig, allzu ausgiebig Anleihen zu machen. Seine strotzende Einbildungskraft ernährt sich reichlich genug aus dem brutwarmen Nährboden persönlicher Erlebnisse und Gedanken. Mag zwei Jahrhunderte später Voltaire, auch er ein Urfranzose, aber einer, der, trotz aller Bedenklichkeiten seines Charakterbildes mehr westisch-nor-

disch geartet ist, dessen Werk als einen ungeheuerlichen Gedankenwust, als eine einzige Sünde gegen den guten Geschmack verurteilen, so bleibt er ihm selber doch im stillen zinspflichtig. In seinem satirischen Roman „Can-

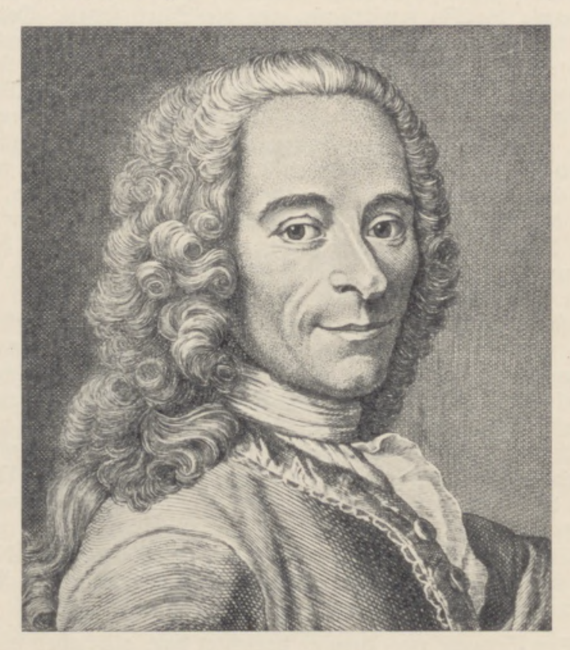


Abb. 22. Voltaire.
(Westisch-nordisch.)

dide“, in dem es keineswegs sauberer und sittenreiner zugeht, aber in welchem freilich kein wildes Durcheinander von Motiven daherwirbelt, sondern in dem die Erzählungsfabel einheitlich durchgeführt wird, spielt die Hauptrolle Panglosse, der Allredende, dem Namen nach und in der Tat der geistige Urenkel Panurgs, des Allgeschäftigen.

Jener Faden, der mit der Überlieferung der französi-

schen Fabliaux verwoben ist, reißt nicht ab. Sie leben in ihrem ganzen schamlosen Übermut wieder auf in Jean de Lafontaines „Contes“ im 17. Jahrhundert, in verschiedenen zweideutigen Verserzählungen Voltaires, der

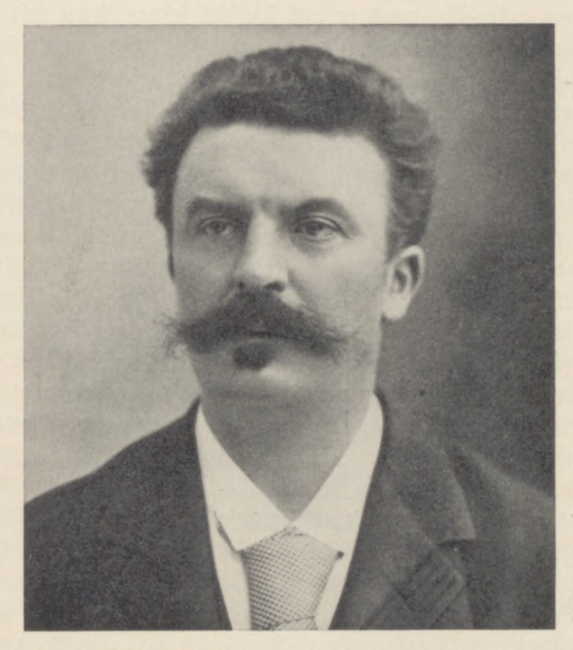


Abb. 23. Guy de Maupassant (westisch).
Nach Originalphotographie.

es ja fertigbrachte, — wohl seine schlimmste Verirrung —, sogar das Leben der Jungfrau von Orleans als „La Pucelle“ im Stil elegant erzählter, zynischer Schwänke darzustellen.

Guy de Maupassant schließlich überträgt den Vortragston der alten Fabliaux in die Zeit und Umwelt seiner normannischen Heimat oder in das Paris der achtziger Jahre.

Es muß dabei nicht immer Eros eine Rolle spielen. Z. B. gibt es da die Geschichte von Toine, dem dicken Tavernenwirt, der ständig seine losen Reden führt, und seine handfesten Späße zum besten gibt. Als er eines Tages erkrankt, muß er auf Befehl seiner Frau mit der Glucke um die Wette in seinem Bett Eier ausbrüten, damit er doch zu etwas nütze ist. Die meisten derartigen Kurzgeschichten Maupassants enden aber mit einem schallenden Hohngelächter über den betrogenen Ehemann, den meist gänzlich ahnungslosen Hahnrei. Es gibt aber auch Beziehungen, bei denen man sich friedlich-schiedlich verträgt. „Mouche“ z. B. ist die gemeinsame Trösterin von fünf jungen, munteren Wassersportlern, die sie jeden Sonntag bei ihren Ausfahrten begleitet. Als sie sich eines Tages Mutter fühlt, erklären die fünf sich in einträchtiger „Kameradschaft“ bereit, die Vaterpflichten gemeinsam zu tragen. Aber Mouche hat einen leichten Unfall, und aus den erwarteten Mutterfreuden wird nichts. Sie ist ganz unglücklich darüber, aber die Fünfe trösten sie: „Sei du man ganz unbekümmert, wir werden schon für einen neuen Sprößling sorgen.“ Sie, unter Tränen aufstrahlend: „im Ernst?“ Antwort: „im vollen Ernst!“ (westischer Zynismus).

Paul Mahn äußert sich in seiner Monographie über Maupassant (Verlag Egon Fleischel & Co., Berlin 1908) als den Verfasser moderner Fabliaux, nach dem Muster der alten folgendermaßen:

„Vielleicht ist das Fabliau die besonderste Blüte des französischen Geistes. Es stellt die eigentümlichste Eigenschaft der Nation, diejenige, welche kein anderes Volk im gleichen Glanze aufzuweisen hat, am leuchtendsten vor Augen. Ich meine die graziöse Komik der Franzosen und umgekehrt ihre komische Grazie, ihre heitere Beweglichkeit, ihre Ironie, ihre Sarkastik, ihre Gauloiserie, Gouaillerie, Espièglerie. Keine andere moderne Sprache

hat so viele verschiedene Wörter für Spott, für Ulk, Laune und dgl."

Abgesehen von der positiven und bewundernden Wertung Paul Mahns, die für uns keine Geltung hat, ist



Abb. 24. Typische Situation der französischen Komik. Der Gatte, ostischer Genußmensch, wird in seiner Gegenwart hintergangen. Die Mitwelt amüsiert sich darüber.

Grandville. Illustration zu „Le Petit Homme gris" von Béranger.

ihm wohl insofern recht zu geben, als gerade die Motive der Fabliaux Kernstück und Nährboden des französischen Schrifttums sind, ganz besonders der komischen Literatur.

Wenn wir uns bei der Behandlung der Komik im Spiegel der westischen Seele hauptsächlich mit den Erscheinungen des französischen Kulturlebens auseinandersetzten, unter Würdigung des Umstandes, daß im

französischen Volkskörper nicht nur das nordische Element, sondern auch das westische im ständigen Rückgang begriffen sei, allerdings nicht so im Geistesleben, so geschah es aus zwei Gründen:

Erstens deshalb, weil tatsächlich das Schrifttum der Franzosen uns im allgemeinen weit vertrauter ist, als dasjenige der spanischen, italienischen, der rumänischen Schwesternationen.

Zweitens deshalb, weil die rassisch deutbaren und erfaßbaren Feststellungen und Tatsachen nirgends so greifbar und klar zutage treten wie in Frankreich selbst.

Das tun sie auch da, wo es sich um die bezeichnendsten Züge der westischen Art handelt, um die Schaustellung seiner selbst, um die Eitelkeit und die damit eng verbundene Ruhmredigkeit und Großsprecherei. Schon Cäsar hat bei seiner Zeichnung des gallischen Charakters gerade diese Züge in den Vordergrund gerückt, und es ist sicher nicht nur der Gleichklang, gallus = der Hahn und Gallus = der Gallier, der die Franzosen veranlaßte, den Gockelhahn zu ihrem Symboltier zu machen. Krähend verkündet er sein Lob weithin von der Spitze des Misthaufens herab. Mit stolzer Eleganz führt er seinen Harem an, und zeigt sich von weitem seinesgleichen, so sträubt er, in seinem Selbstgefühl aufs tiefste gekränkt, sein Gefieder. Das ist „Chanteclair“, wie ihn bereits die Altfranzosen bedichteten, und wie ihn Edmond Rostand, der wohl nicht nur zufällig selbst so westisch aussieht wie nur möglich, von der Bühne herab seinen Landsleuten vorstellte. Trotz all seiner satirischen und ironischen Seitenhiebe jubelten sie ihm zu: „Das sind wir, wir sind erkannt.“ Und weil es dem gleichen Verfasser noch einmal gelang, mit eben demselben kühnen Wurf und Zugriff das Wesen der Franzosen zu umreißen, nämlich in seinem „Cyrano de Bergerac“, so ist er schon deshalb zu den ganz Großen



„Kladderadatsch“ 21. 4. 1934 Zeichnung von Garvens

Abb. 25. Russische Ostereier und was dabei herauskommt.

Chanteclair mit gallischem Schnurrbart und Kinnbart, die jüdische Glucke Litwinow und die Sowjetküken.

seiner Nation zu zählen. L. F. Clauß hat in seinem Buch „Die nordische Seele“ (Verlag J. F. Lehmann, München) bereits eindringlich darauf hingewiesen, wie der Titelheld durch und durch als westischer Held auftritt. Dieser häßliche Mensch mit seiner Gurkennase wird zum gefürchtetsten Duellanten von Paris, weil er jeden schiefen Blick, jedes Zucken der Mundwinkel als eine Verhöhnung seines Riechorganes empfindet. Mit geschmeidigster geistiger Wendigkeit läßt er sprühende Feuerwerke von Einfällen und Witzen abbrennen, die den eitlen Gegner nicht minder tödlich treffen, als die flirrende Spitze seines Floretts (C'est le ridicule qui tue). Gerade von der Warte des Auslands aus betrachtet, ist jene Szene im Theatersaal des Hotels de Bourgogne, in der er seinen Einfaltspinsel von Kontrahenten während der einzelnen Waffengänge mit einer satirischen Ballade bedichtet, bis zum Moment der Abfuhr, der mit dem Schlußpunkt der Ballade zusammenfällt, ganz großes französisches Theater. Das ist es, was man „aplomb“ nennt, der effektvolle Abgang, dem der rauschende Beifall des Parketts zu folgen hat. Freilich, über die Eitelkeit auf das äußere Auftreten ist Cyrano erhaben. Als ihm sein hochnäsiger und geckenhafter Widersacher seine dürftige Garderobe vorhält — kein Spitzenkragen, keine Zierschleifen, da höhnt der Schlagfertige: „Moi, c'est moralement que j'ai mes élégances.“ „Meine Eleganz ist moralischer Natur.“

Aber Cyrano, jetzt nicht Rostands Theaterheld, sondern Cyrano, der Dichter, ist noch in einem anderen Sinn Vorkämpfer des westischen Franzosentums. Er ist der Erfinder der „Pointe“, der sprachlich blitzblank geschliffenen und auf die knappste Form gebrachten Erkenntnis. „La pointe“ heißt die Spitze, wie „piquant“ eigentlich stechend bedeutet. Die Kunst, in elegantem Wortgeplänkel zu verletzen und zu treffen, zu reizen und auf-

zustacheln — entweder die Eitelkeit oder die Sinnlichkeit — ist die Seele des westischen Witzes. Von ihr führt keine Brücke zu der versöhnenden und heilenden Gewalt des germanischen Humors.

In dieser Fertigkeit wird der Kavalier von Bergerac noch übertroffen vom Herzog von La Rochefoucauld in dessen „Maximes“:

„Die Schmeichelei ist Falschgeld, das seinen Kurswert durch unsere Eitelkeit erhält.“

„Die Heuchelei ist die Verbeugung des Lasters vor der Tugend.“

„Eigenliebe ist der größte aller Schmeichler.“

Das sind sicher gezielte Degenstöße, die im westischen Fechterstil westische Art und Unart ins Herz treffen, genau wie der deutsche Dichter sein eigenes Volk im Kern erfaßt, wenn er sagt: „Im Deutschen lügt man, wenn man höflich ist...“

„Fanfaron“ heißt auf französisch der Aufschneider, der Prahler, und man hört im Klangbild dieses Wortes ordentlich die französischen Signaltrompeten schmettern, die „clairons“. Man vernimmt sie ebenso im Titel der französischsten Novelle, die jemals von Alphonse Daudet geschrieben wurde: „Tartarin de Tarascon“. Wie amüsant spreizt sich Herr Tartarin vor seinen aufgeregten und wortgewandten Landsleuten, den phantasiebegabten Provençalen, er, der ewig geschäftige Maulheld, Löwenjäger und unerschrockene Heimkrieger. Für den Dichter ist er nichts anderes als der Extrakt und die Edel-Auslese des südfranzösischen Volkstums. Wie dem deutschen Michel seine Schwabenstreiche und Schildbürgerstückchen zu Gesicht stehen, so den braven Tarasconnesen die Episode, die im folgenden berichtet wird, und die in die Zeit des Krieges 1870/71 fällt:

Die Verteidigung des Clubs.

Alphonse Daudet.
Tartarin de Tarascon.

„Indessen gewann der Vormarsch der Barbaren im Süden von Tag zu Tag an Boden. Dijon übergeben, Lyon bedroht, schon wieherten die Gäule der deutschen Ulanen vor Begier nach den duftenden Wiesenkräutern des Rhônetals. ‚Auf zur Verteidigung!‘ riefen sich die Tarasconnesen zu, und jedermann begab sich ans Werk. Im Handumdrehen war die Stadt bombensicher eingedeckt, verbarrikadiert und mit Kasematten unterkellert. Jedes Haus wurde zur Festung. Bei dem Waffenhändler Costecalde war vor dem Laden ein Schützengraben ausgehoben, mindestens zwei Meter lang, mit einer Zugbrücke oben drüber, — es sah einfach entzückend aus. Die Verteidigungsmaßnahmen, die man im Club ergriff, waren so beträchtlich, daß man schon aus Neugierde hinging, um sie anzusehen. Monsieur Bompard stand oben auf der Treppe, die Büchse in der Hand, und gab den Damen Erklärungen: ‚Wenn sie von dieser Seite kommen, bum bum! Wenn sie umgekehrt von jener anmarschieren, bum bum!‘ Überdies wurde man an jeder Straßenecke von Leuten angehalten, die einem mit geheimnisvoller Miene zuflüsterten: ‚Das Theatercafé ist einfach uneinnehmbar,‘ oder ‚soeben hat man den Marktplatz gesichert‘. Das sollten sich die Barbaren nur gesagt sein lassen...

(Bravida, General der Bürgerwehr von Tarascon, begibt sich nach Marseille, um seine Dienste und die seiner Milizgardisten dem bedrängten Vaterland anzubieten, ja, aufzunötigen. Der Präfekt, dem er sein Anliegen vorträgt, unterbricht ihn mit dem Hinweis, daß diese stürmischen Vaterlandsverteidiger ihm zum großen Teil schon herzbewegende Bittschriften eingereicht hätten, um nur ja nicht an der Front verwendet zu werden, nicht ohne Atteste des Arztes, des Ortsgeistlichen oder gar des Notars, die ihre Untauglichkeit bestätigen sollten. Nein, solcher Heroen bedürfe er nicht mehr.)

Kein Wunder, daß der General recht kleinlaut nach Tarascon zurückkehrte. Aber inzwischen war schon wieder etwas anderes passiert. Da war es doch während seiner Abwesenheit den Tarasconnesen eingefallen, für die Frontrekruten (es handelt sich um Bürger im Landsturmalter) durch Zeichnungslisten ein Punschgelage zum Abschied zu veranstalten.

Der brave General Bravida konnte beteuern, so oft er wollte, daß sich dies ja gar nicht lohne, weil ja niemand eingezogen würde: der Abschiedspunsch war nun einmal beschlossen und befohlen: es handelte sich nur noch darum, ihn auszutrinken. Das tat man denn. An einem schönen Sonntag abend ging also diese rührende Feierlichkeit in den Empfangsräumen der Bürgermeisterei vor sich, und bis zum Tagesanbruch hörte man die ratsherrlichen Fensterscheiben von den Trinksprüchen und Hochrufen, den schallenden Ansprachen und vaterländischen Liedern erklirren; die Garnisongardisten, welche das Fest bestritten, waren zwar fest davon überzeugt, daß ihre Kameraden ja doch nicht marschieren würden, und die gefeierten Festgäste hatten die gleiche Überzeugung. Der ehrenwerte Stadtverordnete, der mit gerührter Stimme diesen Biedermännern schwor, er werde an ihrer Spitze in den Kampf ziehen, wußte besser als jeder andere, daß man doch hübsch brav zu Hause bleiben würde; aber ganz gleich, diese Südländer sind nun einmal so veranlagt, daß am Schlusse des Abschiedspunsches alle miteinander zu weinen anfingen, sich umarmten und — was das tollste ist — dabei ganz aufrichtig von sich überzeugt waren, sogar der General.

In Tarascon, wie überhaupt in ganz Südfrankreich, habe ich oft genug diese Fata Morgana beobachtet ..."

(Übs. vom Verf.)

Bald zeigen diese Messieurs von Tarascon das westische Antlitz kriegswütiger Prahlhälse, bald die ostisch verkniffene Miene der unabkömmlichen Heimkrieger, und zwar, wenns zum Treffen kommt. Dann sind sie nicht da. Es versteht sich, daß diese Bemerkung nicht für das französische Volk in seiner Gesamtheit gilt, geschweige denn für die französische Armee, wohl aber für den ausgesprochenen Rentner- und Kapitalistentyp. Damit vergleiche man den modernen Roman Clément Vautels: „Je suis un affreux bourgeois." „Ein schrecklicher Spießbürger bin ich." (Verlag Albin Michel 1926.)

Da ist Herr Paquignon, Inhaber einer führenden Parfümeriefirma, Offizier der Ehrenlegion, in den Kreisen des Handels und der Industrie, ja darüber hinaus ein Prominenter. Ein steinreicher, feister Emporkömmling,

geschäftstüchtig, selbstgerecht und ahnungslos den sozialen Spannungen gegenüber, die Staat und Familie bedrohen, und nicht zuletzt ihn selbst, bis er von einer Enttäuschung in die andere verfällt. Der Sohn, die Tochter, die Angestellten, alle sehen in ihm den unverbesserlichen Bourgeois. Aber er kann an sich und seinesgleichen kein Arg entdecken. Gegen die revoltierenden Kommunisten bildet sich eine Gegengruppe, die Francbourgeois, der er nach einigem Zögern beitritt. Mit Geldspenden ist er nicht knauserig. Aber von dem Einsatz seiner Person will er nichts wissen. Dazu hat man doch seine Leute. Indes um dem Vorwurf der Drückebergerei zu entgehen, erklärt er sich auch hierzu bereit. In der Nacht vom 24. zum 25. Dezember solls losgehen. Die Kommune plant ein Blutbad. Die „Getreuen“ werden ans Gewehr gerufen. Aber siehe da, nun ist Herr Paquignon erkältet, leider, leider „enrhumé“. Man muß sich auf den Barrikaden ohne ihn behelfen. Und wer steht grade, wer schlägt sich? Kleine Leute, Schofföre, Liftfahrer, Techniker, Handwerker. Die eigentlichen Francbourgeois, die Industrie- und Handelskapitäne, sie sind alle — erkältet. Und auf der Gegenseite ist es nicht anders. Die Hetzapostel und die Ab-



Abb. 26. Karikatur des Sultans Abdul Hamid mit starker Übersteigerung des vorderasiatischen Profils.

Sondernummer vom 29. 8. 1908 der „Assiette au Beurre“ zur Revolution der Jungtürken.

geordneten, die Löwen der Kammer, sie haben sich takt-voll ferne gehalten.

Es ist die Tragikomödie der Krise im Liberalismus. Auch sie hat ihre rassischen Hintergründe, ja, sie ganz besonders, und nicht nur in Frankreich.

Die anschließende Bilderfolge ist inhaltlich und formal für die moderne französische Karikatur außerordentlich charakteristisch. Sie behandelt in einem verwischten und ungepflegten Stil der Zeichnung eine Szenenreihe aus dem französischen Gesellschaftsleben. Stavisky-Milieu längst vor Stavisky („Illustration" 9. März 1929). Die Dame des Hauses ist ostisch ohne jeden Abstrich, die „Herren" sind fast reine Vorderasiaten, „semitisierte" Franzosen, jene Schicht, die das Geschäftsleben, die Presse, zum großen Teil auch die Politik beherrscht.

LE FESTIN INTERROMPU, par Henriot.

Das unterbrochene Gastmahl. Abb. 27.



On s'était mis à table un peu en retard, les gens d'affaires étant si occupés!

Au moment où on servait le potage, un observateur eût pu remarquer quelque gêne parmi les invités.

Man hatte sich etwas verspätet zu Tisch gesetzt. Die Herren Geschäftsleute waren so beschäftigt.

Als man die Suppe auftrug, hätte man als Beobachter eine gewisse Verlegenheit unter den Gästen feststellen können.

Aber, nun wird einer nach dem andern ins Vorzimmer gebeten.



„Monsieur le baron des Gargouillis, on vous demande dans l'antichambre.“
— „Un instant et je reviens.“ La serviette blanche du baron demeura sur sa chaise, comme à Venise le voile noir marquait la place du Doge coupable.

„Herr Baron von Gargouillis, man verlangt Sie draußen.“ — „Augenblick, bin gleich wieder da.“ Die weiße Serviette des Barons blieb auf dem Stuhl liegen, wie in Venedig der schwarze Schleier den Platz des schuldigen Dogen kennzeichnete.



Cependant, la maîtresse de maison faisait les honneurs avec sa grâce coutumière.

Indes die Dame des Hauses waltete mit gewohnter Anmut ihres Amtes.

Schließlich meldete der Geschäftsführer: „Sie selbst, gnädige Frau —“

Puis :

— Vous-même, madame, dit le maître d'hôtel...

Elle sortit et ne revint pas.

— Ah çà, demanda un convive assez mal à l'aise, qui est-ce qui demande tous ces messieurs ?

— C'est le commissaire de police.



Sie ging und kam nicht wieder.

— So was, fragte ein Gast, peinlich befremdet, wer will denn all diese Herrschaften sprechen?

— Der Polizeikommissar.

So also sehen die Objekte gutmütigen Ulks oder bissiger Satire in fast allen französischen Witzblättern aus in Le Rire, L'Assiette au Beurre, Le Journal amusant — ostisch oder vorderasiatisch, unter Umständen mit dinarischem Einschlag. Nur der proletarische Revolutionär, der Communard, erscheint schon zehn Jahre vor den Sowjets als himmelfahrtsnasiger roter Struwelbart mit vorgetriebenen Backenknochen, als Zerrbild des Ostbalten — schon 1908. (S. S. 195 Abb. 41.)

Edmond Rostand, der Dichter des „Cyrano" und „Chanteclair", lebt und webt in seinen Gestalten, ist Franzose unter Franzosen. Molière, der Weltweite, wächst turmhoch über sie hinaus, gängelt sie an unsichtbaren Fäden aus der Höhe und treibt mit ihnen sein zielsicheres Künstlerspiel, besitzt jenen lächelnden Abstand, den man um die Wende des 18. Jahrhunderts in Deutschland die romantische oder sokratische Ironie nannte. Die Welt, die er darstellt, ist überwiegend westisch geartet, aber der Blickpunkt, von dem aus er auf sie

herabsieht, liegt nicht mehr im Gelände der westischen Seele. Sonst könnte der Gegensatz, der sich durch sein gesamtes dichterisches Werk hindurchzieht, nicht derjenige zwischen Schein und Wesen sein. Er hätte sonst zu Lebzeiten nicht ebenso wütenden Widerspruch von jenen Landsleuten erfahren müssen, die sich gerade wegen der schonungslosen Enthüllung jenes Kontrastes getroffen fühlten, wie begeisterte Zustimmung von den anderen, die ihn wiederum wegen seines funkelnden, eleganten Witzes als den Ihrigen feierten. Die Zeit kam ihm entgegen. Sie war so westisch-französisch wie nie vorher und wie nie nachher. Das Zeremoniell schritt auf ebenso hölzernen Stelzen einher, wie die Sprache der vornehmen Welt, die Sprache der „Précieuses ridicules“. Da spreizen sie sich, die lächerlichen Zierpuppen Madelon und Cathos, die nicht „Schnupftuch“ zu sagen wagen und nicht „Stuhl“, weil beides zu niedrig und zu gewöhnlich klänge, und die ihre braven und bürgerlichen Liebhaber wegen zu geringer Herkunft ablehnen. Als aber die beiden ihre Bedienten unter der Maske adeliger Bewerber vorschicken, den einen als Marquis de Mascarille, den anderen als Vicomte de Jodelet, da werden diese von ihnen begeistert umschwärmt, bis deren Herren in Person auftreten, die Maskerade enthüllen und ihre Kammerdiener zum Saal hinausprügeln.

Die alte Situationskomödie, wie sie längst vor Molière in Spanien und Italien üblich war, mit Verwechslung und Vertauschung, mit Verkleidung und Enträtselung, ist mit neuem Gehalt gefüllt. Molière mochte es so erscheinen, als setzte er sich nur mit einem Zeitgebrechen auseinander, aber, über seine eigene Absicht hinauswachsend, rechnete er mit einer zeitlosen, ja, überzeitigen Erscheinung ab, mit dem westischen Wesen in seiner Nation. Er tut es nicht minder in den „Femmes

savantes“, den „Gelehrten Frauenzimmern“, und holt zum kühnsten Vorstoß seiner Leistung aus, mit „Tartuffe“, jenem Lustspiel, in dem er nicht mehr die Bildungsheuchelei, sondern frömmlerisches Scheinchristentum bloßstellt. Ein ungesprochenes Urteil über den Orden, der am Hofe Ludwigs XIV. allmächtig war, fünf Akte lang still verschwiegen, begleitet trotzdem, jedem Hörer und Leser vernehmlich und gegenwärtig, den schwarzen Schleicher. „Suche zu scheinen, was Du nicht bist.“ Diesen Lebenswunsch unserer Nachbarn prangert Molière wieder und immer wieder schonungslos an. Monsieur Jourdain, der reichgewordene, feiste Ladenkrämer und Spießbürger, wandert über die Bühne, der Bürger als Edelmann, der zu gern sein möchte, was er nicht ist, ein Mann von Adel, und der von der Macht des Geldes so überzeugt ist, daß er meint, damit müsse es sich schaffen lassen. Seine dürftige Bildung aufzupolieren, hält er sich einen Philosophen, um sich sicher zu benehmen einen Tanzmeister und einen Fechtmeister und bleibt doch der, der er gewesen.

In der ersten Lehrstunde, die der „Philosoph“, eine pedantische Paukernatur, erteilt, enthüllt sich Herr Jourdain als der Typus Raffke des 17. Jahrhunderts:

Der Philosoph: ... Was wollt Ihr lernen?

Herr Jourdain: Alles mögliche; ich brenne darauf, gelehrt zu werden und bin wütend, daß meine Eltern mich nicht schon in meiner Jugend in allen Wissenschaften unterrichten ließen.

Der Philosoph: Eine vernünftige Ansicht; nam sine doctrina vita est quasi mortis imago. Ihr versteht doch, was das heißt, und könnt ohne Zweifel Lateinisch?

Herr Jourdain: Ja; doch tut als ob ich's nicht könnte. Erklärt mir, was das heißt.

Der Philosoph: Es heißt, daß das Leben ohne die Wissenschaft so gut wie ein Bild des Todes ist.

Herr Jourdain: Darin hat der Lateiner recht.

Der Philosoph: Ihr werdet aber doch die Anfangsgründe des Wissens kennen?

Herr Jourdain: O, jawohl, ich kann lesen und schreiben.

Der Philosoph: So? Und womit sollen wir den Anfang machen. Mit der Logik?

Herr Jourdain: Was ist das für ein Ding, die Logik?

Der Philosoph: Sie lehrt uns die drei Operationen des Verstandes.

Herr Jourdain: Was sind das für drei Operationen des Verstandes?

Der Philosoph: Die erste, zweite und dritte. Die erste besteht darin, durch die Universalien richtig aufzufassen; die zweite durch die Kategorien richtig zu urteilen; und die dritte durch die Formeln: Barbara, Celarent, Darii, Ferio, Baralipton einen richtigen Schluß zu ziehen.

Herr Jourdain: Das sind ja aber ganz widerspenstige Worte. Nein, bleibt mir mit der Logik vom Halse; wir wollen etwas Hübscheres vornehmen.

Der Philosoph: Wollt Ihr Moral lernen?

Herr Jourdain: Moral?

Der Philosoph: Ja.

Herr Jourdain: Was lehrt denn die Moral?

Der Philosoph: Sie handelt von der Glückseligkeit, lehrt die Menschen ihre Leidenschaften zügeln, und —

Herr Jourdain: Nein, nein, davon will ich nichts hören. Ich bin hitzig wie ein Teufel, und da hält keine Moral Stich; wenn ich zornig bin, will ich mich nach Herzenslust austoben.

Der Philosoph: Wie wäre es denn mit der Physik?

Herr Jourdain: Physik? Aus welchem Ton pfeift denn die?

Der Philosoph: Die Physik lehrt uns die natürlichen Ursachen der Dinge und die Eigenschaften der Körper kennen; sie gibt uns Aufschluß über die Natur der Elemente, über Metalle, Mineralien, Steine, Pflanzen und Tiere; erklärt die Entstehung der Meteore, des Regenbogens, der Sternschnuppen, Kometen, des Blitzes, Donners, Regens, Schnees, Hagels, der Winde und Wirbelwinde.

Herr Jourdain: Dabei ist mir zu viel Getöse, zu viel Wirrwarr.

Der Philosoph: Was soll ich Euch also beibringen?

Herr Jourdain: Bringt mir die Orthographie bei.

Der Philosoph: Sehr gern.

Herr Jourdain: Dann lehrt mich ein bißchen im Kalender lesen, damit ich weiß, wann Mondschein ist und wann keiner ist.

Der Philosoph: Gut. Um jedoch Eurem Gedankengang zu folgen, und diesen Stoff philosophisch zu behandeln, müssen wir in gehöriger Ordnung mit genauer Kenntnis der Natur der Buchstaben und der verschiedenen Weise sie auszusprechen anfangen. Demnach habe ich Euch zu sagen, daß man die Buchstaben einteilt in Selbstlaute, so genannt, weil sie den Laut angeben; und in Mitlaute, so genannt, weil sie nur in Verbindung mit Selbstlauten gehört werden und nur die verschiedenen Artikulationen derselben bezeichnen. Es gibt fünf Selbstlaute oder Vokale: A, E, I, O, U.

Herr Jourdain: Das verstehe ich alles.

Der Philosoph: Der Vokal A wird gebildet, indem man den Mund weit aufsperrt: A.

Herr Jourdain: A, A. Ja.

Der Philosoph: Der Vokal E bildet sich, wenn man die untere Kinnlade der oberen näher bringt: A, E.

Herr Jourdain: A, E; A, E. Meiner Treu, ja! Das ist ganz wunderschön!

Der Philosoph: Und der Vokal I, wenn man die Kinnladen noch mehr aneinander bringt, und die Mundwinkel nach den Ohren hinzieht: A, E, I.

Herr Jourdain: A, E, I, I, I, I. Wahrhaftig! Es lebe die Wissenschaft! — — —

Herr Jourdain: ... Nun aber muß ich Euch noch ein Geständnis machen. Ich bin verliebt in eine sehr, sehr vornehme Dame, und ich wollte Euch bitten, daß Ihr mir behilflich sein möchtet, ein Billettchen zu schreiben, das ich zu ihren Füßen fallen lassen will. Wollt Ihr?

Der Philosoph: Sehr gern!

Herr Jourdain: Es muß recht galant sein, ja?

Der Philosoph: Schön. Wollt Ihr in Versen schreiben?

Herr Jourdain: Nein, nein; nicht in Versen.

Der Philosoph: In Prosa also?

Herr Jourdain: Nein, weder in Prosa noch in Versen.

Der Philosoph: Eins von beiden muß es aber doch sein.

Herr Jourdain: Warum?

Der Philosoph: Weil man sich entweder in Prosa oder in Versen ausdrückt.

Herr Jourdain: Es gibt also nur Prosa oder Verse?

Der Philosoph: Ja, mein Herr. Was nicht Prosa ist, ist Vers, und was nicht Vers ist, ist Prosa.

Herr Jourdain: Und was man spricht, was ist denn das?

Der Philosoph: Das ist Prosa.

Herr Jourdain: Wie? Wenn ich sage: Nicolaus, bringe mir meine Pantoffel und gib mir meine Nachtmütze, so ist das Prosa?

Der Philosoph: Ja, mein Herr.

Herr Jourdain: Meiner Treu, ich habe also schon seit vierzig Jahren Prosa gesprochen, ohne es zu wissen!

(Übs. v. Auguste Cornelius. Vlg. Ph. Reclam.)

Damit vergleiche man die Komödien des Venezianers Goldoni (1707—93), der trotz all seiner flüssigen und wendigen Begabung in seinen Lustspielen: „Der Diener zweier Herren“, „Der Karnevalsabend“, „Die schlaue Witwe“, „Die eifersüchtige Frau“, über die alte Verwirrungs- und Entwirrungskomödie nicht hinausgekommen ist.

Wir erinnern an die Unterscheidung zwischen wurzelständigem und überschichtetem Volkstum, an den Zwang, die Form aufrechtzuerhalten und zu repräsentieren, der sich aus dem Zusammenleben der nordischen Herrenschicht mit fremdem Volkstum ergibt, und der dazu führt, daß auch die Unterworfenen, in diesem Fall die keltoromanische Bevölkerung Galliens, darnach streben, im äußeren Gehaben das Herrentum der Fremden nachzuäffen. Es ist ein uralter Vorwurf der Satire, den schon Petronius, zur Zeit des Kaisers Nero Geschmacksrichter in allen Fragen der gesellschaftlichen Formen, der Tafelfreuden und des Kunstkennertums, der „arbiter elegentiarum“ in seiner Wirksamkeit erkannte. In seinem „Gastmahl des Trimalchio“ führt er den durch unbedenkliche Spekulation rasch reich gewordenen Freigelas-

senen vor, der sich zum Großschieber entwickelt hat und nun versucht, seine rassenlose Sklavenherkunft durch geschmacklosesten Prunk und orgienhafte Feste vor einem Schwarm von Gästen zu verbergen. Bei seinen protzigen Schmäusen wimmelt es nur so von Gauklern, Tänzerinnen und Lustknaben. Ein riesiges gebratenes Schwein wird aufgetragen. Man schneidet ihm den Wanst auf, und ein Schwarm von Krammetsvögeln entflattert der dunklen Höhlung. Der feiste Gastgeber erprobt sich auch an stolpernden und unsäglich albernen Versen, die er mit geblähter Eitelkeit vorträgt. Ja, es ist charakteristisch, daß Petronius, er selber gewiß ein Meister des geschliffenen, klassischen Lateins, diese Prosaschilderung in der „Volkssprache", d. h. in der Redeform eines zwanzigfach gemischten und rassisch entarteten Pöbels, dem sogenannten Vulgär-Latein, abgefaßt hat.

Folgendermaßen läßt sich Trimalchio, der frühe Vorläufer des Monsieur Jourdain, der millionenreiche Freigelassene asiatischer Herkunft vernehmen; wir mögen ihn uns dabei gerne so ähnlich vorstellen, wie jenen Lucius Jucundus, zu deutsch den Herrn Lieblich, dessen Portraitbüste einen typischen Börsenjobber darstellt. Sie wurde in Pompeji gefunden.

„Dieser Tischwein," sagt Trimalchio, „wächst auf einem von meinen Landgütern, welches ich noch nicht gesehen habe. Es soll in der Nachbarschaft der Tarracinenser oder Tarentiner liegen. Ich bin willens, jetzt meine Fluren mit Sizilien zu verbinden, damit ich, wenn es mir gefällig ist, nach Afrika zu reisen, durch mein Eigentum fahren kann. — Aber sage mir, Agamemnon, was für eine Streitrede hast du heute gehalten? Ob ich gleich keine Prozesse führe, so habe ich doch die Wissenschaften nach den Regeln gelernt, und damit du nicht glauben mögest, daß ich mir nichts daraus mache — ich habe drei Bibliotheken, eine griechische und zwei lateinische. Sage mir also, wenn du mich liebst, das Thema deiner Rede!"

Und als Agamemnon gesagt hatte: „Ein Armer und ein

Reicher stritten miteinander“ so unterbrach ihn Trimalchio: „Was ist ein Armer?“ „Guter Witz,“ sagte Agamemnon und erzählte ... Als wir dieses mit den ausgelassensten Lobsprüchen begleiteten, fuhr er weiter fort:

„Sage mir einmal, lieber Agamemnon, weißt du die zwölf Arbeiten des Herkules, oder die Geschichte des Ulysses, wie ihm der Zyklop mit einem Pinsel den Daumen wegschlug? Als Knabe pflegte ich das im Homer zu lesen. Die Sybille hab' ich selbst mit meinen Augen zu Cumä gesehen in einer Flasche hängen; und wenn sie die Jungen fragten: Sybille, was willst du? so antwortete sie: sterben will ich.“

(Übs. von Wilhelm Heinse.)

Der Gastgeber stellt sich vor, er könne zu Land nach Afrika kommen. Bildung ist für ihn der Besitz einer Bibliothek. Das Wort „arm“ nicht zu kennen, hält er für witzig. Von dem Gewäsch, das er über Ulysses und die Sybille vorbringt, gar nicht zu reden. Aber mögen seine Gäste auch heimlich bersten vor Lachen, ihr Beifall braust ihm entgegen. Er hat das Geld und die Macht.

Aber auch der französische Tartarin, der „fanfaron“, der Lügenheld und Aufschneider, fand bereits in dem lateinischen „Miles gloriosus“ des Plautus seinen Vorgänger, den marktschreierischen Söldner, der nur etwas taugt, wenn es auf bramarbasierendes Geschwätz ankommt.

Die Komödie jedoch, in der sich Molière zu einem zeit- und raumüberragenden Meister dichterischer Bildniskunst emporsteigert, ist der „Geizhals“. Sie setzt sich nicht mit theatralischer westischer Prunksucht, sondern mit ostischem Geiz auseinander. Die dämonische Manie des Geldes überschattet den traurigen Helden, der bei der Aufzählung aller Vorzüge seiner künftigen, aber unerwünschten Schwiegertochter immer nur im stumpfen Rhythmus zu erwidern weiß: „Ohne Mitgift — ohne Mitgift — ohne Mitgift“, der wie ein Kind um seine gestohlene Kassette heult. Dieser brennende Wunsch nach Erhaltung des Besitzes, im schärfsten Gegensatze stehend

zu der nordischen Neigung, unter Umständen Eigentum und Leben zu verschwenden, entstammt aber nicht der westischen, sondern der ostischen Seele, wenn er sich auch mit dem französischen Charakterbild seit vielen Jahrhunderten verschmolzen hat. Gelegentlich einer Betrachtung zur französischen Frankenpanik vom 29. Mai 1935 äußert zu diesem Thema der „Angriff“:

„Es ist kein Zufall, daß die beste Darstellung des Geizes, die die Weltliteratur kennt, von einem Franzosen stammt. Molière brauchte, als er seinen ‚Geizigen‘ schrieb, nur einige Charakterzüge seiner Landsleute zu beschreiben. Jeder Franzose hat etwas von diesem Geizigen, der zähe Franken um Franken zusammenscharrt, aber dann, wenn er sie hat, in fortwährender Angst um sie lebt. Am sichersten dünken sie ihm schließlich zu Hause in der Schatulle, wo er täglich und stündlich nachsehen kann, ob sie noch da sind.
An diesen freilich zur Karikatur übertriebenen Geizigen erinnert die heutige Lage Frankreichs in mehr als einer Beziehung.“

Wir haben Guy de Maupassant als den französischen Erotiker kennengelernt. Es lohnt sich, über ihn als den feinen Kenner westischer Eitelkeit ein Wort zu sprechen. In der Skizze „A Cheval“ schildert er eine Beamtenfamilie. Mann und Frau stammen aus kleinem Landadel. Der Gatte ist subalterner Beamter in einem Ministerium. Das dürftige Gehalt läßt nicht daran denken, die stillen Wünsche nach Geltung und Luxus zu verwirklichen. Eines Tages bringt aber eine Sonderarbeit dem Herrn Baron eine namhafte Gratifikation ein. Man beschließt, eine Ausfahrt ins Bois de Boulogne zu machen, Frau und Kinder im Landauer, der Gemahl hoch zu Roß voran und gebläht von Geltungsdrang.

Aber der Ausflug nimmt ein bitteres Ende. Das Roß des stolzen Reiters geht durch und rennt ein altes Hökerweiblein um, die schlau genug ist, eine schwere innere Verletzung vorzutäuschen, welche es ihr unmög-

lich mache, weiterhin irgendeinem Erwerb nachzugehen. Die Rente hat der Gatte zu bezahlen, und somit verfällt er mit seiner Familie erst richtig dem Elend, während er vorher in auskömmlichen, wenn auch bescheidenen Verhältnissen lebte.

Zu jenen Dichtern, die im britischen Geistesleben ein gut Teil westisches Wesen bekunden, gehört auch der Ire Bernard Shaw, ein Meister der spritzigen Unterhaltung, dem selten ein Opfer zu groß ist, wenn es sich darum handelt, eine geschliffene Pointe anzubringen.

Selbst stets auf der satirischen Jagd nach den Schwächen der Eitelkeit begriffen, hat er Geschmack genug, sie an seiner eigenen Person nicht zu leugnen. Die Anekdoten, die über ihn im Umlauf sind (Bernard Shaw, Anekdoten und Aussprüche, gesammelt von L. Möllhausen, 1931, Phaidon Verlag, Wien) beweisen es. Drei Proben:

Auf einem Wohltätigkeitsfest tanzte Shaw mit einer Dame, die von dieser Ehre ganz entzückt war.

„Wie freundlich von Ihnen, Meister, mit einer so unbedeutenden Frau, wie ich es bin, zu tanzen!“

„Aber gnädige Frau“, erwiderte Shaw, „sind wir denn nicht auf einem Wohltätigkeitsfest?“

Zuchtwahl.

Eine Schauspielerin schrieb einst an Shaw: „Man behauptet von mir, daß ich die schönste Frau der Welt sei. Von Ihnen sagt man, daß Sie den hellsten Verstand haben, den Menschen je besaßen. Ich schlage Ihnen daher vor, mich zu heiraten. Dann werden wir zusammen jedenfalls vollkommene Kinder bekommen.“

Shaw antwortete: „Es tut mir leid, daß ich Ihren ehrenvollen Antrag ablehnen muß. Stellen Sie sich vor, daß durch eine Laune der Natur unsere Kinder mein Gesicht und Ihren Verstand bekämen. Sie würden wohl die unvollkommensten Kinder der Welt sein.“

Das Genie.

Während eines Mittagessens bei Anatole France hielt dieser seinem Besucher Bernard Shaw einen langen Vortrag



„Illustration“

Abb. 28. Der nordische Typ als Wunschbild der Reklame, auch in Frankreich.

über das Wesen des Genies. Als France endlich fertig ist, sagt Shaw: „Das alles war mir längst bekannt. Ich bin nämlich selber ein Genie.“

Die Reklame aber kann mit all diesen Typen nichts anfangen. Sie muß Wunschbilder entwerfen, von denen die Suggestion ausgeht: So willst du aussehen, so dich bewegen, so auftreten. (Umgekehrt die Karikatur. So — nicht!) Diesem Wunschbild aber entspricht, auch heute noch und sogar in Frankreich — der nordische Mensch, noch dazu oft in einer überzüchteten, ins Unmögliche gesteigerten Erscheinung (Abb. 28).

13. Derb und schwunghaft.

Im Nordosten des deutschen Sprachgebiets mußte unser Volkstum sich seit den Karolingern, erst recht seit dem kolonisatorischen Vordringen der Ordensritter bald im stählenden Kampf, bald in friedlicher Vergatterung mit der ostbaltischen Rasse auseinandersetzen, die ihm im Slawentum entgegentrat.

Im Südwesten war es seit der Zeitwende dem Einsickern westisch-römischen Geistes ausgesetzt. Als seine festgefügte Wirbelsäule erwies sich die Diagonale Nordwest-Südost. Die nordisch-fälische Rassengruppe im Nordwesten fand dabei ihren Gegenpol in der dinarischen im Südosten, die gleich der fälischen, von ihren nachweislichen Anfängen an als seßhafte Bauernrasse auftrat und selbstverständlicher und zwangloser in den deutschen Volkskörper einschmolz als dessen westische, ostische oder ostbaltische Bestandteile.

Spricht man vom deutschen Humor schlechthin, so zeigt sich, daß seine österreichisch-süddeutsche Umprägung zum „Hamur“ hauptsächlich auf dinarisches Geblüt zurückgeht. Die sich unverhüllt und grob äußernde wurzelfeste bayerische Heimattreue hat dabei auf die übrigen Stämme eher anziehend als abstoßend gewirkt. Nicht einmal der „Saupreiß“ nahm diesen Ehrentitel übel,

spürte er doch, daß dabei ein gutmütiges Geltenlassen des anderen mitschwang.

„Sehng S'“ — sagt die Tänzerin bei der Münchner Redoute zu ihrem Partner — „dös hab i glei g'sehgn, daß Sie a Preiß san. Dös macht aber nix, wann's nur sonst an ordentlicher Mensch san.“ (Simplizissimus 1906.)



Bildausschnitt aus dem „Simplizissimus“ Wilh. Schultz

Abb. 29. Dinarisch in Gestalt und Haltung.

Und der bayerische Dialektdichter Karl Stieler berichtet: „Droben auf der Alm, da hockt a Herr,
Der kommt schier bis von Preißen her,
Ausländrisch schaugt er si scho recht,
Deutsch kann er a bißl, aber schlecht.“

Nirgends zeigt sich die „schwunghafte Ungeschlachtheit“, die H. F. K. Günther der dinarischen Rasse zuschreibt, offenkundiger als im bayerischen Humor. Der Schuhplattler selber mit seinen Schleifen, Drehen, Schnackeln und Hosenpatschen ist ein humorvoller Tanz, eine volkläufige Parodie der Auerhahnbalz, bäuerisch-schwer und doch beschwingt, wie es auch die Schnada-

hüpferln sind, in denen sich die gleiche, lebensfrohe Sinnenlust tummelt. Es bleibt nicht bei der schweren, deftigen Gelassenheit des fälischen Humors oder bei der feineren, verhaltenen Schalkhaftigkeit des nordischen, es sprudelt nur so und schäumt über wie in Rhythmus und Gebärde, so auch im Text der ausgelassenen Vier-



„Simplizissimus" Abb. 30. Karl Arnold

„I sag bloß dös: Mancher is in jeder Beziehung a Rindviech!" — „Sag' ma glei: A Rindviech is a jeder in mancher Beziehung."

(Ostischer und dinarischer Typ. Gedanklich dinarisch.)

zeiler. Rauflust und gesunde Sinnlichkeit, das ungeschriebene Recht des Fensterlns, immer wieder von neuem ertrotzt und erschlichen („I steig eina zu iar, No, du woaßt es scho wiar"), das Haberfeldtreiben, das im dinarisch bestimmten Volksboden wurzelnde Widerspiel der fälischen Feme, sie finden alle in den Schnadahüpferln ihr lachendes Echo. Großspurig wird aufgetrumpft:

„Ring hamm ma'r aa
An die Finga.
Mir san ja die luschtinga
Truderinga."

„Auf gehts!“ ruft auf dem Tanzboden der Klampfenspieler, der Zitherspieler und der mit der Ziehharmonika fällt ein, und aufdudelnd und aufröhrend rauscht es durch den Saal. Mit der lächelnden Mäßigung Apolls hat dieser Stil der Lebensfreude freilich nichts zu tun. Dionysos bricht sich Bahn. In der Tiefenzone der dinarischen Rassenseele urlebendig, — man vergegenwärtige sich nur Richard Billingers „Rauhnacht“ oder sein „Perchtenspiel“ — schwingt er Taktstock und Zepter und, wenn die Köpfe erhitzt sind, auch als Waffe Maßkrug und Schemelbein. Nur zu häufig fährt auch der „Knicker“ aus der „Krachledernen“.

„Buama, wenns raufen wollts,
derfts es bloß sag'n.
d'Messer san geschliffen
und d'Pratzen san glad'n.“

(„Auf der Alm“ von W. Schmidkunz. Vlg. G. Richter, Erfurt.)

So streng auf die Bindung der Ehe geachtet wird, so locker und leicht urteilt man über die vorehelichen Beziehungen:

„Mei Deandl is sauber,
kannst nix Schlechts von ihm sagn,
und zweng die fünf Ledigen
tuat neamand net fragn.“ („Auf der Alm.“)

Und dann das Bier. Der Alkohol, Erzeuger gesteigerten Lebensgefühls und „gehobener Stimmung“, hat nun einmal sein besonderes, wenn auch bedenkliches, Verhältnis zum Humor, und dieses wird wiederum durch das landschaftlich vorherrschende Getränk mitbestimmt, ob es sich nun um den niedersächsischen Köhm, um den steifen Grog an der Waterkant, den rheinischen Wein oder das bayerische Bier handelt:

„S'Weißbier ist bitter
s'Braunbier ist süß,
ham ma d'Stiefel versoffn
bleim ins allwei no d'Füaß.“

(„Auf der Alm.“)



„Simplizissimus" Zeichnung von E. Thöny

Abb. 31. Geheime Rüstungen.

„Dös wann d'Franzosen wüßt'n, daß a oanziger deutscher Soldat glei zwoa Paar Stiefel hat!" (Dinarisch.)

Der erste mittelalterliche Dichter, der uns ein unverfälschtes Bild dieser schwungvollen und saftigen Derbheit vorführt, ein rechtes Gegenbild zu der feinen, auch im Erotischen zarten Schalkhaftigkeit des ganz nordisch gearteten Walther von der Vogelweide, ist Neidhart von Reuental, der in seiner bayerischen Heimat ein

kleines Lehen besaß, nach dessen Verlust er nach Österreich zog. Er dichtete in der ersten Hälfte des 13. Jahrhunderts also:

Rùmet ûz die schàmel und die stùele!
heiz die schragen [1])
vùrder tragen!
hiute sul wir tanzens werden mùeder.
— — — — — — — —
Los ûz! [2]) ich hoer' in der stuben tanzen.
junge man,
tuot iuch dan: [3])
da ist der dorfwîbe ein michel trùnne. [4])
Dâ gesach man michel ridewanzen. [5])

Kann man es deutlicher und faßlicher in Bild und Rhythmus nacherleben, wie die Wirtsstube geräumt wird und die „dorfwîbe" mit ihren Burschen drauflos „ridewanzen"?

Wie der schöpferische Drang gerade des dinarischen Menschen in den Jesuitenkirchen der Barockzeit und in der zugehörigen Deckenmalerei ein reiches Betätigungsfeld fand, so kam seiner Neigung zum Überschwang und zu strotzender Fülle auch der dichterische Stil jener Zeit entgegen.

Der auch äußerlich durchaus dinarisch geartete Schwabe Ulrich Megerle, der als Abraham a Santa Clara in der Augustinerkirche zu Wien seine berühmten, stark gewürzten Kanzelreden hielt, mag als Beispiel dienen. In mancher Beziehung ein Nachfahr des frühmittelalterlichen, österreichischen Predigers Heinrich von Melk, übertrifft er diesen durch die groteske Verwegenheit und Häu-

---

[1]) Gestell unter den Tischplatten.
[2]) Horch!
[3]) Geht beiseite!
[4]) ein großer Schwarm.
[5]) den ridewanz tanzen, einen der getretenen, nicht der gesprungenen Tänze.

fung seiner Vergleiche, durch die Kühnheit und Übersteigerung seiner Wortspiele.

Sein saftiger Humor ist geradewegs die Umkehrung der trockenen Spaßhaftigkeit seines evangelischen Amts-



Abb. 32. Abraham a Santa Clara.
Dinarisch.

bruders, des zeitgenössischen, fälischen Niedersachsen Jobst Sackmann, von dessen dörflicher Kanzelberedsamkeit eine Probe gegeben wurde.

Im Mittelpunkt seiner Abhandlungen und Predigten, denen er derbanschauliche Titel verlieh, wie: „Merks Wien!", „Lösch Wien!", „Huy und pfuy der Welt", steht das Erlebnis der Pest 1679. In der „Großen Totenbruderschaft" heißt es:

„Ein schönes Buch bist du Mensch, zu Leipzig beschrieben, aber zu Schweinfurt gedruckt, zu Ach eingebunden, zu Kostnitz feil, zu Lausnitz zu erfragen. — — Ein Tandelmarkt bist du Mensch; da findet man allerlei Waren: Leder, aber nur Elendleder (Elchleder); Fleck, aber nur Schandfleck; Samen, aber nur Forchtsamen; Haut, aber nur Bärenhaut."

Ein Nußbaum sei der Mensch, der trage aber nur Gefängnus, Bedrängnus, Verfolgnus, Kümmernus, Ärgernus usw.

So geht es weiter in geblähtem Gedankenschwung, vor keiner Banalität und vor keiner Grenze des guten Geschmackes haltmachend.

Aber schon zu seiner Zeit, d. h. zu Ende des 17. Jahrhunderts, war in Wien das dinarische Element stark durchsetzt und teilweise überwuchert von westischem Wesen, das von Italien her eindrang, von ostischem und ostbaltischem, das mit der steigenden slawischen Völkerflut der Tschechen, Slowaken, Slowenen usf. die habsburgische Residenzstadt überschwemmte.

Wie in Österreich die bayerische Mundart, umwogt von den weicheren Idiomen des Südens und Ostens, ihre kantige Härte einbüßte und sich sozusagen von Dur auf Moll abstimmte, so auch der Humor.

In Bayern, vor allem in dessen Hauptstadt München, blieb er seinen Ursprüngen treuer, kerniger und saftiger, wie ja auch München von allen deutschen Landeshauptstädten der bäuerlichen Bevölkerung am engsten verbunden blieb und deren Charakter in verdichteter und gehobener Form widerspiegelt. Wenn es eine Stadt gibt, in der das volksverbindende Lebensgefühl der Humor ist, dann ist es München. Das Treiben auf der Oktoberfestwiese mag den Zweifelnden überzeugen. Und da gerade der dinarische Stil des Humors, weit über seinen engeren Geltungsbereich im Donauraum hinaus, den deutschen Volksgenossen zugänglich und verständlich ist, so ist es kein Wunder, daß München als Kunststätte



„Simplizissimus“ 22. IX. 1934 Karl Arnold

Abb. 33. Hubers Arbeitsschlacht.

„Zenta, mein Mann macht jetzt das Bild auf. Richten S' gleich den Verbandkasten her und schlagen S' die Telefonnummer von unserm Doktor auf!“

(Ostische Gestalten. Der Gatte ostisch-dinarisch.)

besonders die humorbegabten Künstler an sich zog, nicht nur geborene Bayern, wie den romantischen Idylliker Karl Spitzweg und Oberländer, sondern auch den Schweizer Gottfried Keller, den Niederdeutschen Wilhelm Busch, den Norweger Olaf Gulbransson. Die drei größten deutschen Witzblätter, die „Fliegenden Blätter", seit 1896 die „Jugend" und der „Simplizissimus", nunmehr auch die „Brennessel", erscheinen in München, von denen freilich der „Simpel" sich zeitweilig internationalen und volksfremden Zwecken dienstbar machte. Ein gleiches gilt von Wolzogens „Überbrettel", das aber trotzdem in seiner kecken Ideenfrische sich weit über den Unfug der späteren Kabarette erhob, die allmählich zu öder Vergnügungsindustrie verflachten.

In seinem Aufsatz „Münchner Humor" („Das Bayerland", 27. Jahrgg. Nr. 6) weist Franz Langheinrich-Gauting darauf hin, daß München wohl die einzige Stadt sei, die auch in ihrem Wappen den feierlichen heraldischen Ernst abstreife und das schalkhafte Wesen, das Kindel in der Mönchskutte, zum Symbol erhoben habe, wie auch kaum eine andere Stadt so reich an komischen Originalen sei. Er zitiert Prangerl, den Lustigmacher des Hofs, den Finessensepperl, die rote Nanni, den Pferdeverleiher Krenkel, Schichtl, den Wundertheater-Direktor, zu denen sich die Bierkellerkomiker Papa Geis und Papa Kern gesellten. Sie alle sind im Karl Valentin-Museum zu München in der Sonnenstraße verewigt, in jener merkwürdigen Schau, die selbst eine Parodie auf das Museumswesen und -unwesen ist, und in der die Nasenbohrmaschine gezeigt wird und das Wachsbildnis des Mannes, der die Rollgerstensuppe erfand.

All diese Einfälle und Gestalten sind nicht ohne weiteres dem dinarischen Genius zuzuschreiben. Wohl aber sind sie einem Volksboden entsprossen, dem die dinarische



„Jugend“ August Geigenberger

Abb. 34. Susanna auf dem Lande.

Die Dorfschöne ostisch-feist, die Bauern in Wuchs und Haltung hagere Dinarier.

Rasse sein besonderes Gepräge gab, sie lassen sich nicht auf einen anderen verpflanzen. Der Weiß Ferdl, mit seiner unbehilflich-ostischen Sancho-Pansa-Maske, seiner

komisch übertriebenen Vorliebe für die heimischen Genüsse: Radi, Weißwürscht und Salvator ist ohne diese Umwelt nicht denkbar, auch nicht Karl Valentin selber, dessen hintersinniger, philosophisch spielender Witz, am nächsten mit dem von Christian Morgenstern verwandt, sich ebensowenig auf eine rassisch erfaßbare Formel bringen läßt, wie seine äußere Erscheinung.

Anders verhält es sich mit dem verstorbenen Ludwig Thoma, unter dessen Portrait Hans F. K. Günther die Kennzeichnung „Ostisch-nordisch-dinarisch?“ setzte („Rasse und Stil“ S. 67). „Dinarisch“ ist mit Recht mit einem Fragezeichen versehen. Es wäre wohl ganz weggeblieben, wüßte man nicht, daß Thoma mit aller groben Schärfe das altbayerische Volkstum, und dieses unbewußt gerade in seinem dinarischen Rassekern, so sicher umrissen und in seinen Typen gestaltet hat, wie es nur jemand vermag, der selber mit Haut und Haar zu diesem Volk gehört. Man denke nur an seine Briefe des Abgeordneten Josef Filser, an den „Agricola“ oder an „Altaich“, und man begreift: vor der Gefahr, in schönfärberisches Salontirolertum zu geraten, der gelegentlich Ganghofer und Defregger verfielen, bewahrte diesen „Gradan“ eben seine Derbheit, seine draufgängerische Aufrichtigkeit und der zugige Schwung seiner Darstellung, d. h. seelische Merkmale, die das dinarische Grundwesen dieses größten und gröbsten bayerischen Dichters verbürgen.

In Ludwig Thomas Bauernschwank in einem Akt „Erster Klasse“ wird eine Zufallsgemeinschaft von Menschen vorgeführt, die in das gleiche Eisenbahnabteil geraten sind und die durch das derbe und unbekümmerte Auftreten Joseph Filsers, des „Ökonomen“ und Zentrumsabgeordneten, ob mit oder gegen ihren Willen, zum gemeinsamen Gespräch gezwungen und in eine gegenseitige Beziehung hineingenötigt werden. Es ist nicht

nur eine prächtige soziale Satire auf manche deutschen Vorkriegserscheinungen, der Verfasser karikiert auch unbewußt manch rassischen Zug. Da sitzt Assessor Alfred von Kleewitz, mit seiner Gattin Lotte auf der Hochzeitsreise begriffen, sie mimosenhaft, er ganz Reserve und kühler Abstand, und beide voll naserümpfender Entrüstung über Filsers klobigen Bauernwitz. Der königlich bayerische Ministerialrat von Scheibler, volksfremd wie nur einer, erst in seiner dürren Beamtenseele nichts als steife Ablehnung gegen den bäuerlichen Nachbarn, dann, als er in ihm den „Volksvertreter" erkennt, um so dienstfertigere Devotion — und der Kaufmann Stüve aus Neuruppin, Großhändler in Futtermitteln, in seiner quecksilbrigen Geschäftigkeit und seinem nüchternen Allesbesserwissen, seinem unerträglichen Kritisieren und Mäkeln ein reichlich unerfreulicher Zeitgenosse. Zwischen ihm und Filser kommt es zur folgenden Unterhaltung, deren Gegenstand der Katalog jener Firma ist, die Stüve zu vertreten hat:

Stüve (blättert im Katalog): Prospekt von Gebrüder Klausing in Neuruppin. Abteilung Futtermittel. Na, mit was füttern Sie Ihre Kühe?

Filser (lacht gemütlich): I? Ja, mit koane Leberknödl net.

Stüve: Ich wette, Sie haben keine Ahnung, wieviel Trockensubstanz Sie geben müssen.

Filser (gemütlich): Da woaß i gar nix.

Stüve: Und die Futternorm von Professor Schulze kennen Sie ooch nich. Proteïn plus Amide plus Fett?

Filser: Mi hol'n 's Fuatta vo da Wies'n, aba net aus der Apothek'n.

Stüve: Ihr seid nich rationell, Kinder, das is es! Ihr glaubt immer, was euer Großvater gefüttert hat, is heute auch noch richtig.

Filser: Warum nacha net?

Stüwe: Warum nich?

Filser: Ja?

Stüve: Weil's ne andere Zeit is! Weil wir die kolossalen Erfolge der Wissenschaft haben!

Filser! Was geht denn dös de Küah o?

Stüve: Sehr viel, Verehrtester.

Filser: Und de Küah müassen jetzt was anders fress'n?

Stüve: Allerdings.

Filser: Warum fressen nacha Sie dös nämliche wia eahna Großvata?

Stüve: Ich?

Filser: Ja. Oder fressen Sie auf oamal was anderst's?

Stüve: Wissen Sie was? Ich gebe Ihnen den Prospekt mit; vielleicht geht Ihnen dann 'n Licht auf.

Filser: Geh?

Stüve: Ihr wollt alle nischt lernen. Die Erfahrung habe ich hier hundertmal gemacht. Darum seid ihr noch so zurück.

Filser: Wia is na dös, daß ös in Preiß'n allawei inser Viech kafft's?

Stüve: Wir?

Filser: Ja ös — Aba dös hat ma no nia g'hört, daß vo Preißen a Viech zu ins abakimmt.

Stüve: Hm ... ha ... ha ... was glauben Sie? Mehr wie genug!

Filser: Ja — zwoahaxete. (Er lacht von nun ab bei jedem Wort, das Stüve spricht.)

Stüve: Ihr mit euern plumpen Witzen! Lernen Sie was, das ist klüger. Kennen Sie Kartoffelschlempe? Melasse? Torfmehlmelasse?

Filser: Und dös fressen's bei enk all's?

Stüve: Hätten Sie nur 'ne Ahnung davon!

Filser: Dös siech i scho; in Preiß'n möcht i net amal als Kuah sei.

Stüve: Vielleicht als Ochse?

Filser: Erst recht net; da hätt i Nahrungssorg'n, weil's z'viel gibt ... (Verlag Alb. Langen.)

Als Symbol der dinarischen Rauflust hat Georg Queri den „bayrischen Watschenbaum" aufgestellt (Vlg. Ullstein):

Da gibt's Leut', die in der Welt herum kommen sind, und Leut', denen's daheim viel lieber ist.

Die einen sind Landbriefträger, italienische Maurer, Professer und Bändlhausierer. Die andern sind verheiratet.

Die wissen nichts, die andern.

Aber die einen kennen sich aus in der Welt und wissen, was das im Bayrischen bedeutet: eine Watschen. Wenn sie wieder heimgereist sind, horchen alle Leut' auf, und sie erzählen's und fangen an, zu übersetzen: „Eine Ohrfeige. Eine Maulschelle. Eine Backpfeife."

Je nach der Sprach' daheim. Aber die Watschen hat halt dann den richtigen Klang nicht mehr.

Was aber Watschenbaum heißt, das wissen die wenigsten Leut'. Da muß man sich schon gut umgesehen haben in der Welt: bis Sankt Barthlmä, bis Chieming, bis Rottach und bis in die Scharnitz muß man gekommen sein, dann kann man reden über Land und Leut'.

Dann kann man auftrumpfen: der Watschenbaum, das ist kein Baum, er tut nur so. Der Watschenbaum ist ein fester Arm, und was fünffingerig dranhängt, daraus macht man die Watschen.

Wenn der Arm, quasi Baum, umfällt, dann ist eine Watschen reif geworden und muß weg.

Und was g'scheidte Leut' sind, die gehen da nicht hin, wo die Watschenbäum' umfallen.

Oder sie steh'n ein bissel weiter weg, schauen zu, nichts anderes, schätzen den Mann ein, der haut, messen die Watschen und taxieren den, der sie abnehmen muß. Es ist ja weiter nix dabei — is halt ein Watschenbaum umgefallen.

Is er halt umg'fallen!

Jetzt (alle miteinander laut mitsagen): Der — Watschenbaum — ist — umgefallen.

Noch einmal. Es lernt sich nicht so leicht. Aber es kann für das ganze Leben von Wert sein.

Die vom Vierten bayrischen Infanterieregiment sind Rheinpfälzer. Sie machen Wein statt Bier und haben auch sonst eine andere Sprach'.

Wie sie auf der Combreshöhe gelegen sind, hab' ich ihnen einen Gesang gedichtet:

„Der Hauptmann hat uns ja gesaget:
wir tun die Vierten Bayern sein,
die wo den Watschenbaum hintragen
wohl auf die schöne Côt' Lorrain'."

Sie haben die Köpf' geschüttelt: „Watschenbaum??"

„Jawohl, Watschenbaum!"

„Die hawwe mer net."

So sind die Menschen. Lassen immerzu auf der Combres-

höhe den Watschenbaum fallen und wissen es nicht. Herrjeh: und die Franzosen wissen es. — —

Den jähen Ausbrüchen des dinarischen Temperaments entspricht gelegentlich ein erheblicher Kraftaufwand im sprachlichen Ausdruck, eine Dynamik der Äußerung, die sich besonders gern im Fluchen Luft macht:

„Der Vater is ganz ausanand,
Wie mei Bua fluacht, dös is an Schand!
Mei Wei fluacht nit und i fluach nit,
Und grad der Bua gibt gar koan Fried!
Der Himmelherrgottsakra, der —
Wo hat jetzt der dös Fluachen her?“

(„s Fluachen“ von Karl Stieler.)

Der kundige Alpenwanderer wird sich oft an der grobkörnigen Naivität erfreuen, die aus den bildlichen Darstellungen und dem unbehilflichen Text der „Marterln“ spricht, denen man so häufig im bayerischen und österreichischen Gebirge begegnet, und die als knappe Gedenktafeln an das Opfer irgendeines Unglücksfalles gemahnen. Bezeichnend für die Einschätzung des Art- und Sprachfremden ist folgendes:

„Im kalten Jahre 1853 sind hier zwei Menschen und zwei Böhmen ertrunken“ (Kalser Tauern).

Betrachtung über Ursache und Wirkung:

„Durch einen Ochsenstoß
Kam ich in den Himmelsschoß.
Mußt ich auch gleich erblassen
Und Weib und Kinder verlassen,
So ging ich doch ein zur ewigen Ruh
Durch dich, du Rindvieh du.“ (Passeier.)

Und nun noch ein Beispiel jener auf Moll abgestimmten, nachsichtigen Gemütlichkeit des Wiener Stils.

„Drei Männer schritten an einem Sonntag auf dem Wege von Rudolfsheim nach Alt-Ottakring vergnügten Sinns dahin. Ihr Ziel war einer jener freundlichen Plätze in Alt-Ottakring, „wo unser Herrgott die Hand ausstreckt“, zum Zeichen, daß es allda einen guten Wein gäbe. Als sie nun so fürbaß gingen, sahen sie plötzlich aus einem ebenerdigen

Hause einen Mann zum Fenster herausspringen und davonlaufen, daß die Funken von seinen Socken stoben. Im selben Augenblicke ertönte aus dem Hause eine gellende Weiberstimme.

„Ein Räuber!“ durchblitzte es die drei Wanderer, und alsbald setzten sie unter lauten Zurufen dem Verbrecher nach. Dieser lief wie besessen; doch einige Entgegenkommende stellten sich ihm in den Weg, wodurch ihn die drei Verfolger einholen und gefangennehmen konnten.

„I bin unschuldi', laßt's mi' aus“, flehte der Erwischte. Aber seine Häscher waren unbeugsam und schleppten ihn vor das Haus, aus dem er geflohen.

„Was hat er denn angestellt?“ fragten sie das Weib, welches den Gefangenen hier unterm Hausflur erwartete und eine Flut von Schimpfworten wider ihn ausstieß.

„Der Lump“, zeterte das Weib, „was er ang'stellt hat? Durch'gangen is er mir, der B'suff, der elendige, der sein ganz's Geld versauft. Heunt hat er wieder aufdrah'n woll'n und da hab' i'n eing'spirrt g'habt im Zimmer. Na wart', Schackerl, i wir' dir geb'n bei'n Fenster aussisteig'n! Nur eina mit eahm!..“

Die drei Männer blickten einander fragend an; dann nahm einer das Wort und sagte unter zustimmendem Kopfnicken der beiden andern:

„Liebe Frau, wann's um dö Zeit is, so hab'n wir gar ka' Recht g'habt, Ihnern Herrn Gemahl abz'fangen. Wir hab'n glaubt, er is a Rauber. Weil er alsdann das net is und nur aus lauter Durscht auf der Flucht war, so werd'n Sö einseg'n, daß m'r Ihna den Mann net ausliefern künna — dös wär' gegen's Völkerrecht. Mir hab'n im Gegenteil die Pflicht, den armen Teufel in's Freie z'bringen, denn ohne unser Nachrenna hätt' er si' retten künna vor Ihna. Is's wahr oder net?“

„Awer natürli“, sagten die andern Biedermänner, nahmen den durstigen, über diese günstige Wendung entzückten Ehemann in die Mitte und führten ihn, ungeachtet der schrillen Proteste seiner besseren Hälfte, mit sich fort. Sie gaben ihm das sichere Geleite bis zum Heurigen; so verlangte es ihr Rechtsgefühl.

Ihr Schützling hätte freilich viel darum gegeben, wenn ihm für die Rückkehr nach Hause dasselbe sichere Geleite beschieden gewesen wäre.

(E. Pötzel, „Das Völkerrecht.“ Ph. Reclam. Nr. 3005/3006.)

14. Pfiffig=stillvergnügt.

Der ostischen Rasse schreibt der Rassenforscher Eugen Fischer Neigung und Fähigkeit zu zäher, energischer Arbeit, nicht geringe Intelligenz und gut entwickeltes Gemeinschaftsgefühl zu. (Ein Gefühl, das freilich sich ebenso in menschenfreundliche Gemütlichkeit wie in stumpfen Herdentrieb umzusetzen vermag.) Er fährt fort: „Hoher Phantasieschwung fehlt, dagegen bringt es Fleiß, Energie und kluges Ausnutzen der Verhältnisse zu Erfolg. Die Fähigkeit, Fremdes zu übernehmen und weiter zu bilden, ist nicht gering, trotz im Grunde großer Beharrlichkeit."

Dieser Menschenschlag, der das gesamte deutsche Volkstum durchsetzt, läßt sich als landschaftlich vorwiegend weit schwerer lokalisieren als etwa der nordische oder der dinarische. Welche Rolle der Titelheld in Costers flandrischem Roman „Uilenspiegel" spielt, wurde schon erwähnt. Hier soll das ostische Gegenbild dieses nordisch=westischen Abenteurers des Humors vorgeführt werden, der weichmütige, den leiblichen Genüssen zugetane Lamme Goedzak, der dennoch dem Freund und der Heimat in allen Fährnissen getreu bleibt:

Uilenspiegel schritt aus, und der Hund folgte ihm. Nach einer Meile sahen sie auf der Straße einen Karren, vor den ein Esel gespannt war, der den Kopf hangen ließ. Auf der Straßenböschung saß zwischen zwei Distelsträuchern ein dicker Mann, in der einen Hand eine Hammelkeule, woran er nagte, in der andern eine Flasche, deren Inhalt er schlürfte; wann er gerade nicht aß und nicht trank, dann stöhnte und weinte er.

Uilenspiegel hielt an und der Hund desgleichen. Der witterte den Hammelknochen und die Leber und erstieg

die Böschung. Dort setzte er sich neben den Mann und kratzte ihn am Wamse, um seinen Teil von der Mahlzeit zu haben; aber der Mann stieß ihn mit dem Ellbogen weg und wimmerte, die Hammelkeule hoch in die Luft haltend, herzerweichend. Der Hund ahmte ihm aus Lüsternheit nach. Der Esel begann zu brällen, aus Groll, weil er an den Karren geschirrt war und nicht zu den Disteln konnte. „Wo fehlts dir, Jan?" fragte der Mann den Esel.

„An nichts sonst", antwortete Uilenspiegel, „als daß er gerne die Disteln schmauste, die zu Euern Seiten blühen, wie in der Emporkirche zu Tessenderloo neben und über dem Herrn Jesus Christus. Auch der Hund da wäre nicht abgeneigt, seine Kinnlade mit Euerm Knochen Hochzeit halten zu lassen; einstweilen will ich ihm die Leber da geben."

Der Hund hatte die Leber gefressen, der Mann betrachtete seinen Knochen genau, nagte ihn noch einmal ab, um auch das letzte Restchen Fleisch zu bekommen, und gab ihn endlich dem Hunde. Der legte die Pfoten darauf und begann ihn auf dem Rasen zu zermalmen.

Dann sah der Mann Uilenspiegel an. Der erkannte Lamme Goedzak aus Damme. „Lamme", sagte er, „was machst du da, trinkend, essend und in Tränen zerfließend? Hat dich vielleicht so ein ehrfurchtsloser Soldat bei den Ohren gezaust?"

„Ach, meine Frau!" sagte Lamme. Er wollte seine Weinflasche leeren, aber Uilenspiegel legte ihm die Hand auf den Arm. „Trink nicht so", sagte er; „von dem gähen Trinken haben nur die Nieren etwas. Besser käme es dem zu, der keine Flasche hat."

„Du sprichst gut", antwortete Lamme; „wirst du das Trinken besser treffen?" Und er reichte ihm die Flasche.

Uilenspiegel nahm sie, hob den Ellbogen und gab sie ihm wieder: „Heiß mich einen Spanier, wenn noch so viel drin ist, um einen Spatzen betrunken zu machen."

Lamme besah die Flasche. Ohne sein Schluchzen zu unterbrechen, suchte er in seinem Ranzen und förderte außer einer andern Flasche ein Stück Wurst heraus; er machte sich daran, Scheiben herunterzuschneiden und sie trübselig zu kauen. „Ißt du ununterbrochen, Lamme?" fragte ihn Uilenspiegel.

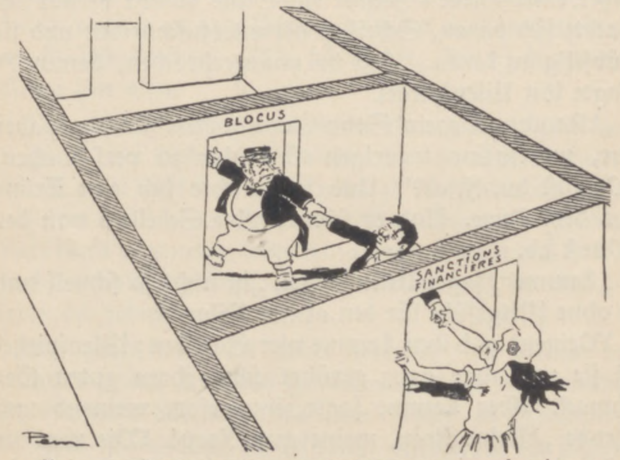
„Manchmal, mein Sohn", antwortete Lamme, „aber nur, um meine traurigen Gedanken zu verscheuchen. Wo bist du, Frau?" Und er wischte sich eine Träne aus dem Auge. Und er schnitt zehn Scheiben von der Wurst ab.

„Lamme", sagte Uilenspiegel, „iß nicht so schnell und so ohne Mitgefühl für den armen Pilger."

Weinend gab ihm Lamme vier Scheiben; Uilenspiegel aß sie und war ganz gerührt über ihren guten Geschmack. Aber Lamme sagte, immerfort weinend und essend: „Meine Frau, meine gute Frau! Wie war sie süß, wie war sie wohlgebaut am Leibe! Leicht wie ein Schmetterling, lebendig wie der Blitz und sangeslustig wie die Lerche! Freilich liebte sie den Putz zu sehr. Ach, ihr stand alles so gut! Haben doch auch die Blumen reichlichen Schmuck. Wenn du, mein Sohn, ihre Händchen gesehen hättest, so leicht zur Liebkosung, du hättest sie nie eine Pfanne oder einen Kessel anrühren lassen. Das Küchenfeuer hätte ihre Haut geschwärzt, die so licht war wie der Tag. Und die Augen! Wann ich sie nur ansah, zerfloß ich in Zärtlichkeit. — Nimm einen Schluck Wein, ich trinke nach dir." — — —

Merkwürdigerweise wählte der englische Geschmack als den karikierten Vertreter der Nation nicht den langen hageren Angelsachsen, wie dies die Yankees der Vereinigten Staaten in der Gestalt des „Uncle Sam"

taten, keinen zähen Pionier oder drahtigen Sportsmann, sondern „John Bull“, den kleinen gedrungenen und feisten ostischen Typ, wie er in der Welt der kleinen Geschäftsleute, der „shopkeepers“ nicht selten ist.



Aus „Victoire“

Abb. 36. Marianne (Frankreich) sucht Pierre (Laval) zurückzuhalten, der von John Bull (England) in das „Labyrinth der Sanktionen“ geführt werden soll. Marianne: „Nein, Pierre, wir gehen nicht weiter. Wir würden uns darin verlieren!“ (John Bull ostisch.)

Seine Wechselform, hausbackene Behaglichkeit, enthüllt der ostische Humor in dem „Schatzkästlein“ des Alemannen Johann Peter Hebel. Da erzählt dieser z. B. die rührend-heitere Geschichte von dem schwäbischen Handwerksburschen in Amsterdam, der auf all seine Fragen: Wem gehören die großen Schiffe im Hafen, wem der prächtige Palast usf. immer nur die Antwort zu hören bekommt: „Kannitverstan“. Denn in der Tat versteht ihn ja kein Mensch. Und als er auf seine letzte

Frage, wer denn da so feierlich beerdigt werde, die gleiche Erwiderung erhält, da folgert er philosophisch: armer Kannitverstan, was hilft Dir nun Dein Gut und Geld?

Sie laufen alle denselben gemütlichen Trott, diese Kurzgeschichten, und am Ende kommt ein moralisches Ringelschwänzchen:

Abb. 37. Der „kleine pockennarbige Irländer“ ist Oliver Goldsmith, der Verfasser des „Pfarrers von Wakefield“. Die Karikatur zu einer Besprechung der Goldsmith-Biographie von Stephen Gwynn (Current Literature Oct. 1935) betont mit starkem Ausdruck das Gegenbild des Angelsachsen: klein, geduckt und doch anmaßend, im Gesichtstyp ostisch-sudetisch.



That strange pock-marked little Irishman.

Ein reicher Dickwanst hat tausend Leiden und pilgert schließlich zu einem weltberühmten, fernen Arzt, aber zu Fuß. So hat das der Wundermann verlangt. Die Untersuchung ergibt: er hat einen Lindwurm im Leib. Um den nicht mitzuernähren, muß er auf magere Kost halten, sich selbst bedienen, auf Schustersrappen gehen, sein Fuder Holz selbst hacken. Und erst als die Kur gelungen ist, merkt er, was der Schalk von Doktor mit dem Lindwurm gemeint hat.

In Verbindung mit anders gearteten Merkmalen begegnen wir ostischen Zügen bei Jean Paul oder bei Fritz Reuter und nicht zuletzt im französischen Geistes-

leben. Derjenige, in dessen Wesen sich die ostische Seele vielleicht am liebenswertesten und völlig im Rahmen des deutschen Gemütslebens entfaltet, ist der Niedersachse **Matthias Claudius**, der Wandsbecker Bote. Kriegerischer Heroismus ist nicht seine Sache. „Sein Kriegslied" (1779) heißt:

„Was hülf' mir Kron' und Land und Gold und Ehre?
Die könnten mich nicht freun!
S' ist leider Krieg — und ich begehre,
Nicht schuld daran zu sein!"

Dafür schreibt er das „Lied hinter dem Ofen zu singen":

„Der Winter ist ein harter Mann,
Kernfest und auf die Dauer ..."

Und hinter dem Ofen, in häuslicher Gemütlichkeit, entsteht auch sein „Kartoffellied", jener Hymnus auf die Hauptnahrung des kleinen Mannes:

Schön rötlich die Kartoffeln sind
Und weiß wie Alabaster!
Sie däun sich lieblich und geschwind
Und sind für Mann und Frau und Kind
Ein rechtes Magenpflaster.

Die Strophe erinnert an das allerdings etwas anspruchsvollere „Metzelsuppenlied" von **Ludwig Uhland**, dessen seelische und leibliche Erscheinung ja auch nicht frei von ostischen Zügen ist:

„Wir haben heut' nach altem Brauch
Ein Schweinchen abgeschlachtet,
Der ist ein jüdisch-ekler Gauch,
Wer solch ein Fleisch verachtet.
Wenn solch ein Fleischchen weiß und mild
Im Kraute liegt, das ist ein Bild
Wie Venus in den Rosen."

Damit sind wir schon bei einem bald ostisch-fälischen, bald ostisch-nordischen Mischtypus des Humors angelangt, eines Humors, der bald einen hochfliegenden Aus-

griff der Phantasie verrät, bald eine behagliche, brütende und hegende Liebe zum Kleinen und Kleinsten und zum stillen Glück im Winkel. Selten ergibt es nach Leistung und Stimmung einen einheitlichen Guß, auch nicht bei Jean Paul, der beide Register virtuos beherrscht.

Jean Paul war vor 100 Jahren ein Lieblingsdichter der Nation, und zwar hauptsächlich wegen einer Eigenschaft, die er selber in seiner „Vorschule der Ästhetik" ausführlich behandelt, des Humors in einer stark gefühlsbetonten Abwandlung. Selbst einem Dorfpfarrhaus entstammend, d. h. einer Umgebung, in der ländliches Sichbescheiden sich mit einer Vielfalt geistiger Anregungen paart, dazu von Goldsmiths „Vicar of Wakefield" und seinen literarischen Nachfahren beeinflußt, kostet er die Freuden eingeschränkter, naturnaher Beschaulichkeit aus, freilich nicht nur diese. Die lächelnde Liebe zum Unscheinbaren, die später in Mörikes Dichtung aufleuchtet, so in seiner Pfarrhausidylle vom alten Turmhahn — Mörike vermag sich allerdings aus den besonnten und friedlichen Tälern, darin Jean Paul ähnlich, in sturmbewegte Höhen zu erheben — in Adalbert Stifters Kleinmalerei, in Wilhelm Raabes Romanen, sie wandelt zum Teil auf Jean Pauls Spuren. Und sie ist germanischer Art, nicht nur deutsch — denn auch den Engländern bleibt sie wohl vertraut und den Skandinaviern. Man denke nur an Charles Dickens, an Selma Lagerlöf und an Andersens Märchen! Aber das nordische Seelentum hat daran keinen Anteil, eher das fälische und nicht zuletzt das ostische, dem es gegeben ist, sich mit einem kleinen, aber sicheren Los zu bescheiden, das Lob der Zufriedenheit zu singen und Widerstände lieber stillvergnügt zu umgehen als zu bekämpfen. Für die Entfaltung eines breiten, behaglichen Humors tut sich damit zwar ein weites Feld auf, aber für die notwendige Zukunftshaltung des deutschen Geistes kann das Vor-

wiegen dieser „deutschen Gemütlichkeit“ leicht zur Gefahr werden. Es ist nicht an dem, daß wir von dem friedlichen Auslug einer versteckten Gartenlaube aus unbeteiligt in den Geisterkampf der Zeit hinüberblicken können, um uns bald wieder kopfschüttelnd und selbstgenügsam zu unseren Gemüsebeeten und Bienenstöcken zurückzuziehen.

Gewiß, Jean Pauls Dichtung erschöpft sich nicht in dieser „Gemütlichkeit“. Nur fand gerade diese in der deutschen Seele vor 100 Jahren ein viel willigeres Echo als der Schwung seiner Phantasie und die Kühnheit seiner Sprachgewalt. Seine Persönlichkeit und seine Lebensleistung ist zudem ein Beweis dafür, daß das, was Höffding den „großen Humor“ nennt, nicht leicht in knappen Ausschnitten und aus dem Verlauf des Ganzen herausgerissen, anschaulich gemacht werden kann. Es sind die gesamten Lebensläufe und Schicksale, wie in seinem „Siebenkäs“, im „Titan“, in den „Flegeljahren“, die seine Auffassung vom Humor bestätigen, ein Humor, der sich bald in der lächelnden Hinneigung zum Kleinsten und Unscheinbarsten bewährt, bald in dem kühnen Überspringen der Spanne zwischen dem Seienden und dem Seinsollenden. In der vorgelegten Stelle aus dem „Titan“ sitzt dem knorrigen und knurrigen Schoppe, dem „genialen Humoristen“, wie ihn der Literarhistoriker Wilhelm Scherer nennt, diesem Kauz in seiner schnurrigen Absonderlichkeit der leicht entflammte, westische Roquairol gegenüber, bemerkenswert durch das „chronische Geschwür der Eitelkeit und ein unheimliches Schlemmen und Prassen in Gefühlen“. Für dessen welschen Geist ist es bezeichnend, wie er sich die Verbreitung des Unsterblichkeitsglaubens vorstellt, nämlich gewissermaßen als ein Gesellschaftsspiel, wobei der einzelne aus Mitleid und Gefälligkeit in Gottesnamen mitmacht.

Schoppe aber, um seine Ansicht von der auseinander-

strebenden Vielfalt der menschlichen Regungen zu verdeutlichen, die von der Einheit der Persönlichkeit umschlossen werden, gebraucht das Bild von der Marktfrau, die an jedem Strick ein Ferkel hält, und deren Schützlinge wie ein Strahlenbündel auseinanderfahren. — Zu dem oft verwilderten und überkühnen Satzbau Jean Pauls paßt die zuweilen groteske Wahl der Vergleiche, die das Erhabene zum Niedrigsten gesellen, die Ferkel zum Unsterblichkeitsgedanken.

„Von Sünden? — (sagte Schoppe). Läuse und Bandwürmer der besseren Art werden allerdings aus meinem Gebiet auswandern, wenn ich mich kalt mache; aber die schlimmen trägt mein innerer Mensch gewiß mit hinauf. Beim Henker! wer sagt euch denn, daß dort der ganze hiesige Armesünder-Kirchhof auf einmal als eine unsichtbare Kirche voll Märtyrer und Sokratesse einziehen werde! Ich dachte heute ans andere Leben, als ich eine Frau auf dem Markte mit fünf Schweinchen sah, die sie, jedes mit einem Strick am Bein, vor sich hertreiben wollte, die ihr aber wie elektrische Strahlenbüschel auseinanderfuhren; jetzt schon, sagt' ich, mit unsern wenigen Kräften und Wünschen geht es uns schon so erbärmlich wie der Frau mit ihrer Kuppel, wenn wir nun vollends zehn oder mehr neue Ferkel an den Strick bekommen, wie will da der Ephorus amtieren? — Auf größere unbeschreibliche Nöte, Lehnfrevel und Oppositionen mach ich mich da gefaßt.“ Aber Roquairol war in seiner roten Lohe; er setzte sich über Schoppe und sich hinweg und leugnete die Unsterblichkeit geradezu, um Schoppe zu parodieren: „Ein einziger Mensch (sagt' er) glaubte seinetwegen allein schwerlich die Unsterblichkeit; aber da er mehrere sieht, hat er Mitleiden und hält es der Mühe wert und glaubt ...“

Dies der kühn ausholende und verwegen bildernde Jean Paul, nun der stillvergnügte Idylliker:

Daß die innere Geschichte eines Menschen von dem Streben nach äußerem Glanz und Wohlstand, von den Stürmen des Daseins und heftigen Geschehnissen unabhängig verlaufen kann, davon zeugt das „Leben des vergnügten Schulmeisterleins Wuz“. Wuzens Ehrgeiz,

sich eine glückhafte Welt abseits der großen da draußen aufzubauen, und dies mitten in seiner Dürftigkeit, deren er sich gar nicht bewußt wird, geht so weit, daß er, hier schon einer unschuldigen Narretei verfallend, sich selbst unter dem Namen der bekanntesten zeitgenössischen Verfasser eine Bibliothek zusammenschreibt, und diese Manie führt schließlich dahin, daß er seine Machwerke für die Originale hält, die richtigen Druckexemplare aber für die Ausgaben zweiter Hand. Die Idee wäre eines Christian Morgenstern würdig, und man kann sich Palmström oder den Baron Korff gut vorstellen, wie er diesem Einfall mit Hingebung huldigt.

... Der wichtige Umstand, bei dem uns, wie man behauptet, so viel daran gelegen ist, ihn vorauszuhören, ist nämlich der, daß Wuz eine ganze Bibliothek — wie hätte der Mann sich eine kaufen können — sich eigenhändig schrieb. Sein Schreibzeug war seine Taschendruckerei; jedes neue Meßprodukt, dessen Titel das Meisterlein ansichtig wurde, war nun so gut als geschrieben oder gekauft; denn er setzte sich sogleich hin und machte das Produkt und schenkt es seiner ansehnlichen Büchersammlung, die, wie die heidnischen, aus lauter Handschriften bestand. Z. B. kaum waren die physiognomischen Fragmente von Lavater da, so ließ Wuz diesem fruchtbaren Kopfe dadurch wenig voraus, daß er sein Konzeptpapier in Quarto brach und drei Wochen lang nicht vom Sessel wegging, sondern an seinem eignen Kopfe so lange zog, bis er den physiognomischen Fötus herausgebracht — er bettete den Fötus aufs Bücherbrett hin — und bis er sich den Schweizer nachgeschrieben hatte. Diese Wuzischen Fragmente übertitelte er die Lavaterschen und merkte an: „Er hätte nichts gegen die gedruckten; aber seine Hand sei hoffentlich ebenso leserlich, wenn nicht besser als irgendein Mittelfrakturdruck.“ Er war kein verdammter Nachdrucker, der das Original hinlegt und oft das meiste daraus abdruckt, sondern er nahm gar keines zur Hand. Daraus sind zwei Tatsachen vortrefflich zu erklären: erstlich die, daß es manchmal mit ihm haperte und daß er z. B. im ganzen Federschen Traktat über Raum und Zeit von nichts handelte als vom Schiffsraum und der Zeit, die man bei Weibern menses nennt. Die zweite Tatsache ist seine Glaubenssache: da er

einige Jahre sein Bücherbrett auf diese Art vollgeschrieben und durchstudiert hatte, so nahm er die Meinung an, seine Schreibbücher wären eigentlich die kanonischen Urkunden, und die gedruckten wären bloße Nachstiche seiner geschriebenen; nur das, klagt' er, könn' er — und böten die Leute ihm Balleien dafür an — nicht herauskriegen, wienach und warum der Buchführer das Gedruckte allzeit so sehr verfälsche und umsetze, daß man wahrhaftig schwören sollte, das Gedruckte und das Geschriebene hätten doppelte Verfasser, wüßte man es nicht sonst...

Heinrich Seidel ist nun gar ein Idylliker von besonderem Schlag. Er entdeckt die stillen Freuden des Vororts der Großstadt, die beschauliche Ruhe von Alt-Steglitz, mit seiner dörflichen Abgeschiedenheit in dem heutigen Steglitz nicht wieder zu erkennen, und er baut sich dort sein Nest zu einer Zeit, in der im Kern von Berlin Industrie, Geschäft und Getriebe emsig um sich greifen. Es sind schnurrige, harmlose Originale und gütige Menschen, die sich weit da draußen in seinem Landhäuschen zusammenfinden. So der kreuzbrave Major und das angejahrte und verschämte Adelsfräulein, die sich zum Duett fürs Leben vereinen:

Leberecht Hühnchen

von Heinrich Seidel.

VII. Romeo und Julia.

Während das Fräulein mit Frau Lore am Klavier beschäftigt war und beide zwischen den Noten kramten, sagte der Major zu Hühnchen: „Eine sehr angenehme Dame, die bei jeder neuen Begegnung gewinnt. Man merkt ihr an, daß sie viel in guter Gesellschaft verkehrt hat. Sie führt wohl ein ganz behagliches Leben?" Hühnchen, der recht wohl wußte, worauf der Major hinauswollte, denn dieser hatte schon bei früheren Gelegenheiten über diesen Punkt allerlei versteckte Forschungen angestellt, sagte harmlos: „Ja, das glaube ich wohl, besonders seit sie das Zahnweh los ist, von dem sie früher ewig geplagt wurde."

„Zahnweh ist schlimm," sagte der Major etwas enttäuscht, „und ich kannte jemanden, der sich glücklich schätzte,

als er seinen letzten Zahn an der Uhrkette trug. War ein sehr drolliger Herr, konnte sehr schöne Kartenkunststücke machen und starb später an der Cholera. Ja." Dann nahm er plötzlich einen leichten und gesucht gleichgültigen Ton an und sagte so oben hin: „Das Fräulein ist Rentiere?" Hühnchen verspürte endlich Teilnahme für seine Wißbegierde und sagte: „Sie hat etwas über fünfundzwanzigtausend Mark, bombensicher in Hypotheken angelegt."

„Hm, hm," machte der Major sichtlich angenehm überrascht und versank in tiefes Nachdenken. Das Fräulein hatte sich unterdes entschieden, präludierte und sang: „Ein Fichtenbaum steht einsam ..." Während des Gesanges hatte der Major seine runden, nichtssagenden Augen starr auf die Hinterseite der Dame gerichtet und drehte beide Schnurrbartspitzen mit verzehrendem Eifer. Kaum hatte sie geendet, brach er in ein ungeheures Beifallklatschen aus, begab sich zum Klavier und erschöpfte sich unter Hackenzusammenschlagen und vielen Verbeugungen in fein gedrechselten Komplimenten, die das Fräulein mit großem Appetit verzehrte und mit huldvollem, aber vorsichtigem Lächeln belohnte. Denn die Natur hatte ihr einen etwas großen Mund verliehen, und für gewöhnlich gab sie diesem deswegen gern eine Stellung, als wollte sie „Böhnchen" sagen. Dann erblickte der Major zufällig ein Notenblatt, und seine Züge verklärten sich: „O, was sehe ich, gnädiges Fräulein," rief er, „da haben Sie ja das Duett aus Romeo und Julia. Wie oft habe ich das gesungen in meiner Leutnantszeit mit Fräulein Esmeralda von Stintenburg aus dem Hause Käselow. O, mir ist noch jede Note geläufig." Und nun fing er an, mit seinem dünnen Tenörchen erklecklich zu tirelieren, und das Ende davon war, daß sich beide Leutchen über das altmodische Duett von irgendeinem verschollenen italienischen Komponisten, dessen Namen ich vergessen habe, hermachten. Es war köstlich zu sehen, wie der Major bei den zärtlichen Worten des Textes feurig und siegreich, wie es einem Soldaten zukommt, auf die Dame hinblickte, während diese in jungfräulicher Verschämtheit die Augen niederschlug und sogar ein leidlich gearbeitetes Erröten zustande brachte. Das Pärchen vertiefte sich bald so in das Musikmachen, daß es gar nicht bemerkte, wie Frau Lore sich heimlich entfernte, um an der Schlafstube der Kinder zu horchen, ob ihr gesunder Jugendschlaf der Gewalt dieser Töne gewachsen sei. Dann, nach einer kurzen Weile, zog mich Hühnchen ge-

heimnisvoll mit sich fort unter dem Vorwande, mir in seinem kleinen Arbeitszimmer, ich weiß nicht mehr was, zeigen zu wollen, und ich folgte gern, denn diese Art von Musik, die dort gemacht wurde, konnte durch die Entfernung immer nur gewinnen. Als wir nach einiger Zeit zurückkehrten, war es unterdes still geworden, und als Hühnchen nun leise die Tür öffnete, bot sich uns ein wundervoller Anblick dar. Fichtenbaum und Palme hatten sich gefunden und standen nicht mehr einsam, sondern hielten sich zärtlich umschlungen. Und da die schlanke Palme um einiges den etwas untersetzten Fichtenbaum überragte, so hatte sie sanft den Wipfel geneigt, und wahrhaftig, sie küßten sich. Als sie nun auseinanderfuhren und das Fräulein verschämt ihr Antlitz mit den Händen bedeckte, da zog der Major siegreich und heiter ihren Arm in den seinen, trat wie ein Held einen Schritt vor und sprach, indem er mit der freien Linken den Schnurrbart drehte: „Meine Herren, ich habe die Ehre, Ihnen meine Braut vorzustellen. Ja!“

Das war doch endlich eine Pointe und zwar was für eine. Ich glaube keine bessere kann ich finden als diese, um damit die kleine Geschichte von dem Weihnachtsfeste bei Leberecht Hühnchen zu schließen. „Ja!“

Das altnordische Merkgedicht von Rig schildert die Entstehung der drei Stände, der Knechte, Bauern und Jarle. So werden die Knechte geschildert:

„Runzlig waren
und rauh die Hände,
schwarz die Nägel
nicht schön das Antlitz.“

Knotig die Knöchel
krumm der Rücken
dick die Finger,
die Fersen lang.

— — — — —

Da trat durchs Tor
die Tippelmaid,
schmutzig die Sohlen,
schwarzbraun die Arme,
platt die Nase;
Man nannte sie Magd.

(Übertragen von F. Genzmer.)



Abb. 38. Schwedische Karikatur Engströms aus dem Witzblatt „Strix" Jul 1917. Sie führt zwei Typen innerasiatisch-ostischen Schlages vor, wie er sich vom Norden her als lappisch-finnische Unterströmung in Skandinavien verbreitete und daselbst in den unteren Ständen nicht selten ist. Diese Unterwanderung geht in altnordische Zeit zurück und ist den Dichtern der Edda bereits wohl vertraut! (Siehe S. 189.)

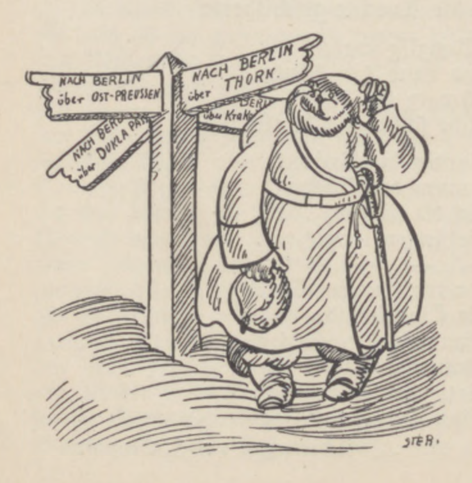


Abb. 39.

Der Weg nach Berlin.

„Mir scheint, sämtliche Wege nach Berlin sind Knüppelwege."

„Wieland" 1915

(Ostisch-ostbaltisch.)



„Jugend" Nr. 10/1910 E. Wilke, München

Abb. 40. Schwarz-Blaues Kompromiß.

„Spieglein, Spieglein an der Wand,
Wer ist der größte Spitzbub' im Land?"
Herr Junker, Ihr seid zwar ein großer allhier,
Aber Euer Spezi, das Zentrum, ist ein tausendmal
größerer als Ihr!"

(Wie fast ständig, so wird auch hier der politisierende Dorfkaplan ostisch karikiert, der Junker ostbaltisch.)

Wenn der ostische Bevölkerungszuschuß dem obersächsischen Volkstum bezeichnende Züge aufprägte, so ist es verständlich, daß wir solchen neben ostbaltischen Eigenschaften besonders auch in Rußland, Polen, in der

Tschechei, dem eigentlichen Volksboden des Slawentums, begegnen.

Folgende russische Anekdote ist in ihrer augenblinzelnden Profitlichkeit und Verschmitztheit als durchaus ostisch zu bewerten:

„Das Kloster Jarow setzt es nach heißen Kämpfen beim Heiligen Synod durch, daß der in seinen Mauern selig verstorbene Bruder Seraphim heilig gesprochen wird. Kein kleiner Erfolg, wenn man die Einkünfte aus den nunmehr zu erwartenden Wallfahrten in Betracht zieht!

Bruder Seraphim sitzt im Himmel ahnungslos in der Leutestube der Seligen, als er von seiner Heiligsprechung benachrichtigt wird. Man kleidet ihn neu ein in blütenweiße Seide; er bekommt einen blitzblanken Heiligenschein aufgesetzt und begibt sich in den Heiligensaal. Klopft an. „Herein!" ruft's, und da sitzen die ehrwürdigen Männer um einen langen, fichtenen Tisch und spielen Wint, das alte russische Kartenspiel; obenan Sankt Nikolaus.

Seraphim nimmt Platz, spielt mit und gewinnt. Er gewinnt den ersten Ramsch, den zweiten, den dritten. Da runzelt der Heilige Nikolaus die Brauen und ruft: „Das laß dir gesagt sein, Seraphim: Wunder is' hier nicht! Hier wird Karten gespielt!"

15. Zwiespältige Seelen.

Allerdings tritt im slawischen Humor das Wesen der ostbaltischen Seele viel häufiger und deutlicher zutage. Das Wort des russischen Philosophen Gribojedow: „Es liegt eine erlösende Kraft im Zerstören" schwingt als düsterer Unterton selbst noch im russischen Gelächter mit.

Vom Zaren Peter heißt es im Volksmund: Er hat ein Fenster nach dem Westen aufgemacht.

Gegen Ende des russisch-japanischen Feldzugs 1905 geht Nikolaus II., von den verhängnisvollen Kriegsnachrichten bedrückt, unruhig im Thronsaal des Winterpalais auf und ab. Sein Blick bleibt auf dem Bildnis Peters des Großen haften. Da lehnt sich der Ahn aus dem Rahmen heraus,

droht mit dem Finger und sagt: „Kläuschen, Kläuschen, nun hast du ein Fensterchen nach dem Osten aufgeschlagen. Wenn's da nur keinen Zugwind gibt, der uns beide wegfegt!“

Es sind freilich Geschichten, die ihren Humor haben, aber einen fatalistischen, trübsinnigen Humor, der durch den Vortragston, z. B. die liebkosenden Verkleinerungen seine besondere Note erhält:

„Siehst Du Onkelchen, jetzt wird es Zeit; jetzt schlage ich Dir mit diesem Beilchen das Schädelchen ein.“ — Eine krasse Mischung taubensanfter Gemütlichkeit, plötzlich ausbrechender bärenmäßiger Roheit, und einen tränenseligen Reueerguß gibt es hinterdrein! Auch dort, wo sich der Ostbalte von seiner lustigsten Seite zeigt, erkennt man hinter diesem zwiespältigen Gemütszustand den seelischen Nihilismus.

In den Erinnerungen an seine sibirische Gefangenschaft „Aus einem Totenhaus“ schildert Dostojewski einen Landstreicher, der seinen Mitgefangenen davon erzählt, wie er bei einem Einbruch mit seinen Spießgesellen verhaftet und auf der Wache vom Polizeimeister verhört wird:

„Wer bist du? schrie er mich an, wie aus einer Tonne heraus. Nun, natürlich wie alle sagte ich auch: Ich erinnere mich nicht, Ew. Hochwohlgeboren, ich habe alles vergessen.

Warte, sagte er, ich werde noch mit dir sprechen, deine Fratze ist mir bekannt. Dabei glotzte er mich so an, aber ich hatte ihn doch früher nie gesehen. Dann fragte er den zweiten: Wer bist du?

Reißaus, Ew. Wohlgeboren.

Du heißt also Reißaus?

Ja, so nennt man mich, Ew. Hochwohlgeboren.

Nun gut — und du? sagte er zum dritten.

Mitihm, Ew. Hochwohlgeboren.

Wie heißt du?

Ich heiße Mitihm, Ew. Hochwohlgeboren.

Wer hat dir diesen Namen gegeben, Kanaille?

Gute Leute, Ew. Hochwohlgeboren, es gibt noch gute Leute auf der Welt, wie Sie wissen.

Was sind das für gute Leute?

Ich habe es ganz vergessen, Ew. Hochwohlgeboren, belieben Sie das gnädigst zu verzeihen.

Alle hast du vergessen?

Ja! Alle, Ew. Hochwohlgeboren.

Aber du hast doch Vater und Mutter gehabt, an diese wirst du dich doch noch erinnern können?

Man muß annehmen, daß ich Vater und Mutter hatte, Ew. Hochwohlgeboren, übrigens habe ich dies auch ganz und gar vergessen, vielleicht hatte ich welche, Ew. Hochwohlgeboren.

Wo hast du bis jetzt gelebt?

Im Walde, Ew. Hochwohlgeboren.

Immer im Walde?

Immer im Walde.

Aber im Winter?

Ich habe keinen Winter gesehen, Ew. Hochwohlgeboren.

Nun, und wie heißt du?

Mitdembeil, Ew. Hochwohlgeboren.

Und du?

Schleiferasch, Ew. Hochwohlgeboren.

Und du?...

Ohnefurcht, Ew. Hochwohlgeboren.

Und ihr erinnert euch alle an gar nichts?

Nein, an gar nichts, Ew. Hochwohlgeboren.

Er steht da und lacht, und sie sehen ihn auch lächelnd an. Aber es ist nicht immer so lustig, manchmal gibt es eins auf die Zähne, daß man umfällt. Das ist ein schrecklich gesundes, großes Volk."

Man spürt, es macht sich nicht nur die Verteidigung gegen die Obrigkeit in diesem unheimlichen Humor geltend, sondern eine verzehrende Lust am Verneinen, an der Aufhebung selbst der eigenen Existenz.

Es wird wohl kaum eine packendere Satire auf jene ostbaltische Seelenmischung zwischen breiter, nachgiebiger Gutmütigkeit, Faulheit, Habgier, Genußsucht, Bestechlichkeit und zerknirschter Einsicht geben, als Gogols Lustspiel „Der Revisor":

Dem Gouverneur wird der Besuch eines Revisors aus Petersburg angekündigt, der die Zustände im Gou-



Abb. 41. Als Schrankenwärter wählt man von nun an die stürmischsten Revolutionäre aus, damit sie auf legale Weise die rote Fahne schwingen können. (Ostbaltisch.)

Les garde-barrières seront choisis parmi les plus fougueux révolutionnaires qui auront ainsi la satisfaction d'agiter légalement le drapeau rouge . . -
(L'Assiette au Beurre, 18. Juli 1908.)

vernement eingehend prüfen soll. In aller Hast trommelt er seine Beamten zusammen, den Kreisrichter, den Hospitalverwalter, den Schulrektor. Es ist natürlich nichts in Ordnung, überall der gleiche Schlendrian und die gleiche Korruption. Der Kreisrichter hat im Vorzimmer des Gerichtslokals seine Gänse untergebracht. Der Beisitzer ist stets in eine Schnapsdunstwolke eingehüllt. Im Hospital qualmen die Kranken, daß man die Hand nicht vor den Augen sehen kann. An eine Registrierung ist nicht zu denken, an eine medizinische Behandlung erst recht nicht. Dafür haben der Arzt und Verwalter ihre persönlichen Erfahrungen:

„Je mehr man sich der Natur nähert, um so besser! — mit kostspieligen Medikamenten geben wir uns nicht ab. Der Mensch ist ein einfaches Wesen: stirbt er, so stirbt er; wird er gesund, so wird er gesund.“

Am Schluß der Konferenz zieht der Gouverneur folgendes Fazit, an das sich eine erbauliche Unterhaltung anschließt:

Gouverneur: Ich wollte Sie nur gewarnt haben ... Was nun die hier herrschende Ordnung und das Insgarnlaufen betrifft, wovon Andreas Iwanowitsch in seinem Briefe redet — ich muß sagen, das versteh ich nicht. Du lieber Gott, gibt es denn einen Menschen, der ohne Sünde wäre! Das ist von der Vorsehung einmal so eingerichtet, und die Voltairianer werden vergebens dagegen schwatzen. Jeder Mensch hat seine Fehler.

Kreisrichter: Was nennen Sie Sünde, Anton Antonowitsch? Zwischen Sünde und Sünde ist ein Unterschied. Ich halte gar nicht damit hinter dem Berge, daß ich Geschenke annehme — aber was für Geschenke? Jagdhunde! Sind denn die der Rede wert?

Gouverneur: Ach was: Jagdhunde oder andere Gegenstände — es sind immerhin Geschenke.

Kreisrichter: Gehen Sie doch, Anton Antonowitsch! ... Ja, wenn sich jemand z. B. einen Pelz von fünfhundert Rubel oder seiner Frau einen prachtvollen Shawl schenken läßt, das ist ..

Gouverneur (zornig): Schon gut! Wissen Sie auch,

warum Sie sich Jagdhunde schenken lassen? Weil Sie nicht an Gott glauben! Sie gehen nie in die Kirche. Ich dagegen habe doch wenigstens Religion — ich gehe alle Sonntage in die Kirche. Aber Sie ... O, ich kenne Sie! Wenn Sie davon zu reden anfangen, wie die Welt entstanden ist, steigen mir die Haare zu Berge.

Kreisrichter: Was soll man machen? Jeder hat seine besonderen Ansichten.

Gouverneur: Was mich betrifft, ich sage, der Mensch darf nicht zu klug sein: zu viel Verstand ist noch schlimmer als gar kein Verstand. Übrigens rede ich Ihnen nur so vom Kreisgericht; und die Wahrheit zu sagen, niemand fällt es ein, die Nase dort hinzustecken. Es ist ein geheiligter Ort, Gott selbst hat ihn unter seinen Schutz genommen.

Man ist freilich versucht, hier an Heinrich von Kleists Lustspiel „Der zerbrochene Krug“ zu denken. Der Ähnlichkeiten im Gang der Entwicklung und in den Motiven sind zu viele. Aber der Unterschied greift doch bis an die Wurzel. Zwar ist der Richter Adam in seiner Trunksucht, Lüsternheit, Bestechlichkeit und verkommenen Schlamperei ein erbarmungslos karikiertes sprechendes Gegenstück zu Gogols Kreisrichter. Aber der russische Dichter führt nur einen einzigen hoffnungslosen Pfuhl von Verworfenheit vor. Da ist keiner, der Gutes tue, auch nicht einer, und der Revisor, vor dem all diese armen Schächer zittern, ist ein Hochstapler. Bleibt nur die Hoffnung auf den richtigen Untersuchungsbeamten, der am Schluß angekündigt wird. Kleist verhilft aber in der Person Walters dem Pflichtgefühl und der Sauberkeit zum Sieg über Mißbrauch und Niedertracht. Die Grundstimmung „Recht muß Recht bleiben“ tritt als nordische Forderung an Stelle des pessimistischen Achselzuckens „Nitschewo!“, das die Geschehnisse der durchweg ostbaltisch gestimmten, russischen Komödie begleitet.

Der Humor, der in dieser Seelenhaltung „Na, wenn schon!“ liegen kann, steigert sich ins Grausige in folgender Anekdote, die der Vorkriegszeit angehört:

Die Dörfer an der unteren Wolga liegen oft viele Werst auseinander. Ein einziger Pope hat ihrer oft mehr als ein Dutzend zu betreuen. Da macht er nun im Sommer ein bis zweimal seine Durchreise durch seinen Kirchsprengel und tauft die inzwischen geborenen Säuglinge nach russischer Sitte im Strom. Vorher geht es hoch her. Gänse werden geschlachtet, Borscht, die russische Nationalsuppe, wird eimerweise vertilgt, der Wodka fließt in Strömen. War da ein Pope, dem passierte es unter der Nachwirkung der Feier zuweilen, daß ihm ein Täufling aus den Händen glitt und in der Wolga verschwand. Dazu pflegte er die frommen Worte zu sprechen: „Der Herr hats gegeben, der Herr hats genommen, der Name des Herrn sei gelobt! Man reiche mir ein anderes!“

Das Endergebnis dieses dumpfen Hangs zur Verneinung und Zerstörung, bestenfalls zu stumpfer Gleichgültigkeit, ist der Bolschewismus, der unter jüdischer Führung und Verführung zu einem grausigen System der Vernichtung der noch vorhandenen schöpferischen Kräfte, des Anstandes, der Sitte und der Rechtlichkeit gesteigert wurde. (Vgl. Abb. 41 und 42.)

Ein Beispiel für die üppig wuchernde Korruption im Spiegel der Satire, wobei zu erwähnen ist, daß bei der straff und erbarmungslos gehandhabten Zensur die wahren Umrisse der Verhältnisse nur getrübt durch den Schleier der zeitgenössischen, russischen Literatur hindurchschimmern:

Genosse Pawel Kudaschkin, bisher einfacher Arbeiter, ist Fabrikdirektor geworden. Das ist ein Leben! Nun saust er im Auto durch die Stadt und sitzt in gepolsterten Ledersesseln. Links von ihm — ein Ingenieur, rechts von ihm — ein Ingenieur. Tja, mit *solchen* Leuten sitzt er jetzt an einem Tisch! Sie rauchen — er raucht ebenfalls. Sie haben ihre Beine ausgestreckt — er hat sie ebenfalls ausgestreckt: „Gleich—be—rech—ti—gung!“

Wie komisch ist doch diese Vorstadt! Wie klein dort alle Häuser sind! Die Wände entlang sitzen auf Bänken Arbeiter mit aufgeknöpften Hemden, Weiber kauen Sonnenblumenkerne, Kinder kriechen ihnen zwischen den Beinen durch. Und in so einem Hause hat einst auch Kudaschkin gewohnt! Jetzt aber wohnt er im Zentrum der Stadt — in einem fünf Stock hohen Hause. Ein Fabrikdirektor kann doch nicht in der Arbeitervorstadt leben! Sonst hielte ihn ja kein einziger Ingenieur für einen wirklichen Direktor ... Kein einziger Spezialist hätte Hochachtung vor ihm ...

Ist das ein so merkwürdiger Spiegel, oder hat sich Genosse Kudaschkin tatsächlich so sehr verändert? Es scheint, als gehöre dieser Schnurrbart gar nicht ihm. Früher war er lang, mit abstehenden, herabhängenden Haaren, jetzt ist er „englisch gestutzt“, nichts als eine schmale Bürste unter den Nasenlöchern. Und auch die Wangen sehen aus, als wären es nicht die seinigen. Seht nur, wie sie beginnen, sich aufzublasen, und immer stärker rosafarben werden sie. Und die Augen und der Hals mit dem weißen Kragen — all das scheint nicht ihm zu gehören. Blauer Anzug, eine feine Zigarette zwischen den Zähnen, tadellose Schuhe an den Füßen. Dummheit! Natürlich ist er es! Der Direktor kann doch nicht einhergehen wie ein einfacher Arbeiter. — —

So lebt er jetzt. Er hat es gut, zweifellos, aber, aber — —

Alles wäre in schönster Ordnung. Aber trotzdem ist Kudaschkin mit dem Leben nicht zufrieden. Das heißt, mit dem L e b e n schon, aber nicht mit seiner Frau. Stellt euch nur vor: ein ganz einfaches Weib! Trägt Kattun, bindet sich ein Kopftuch um. Hol's der Teufel, das wäre noch kein Malheur, man könnte auf der Twerskaja-Straße jedes beliebige Kleid kaufen. Könnte ihr auch statt des Kopftuches einen Hut aufsetzen. Nicht darum handelt es sich. Sie hat kein Benehmen! So ist's, zum Teufel ... Sie ist so geblieben, wie sie als Arbeiterfrau war.

Kudaschkin sagt ihr: „Jetzt bist du die Frau eines Direktors!“

„Nu, Papaschenkja, was für ein Direktor du auch geworden sein magst ... ich hab' dich ohne all dieses Zeug lieb ...“

Was ist da zu tun? Kommen Besucher, verkriecht sie sich. Bei den Frauen der Ingenieure sieht man förmlich, wie ihre Augen aus den Höhlen treten, so kokettieren sie. Und dieser Strohkopf fürchtet sich vor den Leuten, kommt im Kopftuch

heraus, und Kudaschkin wird so verlegen, daß er einen roten Kopf bekommt. Nein — mit so einer Frau kann man sich vor solchen Leuten nicht zeigen. Und ihrethalber wird man auch vor ihm nie die rechte Hochachtung haben. Auf den ersten Blick sieht man's: eine einfache Arbeiterin. Und wenn man ganz aufrichtig sein will: sie ist auch schon etwas zu alt für ihn. Ja, wenn man sich eine andere aufgabeln könnte, so eine mit Seidenstrümpfen ... das wäre ein Brocken ...!

Und das verwirklichte er auch. Er sagte seiner Frau ganz einfach und geradeheraus: „Wir passen nicht zueinander!"

Die Frau im Kattunkleid ging — und es kam eine andere, die sich aufs Kokettieren verstand. Schlank, jung, mit Seidenstrümpfen. Ach, wie interessant sie ist! Sie trinkt keinen Tee — will Kaffee! Das Gebäck ist ihr zuwider — man muß ihr Zwieback kaufen. Dies oder das ist nicht mehr modern, in den Geschäften sieht man schon neueres. Schokolade, Kaiserbirnen, Theater, Manikure, Parfüm, Eau de Cologne. Und was sie für ein Benehmen hat! „Merci, pardon. Heute langweile ich mich schrecklich ..."

Eben gab Kudaschkin seiner jungen Frau zum letztenmal Kaiserbirnen zu essen. Und Punkt zwei Uhr morgens übersiedelte er in einem Auto der GPU.[1]) in eine andere Wohnung.

Kommt vor! Großtuerei führt oft zu noch ärgeren Dingen.

(„Der rote Direktor" von Alexander Newjerow. Übs. von A. Wasserbauer. „Bolschewiki" Ph. Reclam Nr. 6898/6899.)

Ein zweites Beispiel möge den Stumpfsinn und Unverstand kennzeichnen, der mitten im Parteigetriebe sein Wesen treibt.

Grigorj Kossonossow, Aufseher in einer Aviationsschule, fährt auf Urlaub in sein Dorf. Man legt ihm recht nahe, bei dieser Gelegenheit doch geschickt und lebhaft zu agitieren und eine Spendensammlung zur Anschaffung eines neuen Flugzeuges zu organisieren. Er legt nun draußen bei seinen Muschiks los, will mit der geographischen Lage Rußlands beginnen. Aber das verfängt nicht. Seine Landsleute lehnen diese Einleitung ab. Dann erzählt er von seinem Genossen Ermilkin. Der sei auch geflogen. Direkt in der Luft. Aber leider, schon nach kurzer Zeit sei er heruntergepurzelt, so daß

[1]) GPU. = Staatl. politische Behörde zur Bekämpfung der Sabotage, Spekulation und Konterrevolution, ehemals Tscheka.

ihm sämtliche Gedärme heraushingen. Ja, ja, meinen die Muschiks, der Mensch sei ja schließlich kein Vogel.

„Eben, eben", erwiderte Kossonossow, erfreut über diese zustimmende Meinungsäußerung, „das ist doch eine alte Geschichte, daß der Mensch kein Vogel ist. Der Vogel sinkt, aber ihm kann nichts geschehen, er schüttelt sich ein wenig, und schon wieder steigt er in die Höhe! Aber der Flieger, Genosse Michail Jwanowitsch Popkow. Fliegt auf, alles ist in bester Ordnung, plötzlich ein Motordefekt ... Plumps, liegt er schon unten!"

„Nun, und ...?" fragten die Muschiki.

„Bei Gott! Ein anderer wieder fällt herunter, bleibt in den Bäumen hängen. Hängt da droben, hat Angst wie ein kleiner Junge — ist schließlich auch keine Kleinigkeit ... ja, da kommt alles mögliche vor ... Einmal aber läuft eine Kuh in den Propeller: eins, zwei — tschin bum, und in tausend Stücke ist sie gerissen. Da liegen die Hörner, dort ein anderer Körperteil, man weiß gar nicht einmal, was zusammengehört ... Es kommt auch vor, daß Hunde vom Propeller zerrissen werden ..."

„Und Pferde?" fragen die Bauern. „Ist es denn möglich, daß er auch Pferde erfassen kann?"

„Pferde?" erwidert Kossonossow, „und ob"!

„So ein Dreck, der Teufel soll ihn holen!" rief jemand. „Da habt ihr was Feines entdeckt! Pferde zerstückeln! Und wieso entwickelt sich denn das, Genosse?"

„Ich sage euch ja, daß sich die Luftschiffahrt entwickelt", antwortete Kossonossow, „Genossen Bauern, ihr müßt unter euch eine Sammlung veranstalten und für die Sache auch ein Opfer bringen ..."

„Wofür denn, Genosse, sollen wir ein Opfer bringen?"

„Für ein Flugzeug!" antwortete Kossonossow.

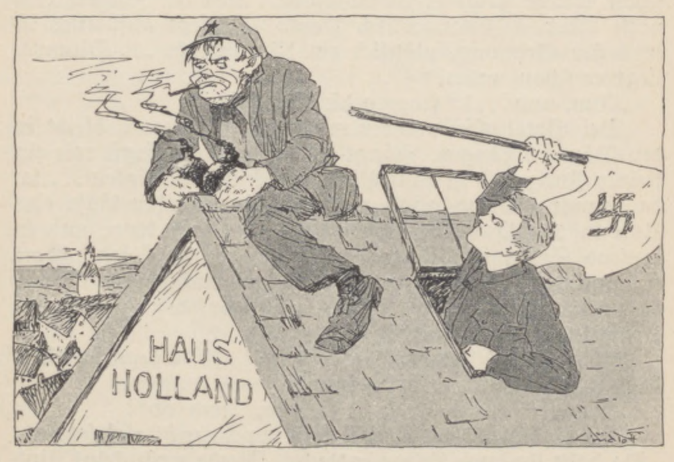
Finster lächelnd gingen die Bauern auseinander.

(„Der Agitator", von Michail Soschtschenko. „Bolschewiki." Ph. Reclam. Nr. 6898/6899.)

16. Spitzfindigkeit und Zynismus.

Seit der „Emanzipation", der „Loslassung" spielte im Geistesleben Europas und besonders Deutschlands eine immer aufdringlicher wirkende Rolle das Judentum, das zu Beginn des 20. Jahrhunderts der Presse,

dem Theater, den Vergnügungsstätten und später dem Film seinen Stempel so unverkennbar aufdrückte, daß es auch in den Äußerungsformen der Komik und des Witzes — der eigentliche Humor liegt außerhalb des jüdischen Wesens — den Ton angab.



„Kladderadatsch" 21. 4. 1935 Lincloff

Abb. 42. Auf dem Dache.

(In Holland ist die nationalsozialistische Bewegung sehr angewachsen.)

Bolschewist: „Hier sitze ich, hier bleibe ich — —"
Nationalsozialist: „Solang es mir gefällt!"

(Der Ostbalte als „Revoluzzer".)

(Vgl. Abb. 41 S. 198.)

Die Juden halten sich selbst gerne für das Salz der Erde, für das geistige Gewürz im Völkerleben, für den Sauerteig, der fruchtbare Gärung mit sich bringt, wenigstens versuchen sie, diese Meinung von sich zu verbreiten. Aber sie sind doch nur Hefe. Nur einem Juden, Sigmund Freud, konnte es einfallen, den Witz als ein Ergebnis krankhafter Gemütsvorgänge darzustellen, als

eine fürs erste unbewußte, dann vom Verstand kontrollierte und spielerisch geäußerte „Fehlleistung“ der geistigen Funktionen. Der äußere Gleichklang oder die Lautähnlichkeit der Vokabeln werde dazu benutzt, ein Vertauschungsspiel mit Begriffen zu erzeugen, ein Spiel, in dem der Psychoanalytiker, also Sigmund Freud selbst, in der Tiefenzone der Seele das schlechte Gewissen als primäre Ursache zu erkennen vermöge. Wir sind nicht imstande, dem seltsamen Sexualmagier auf diesem Wege zu folgen, wir glauben an eine unbefangenere und natürlichere Heiterkeit, geben aber gerne zu, daß Freuds Untersuchungen für seine Rassengenossen in vollem Umfange gelten.

Freilich ist der jüdische Witz damit noch nicht abgetan. Er ist intellektueller Natur, spielt in überspitzter Gedankenschärfe Gegensätze gegeneinander aus oder jagt einen Gedanken auf seinen Gipfel empor und zeigt ihn dann in seiner wirklichen oder scheinbaren Absurdität. Die systematische, artgemäße Schulung dieser Anlagen bietet der Talmud, der dem Juden eben nicht nur eine Sammlung religiöser Vorschriften und Satzungen bedeutet, sondern ein für seine Art ausgezeichnetes Übungsgelände, Lehrmeinungen zu begründen, zu verteidigen, zu widerlegen, sie mit dem Scheine des Rechts in ihr Gegenteil zu verkehren, und zuletzt aus Schwarz Weiß zu machen. Abgesehen von der Unappetitlichkeit und sittlichen Anrüchigkeit zahlreicher Stellen, ist der Talmud keineswegs leere Gedankenplänkelei, sondern die hohe Schule der jüdischen Advokatenkünste und des jüdischen Witzes. Dazu zwei Beispiele:

Man fragte Rabbi Hisda: muß, wer gegessen und vergessentlich den Segen nicht gesprochen hat, ihn nachher sprechen? Dieser erwiderte: Soll, wer Knoblauch gegessen hat und einen Geruch verbreitet, nochmals Knoblauch essen, damit sich sein Geruch noch mehr verbreitet? Rabina sagt: daher spreche man auch, wenn die Mahlzeit beendet ist, den

Segen nachher. (Berakhoth VII. S. 219 — Übs. von Lazarus Goldschmidt.)

Bezeichnend ist, daß auf die Frage wieder eine Frage antwortet, die noch keineswegs einen Abschluß bietet; dann folgt die Ansicht eines angesehenen Schriftgelehrten. Nicht selten kommt ihrer ein halbes Dutzend zu Wort, und das Gegeneinanderausspielen ihrer kasuistischen Erläuterungen bietet eben das Trainingsfeld jüdischer Spitzfindigkeit.

In den Betrachtungen über die Sabbathheiligung wird der Fall erwogen: was ist zu tun, wenn am Sabbath ein Feuer ausbricht? Man kommt zu folgender köstlichen Lösung:

Wenn ein Nichtjude löschen kommt, so sage man zu ihm nicht „lösche!“, auch nicht „lösche nicht!“, weil einem das Feiern desselben nicht obliegt (dem Juden kann es gleichgültig sein, ob der Goj am Sabbath arbeitet). Rabi Ami: Man hat bei einer Feuersbrunst zu sagen erlaubt: Wenn einer löscht, so soll es sein Schade nicht sein (Sabbath XVI. S. 810). Durch diese unverpflichtende Redensart kann sich also der Jude vor Schaden bewahren, durch Mithilfe der Gojim, ohne selbst gegen den Buchstaben des Gesetzes zu verstoßen.)

Da nun ein Jude am andern die gleiche Geistesgymnastik voraussetzt, der jede Aufrichtigkeit und Gradheit ferne liegt, so kommt es zu Gesprächen wie folgenden:

Chaim trifft seinen Freund Herschel im Zug.
„Nu, Herschel, wo fohrscht de hin?“
„Nach Lemberg.“
‚Nebbich, zu mir sagst de, du fohrscht nach Lemberg, daß ich soll glauben, du fohrscht nach Warschau. Du fohrscht aber doch nach Lemberg. Also — zu was lügst de!“

Artur Landsberger hat eine Sammlung „Jüdische Sprichwörter“ herausgegeben (Ernst Rowohlt Verlag, Leipzig 1912), aus denen hervorgeht, daß die Juden sehr wohl um ihr eigenes Wesen Bescheid wissen,



„Simplizissimus“ 1907 Zeichnung von E. Thöny

Abb. 43. Galizien.

„Was kratzst de dich? Hast de Flöh'?“ — „Wie haißt Flöh? Bin ich e Hund? Läus' hab' ich.“

ohne daß deshalb Selbsterkenntnis der erste Schritt zur Besserung ist:

„Wenn die Mutter nach Zwiebeln riecht und der Vater nach Knoblauch, kann die Tochter nicht nach Rosen duften.“

„Einen gojischen Magen und eine jüdische Seele kann man nicht abschätzen.“

„Wohnen soll man unter Juden, Handel treiben unter Christen.“

„Ein Jude und ein Wolf gehen nie müßig herum.“ (D. h. sie sind beide auf Raub aus.)

„Gott soll schützen vor christliche Händ' und vor jüdische Köpf'!“

„Brich auf eine Semmel, und ein Jud springt heraus.“ (Juden trifft man überall.)

Sehr bezeichnend:

„Nach einer Feuersbrunst wird man reich.“

Eine rührende Probe jüdischer Gastfreundschaft:

„Gäste und Fische stinken am dritten Tag.“

Und das bekannteste:

„Wenn man Dir gibt, dann nimm, wenn man Dir nimmt, dann schrei!“

Wie wird über die Ehre geurteilt?

„Was nützt die Ehre, wenn man nichts zu essen hat.“ Und „Ehrlich währt am längsten“ antwortet der Vater seinem Sohn auf die Frage, wie lange man brauche, um ein Vermögen zu erwerben. Was liegt schon an einer entehrenden Beleidigung. Die läßt sich bagatellisieren:

A.: „Ach, Ihnen ist doch unlängst so etwas Unangenehmes passiert. Sie haben doch in Krotoschin einen Patsch auf die Backe bekommen.“

B.: „Spaß — Krotoschin auch e Platz!“ (Als ob durch die Bedeutungslosigkeit Krotoschins die Ohrfeige gleichsam wegzuwischen sei.)

(Alexander Moszkowski (Jude): „Die unsterbliche Kiste“. Vlg. Dr. Eysler, Berlin 1908).

Auch die Parole aller Feiglinge:
„Wer sich in Gefahr begibt, kommt darin um“ wird

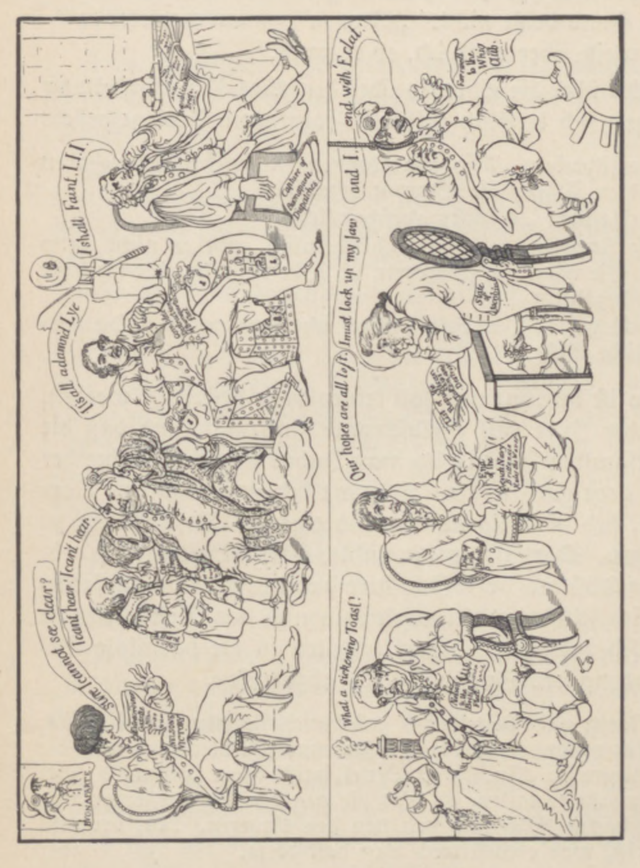


Abb. 44. Nelsons Victory or Good News Operating upon Loyal-Feelings. Zeitgenössische Karikatur auf die Wirkung der Siegesnachricht von Trafalgar auf die jüdischen Spekulanten in England. Rassisch in Physiognomie und Geste eindeutig.

von Landsberger gewiß mit Fug und Recht der jüdischen Volksweisheit eingereiht.

„Aufs Schiff gehe ich nicht“ sagt Herr Feingold auf die Frage, ob er nicht nach Amerika reisen wolle, „da ist

man doch zu sehr in Gottes Hand". („Die unsterbliche Kiste.")

„Keine Angst" — so beruhigt man den Schnorrer — „der Hund beißt nicht." „Nun ja" — antwortetet er — „ich weiß, aber weiß ich, ob er weiß."

Wie über die Ehre, so über den Eid! Die Einstellung spiegelt sich trefflich wider in folgendem Zwiegespräch:

Vorsitzender: „Also, was können Sie beschwören? Haben Sie dem Kläger die Summe bezahlt?"

Beklagter: „Höchstwahrscheinlich."

Vorsitzender: „Höchstwahrscheinlich gibt es nicht beim Eid. Sie haben zu schwören, ich habe bezahlt, oder ich habe nicht bezahlt."

Beklagter: „Ja, e so möcht' ich schwören." („Die unsterbliche Kiste.")

Es ist bekannt und soll keineswegs bestritten werden, daß der Jude viel Selbstironie aufbringt, und daß die wirksamsten Judenwitze von Juden stammen. Aber der Fall liegt ganz anders als etwa bei der nordischen Vorliebe, sich über eigene Art und eigenes Wesen lustig zu machen. Dort ist es der kühle, jedem Beschönigen abholde Abstand vom Ich, hier das innige Wohlgefallen an sich selbst und seinesgleichen und das Bestreben, die rassisch bedingten Bedenklichkeiten in die harmlose Beleuchtung der Spaßhaftigkeit abzurücken.

Moritz und Veitel essen zusammen Forellen, zwei Stück. Moritz nimmt stracks die größere und schiebt dem Freund die dürftigere zu. Nu, schreit Veitel, haißt das e Anstand? Hätt ich gehabt ze tailen, ich hätt dir gegeben den greßernen von de gebackne Fisch und behalten den klaneren. Nu, brummt Moritz, wos e Geseires! Den hast de ja.

Über die Mischform der jüdischen Mauschelsprache:

Ruben Ascher trifft zu Hause seinen Sprößling, den Tertianer Sigismund, der memorierend über den Büchern sitzt. Er hört: „Zu Dionys, dem Tyrannen — e beeser Kenig —

schlich Móros — noch e beeser Kenig — den Dolch — e groußes Messer — im Gewande — in de Klaider —“ „Jingelche“, ruft er verdutzt, „was redst de da vor Stuß?“ „Nu, Tateleben“, sagt der Junge, „ich verdaitsch mer den Schiller.“

Frau Isaakſohn — sie gehört nicht zu den Klügsten — wird gefragt: Wie hat Ihnen die Tristan-Aufführung gefallen? Nu, sagt sie, mer lacht.

Der Jude kennt ein Gebet, das gemeinsam von zehn Personen gesprochen werden muß, sonst taugt es nicht. Es ist nicht immer leicht, so viele Menschen zusammenzukriegen. Da gibt es nun Schnorrer, die sich zu diesem Zweck als Gebetslückenbüßer, als „Minjam“, verdingen. Steht da ein galizischer Taschendieb in Moabit vor den Schranken. „Beruf?“ fragt der Richter. „Was soll ich sein, Herr Richterleben, e Minjam.“ „Minjam, was ist Minjam?“ „Nu, wenn neune sin, bin ich der zehnte.“ „Was für ein Unsinn“, ruft der Richter. „Wenn neune sind, bin ich der zehnte. Das ist doch jeder, das bin ich doch auch.“

„Ihr Wort in Gottes Ohr, Herr Präsident“, sagt der jüdische Strolch, „aber Sie sennen es doch nicht, Sie nicht, aber neben Ihnen, der Herr Assessor Rosenthal.“

Was ein Häkchen werden will, krümmt sich beizeiten. Im kleinen Moritz steckt schon ganz der alte Moritz. Da steht er im Schulkorridor vor der Klassentür. Ein Mitschüler, der zu spät kommt, fragt ihn: „Na, warum stehst du vor der Tür?“ „Weil ich hob nix gewußt, wieviel is szwai mal szwai.“ „Das gibt doch vier.“ „Geh gor nix erst rain! Ich hob schon fünf geboten, und er hot mich rausgeschmissen.“

In dem Buch „Die Juden in der Karikatur“ von Eduard Fuchs (Verlag Alb. Langen, München 1921) — er hat auch eine „Karikatur der europäischen Völker

vom Altertum bis zur Neuzeit" geschrieben — ist der Text — bei diesem Verfasser kein Wunder — judenfreundlich gehalten. Die Bilder wirken aber unwillkürlich als Werbung gegen das Judentum, selbst wenn



(„Das Schwarze Korps" 31. Okt. 1935). Zeichnung: Mjölnir

„Hilfe Sigi, das Schiff geht unter!" „Was schreiste Isi, is es dein Schiff?"

Abb. 45.

(Satirische Anspielung auf die Einrichtung eines jüdischen Sonder-Schiffsverkehrs nach Palästina.)

am Schluß verkündet wird: „Die Sonne geht im Osten auf, und nicht nur für die Juden."

Bei Fuchs findet sich der Witz: „Was ist der Unterschied zwischen Napoleon I. und Rothschild? Napoleon hatte ein tatenreiches Leben und Rothschild einen reichen Tateleben." Im übrigen erzielte das von Juden für

Juden geschriebene Witzblatt „Der Schlemiehl" keinen Erfolg. Mit dem Berliner Herrenfeldtheater, auf dem jüdische Schauspieler jüdische Possen vor jüdischem Publikum aufführten, verhielt es sich freilich anders.

Der „Angriff" erzählt am 27. Mai 1935 den Lebenslauf eines berüchtigten jüdischen Großschiebers: „Bevor er die Tochter des Landgerichtsrats H. heiraten durfte, mußte er sich taufen lassen. Er nahm also bei einem katholischen Pfarrer Vorbereitungsunterricht. Dieser fragte ihn, ob er ihm einige gute Werke nennen könne. Darauf antwortete er prompt: „Harpen, Gelsenkirchen, Phönix!" — Der Pfarrer wurde etwas verlegen und sagte, er meine gute christliche Werke. Da begriff er noch immer nicht, und antwortete: „Siemens!"

Die Anekdote beleuchtet schlagartig die grundverschiedene Wertung, die ein und derselbe Begriff erfahren kann. Zwei rassisch, gesinnungsmäßig und kulturell getrennte Welten! Von der einen führt zur anderen keine Brücke, nicht einmal die der sprachlichen Verständigung. Ähnliche Zweifel am gegenseitigen Verständnis hat auch jener Pastor, zu dem der Konsul Veilchenfeld kommt: „Herr Superintendent, ich möcht mer lassen täufen." Der Pastor nach einem prüfenden Blick:

„Na gut — ich wills versuchen."

Der jüdische Wortakrobat Moritz Saphir dachte, das Münchener Pflaster, der Heiterkeit des Daseins so zuträglich, sei auch für ihn der geeignete Boden. Er mußte ihn aber wieder nach einigen Jahren, unrühmlich und von niemand bedauert, verlassen. Wie wenig dieser gemütlose Witzling Anspruch auf den Titel eines Humoristen hatte, mögen seine „Traurigen Variationen auf ein lustiges Thema" beweisen:

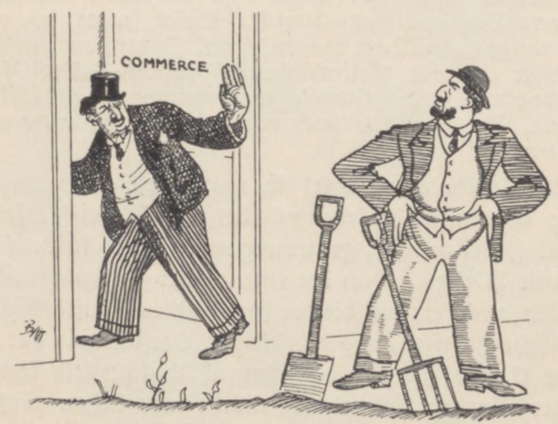
„Witz und Geld, welcher Pleonasmus; Geld allein ist schon der beste Witz! Witz aber ist das schlechteste Geld! Geld kann man überall für Witz ausgeben, Witz aber wird kein Mensch für Geld annehmen!

Witz und Geld! Schöne Erbteile! Verderbliche Erbteile!

... Was ist Witz? Was ist Geld? Witz gibt den Schein für bare Münze, Geld gibt die bare Münze für den Schein!

Witz ist die Geistesgegenwart des Gehirns, Geld ist die Geistesgegenwart der Tasche! ... Witz ist ein glänzendes Talent, Geld ist das Talent des Glänzenden. Witz besticht und Geld besticht, allein Witz besticht das Urteil, Geld aber die Beurteiler ...

Witz schlägt, Geld wird geschlagen."



How Odd That no Jew Seems to Know What to Do About I.

Abb. 46. „Wie sonderbar, daß kein Jude etwas mit ihr anfangen kann", nämlich mit der Landarbeit. Karikatur zu der Besprechung des Buches „Wie sonderbar vom lieben Gott" („How odd of God"), in dem Lewis Browne, der jüdische Verfasser, den Satz prägt: „Selbst in talmudischer Zeit betrachteten wir als den Geringsten unter uns den ‚am ha—aretz', den ‚Mann der Scholle'. Und diese Auffassung hat sich im Lauf der Zeit noch gesteigert." (Current Literature August 1935.) Damit vergleiche man das jüdische Sprichwort: „Koch einen Bauer süß oder sauer, er bleibt doch alleweil ein Bauer", das Artur Landsberger in seiner Sammlung jüdischer Sprichwörter bezeichnenderweise in das Kapitel „Von Juden und Andersgläubigen" einreiht, ebenso wie das andere: „Einen getauften Juden und einen geadelten Bauern mag der Teufel holen."



„Die Brennessel" 22. Okt. 1935 Zeichnung von Paul Schondorff

Abb. 47. Das wackelige Haus.

(Im Völkerbund sind die meisten Mitglieder mit Beiträgen im Rückstand.)

„Wenn das so weitergeht, machen wir bald Bankrott!"

„Wir dürfen's auch nicht so genau nehmen. Wenn wir in der Politik so gewissenhaft Buch führen würden, wären wir schon längst pleite."

Satirischer Hinweis, weniger im Text als im Bild, auf die rassischen Hintergründe in der Regie des Völkerbundes.

Seitenlang schwätzt Saphir in mundfertiger und hohler Wortgeschicklichkeit weiter, eine seelenlose und niedrige Begriffswertung verratend. „Witz besticht und

Geld besticht.“ Und wieder denken wir an Sigmund Freud, der da feststellen wollte, daß in den Urvokabeln und Symbolen der Traumsprache Geld und Schmutz innig miteinander verwandt seien und gelegentlich füreinander stünden. Auch als Forscher kann niemand über die Grenzen seiner Rasse und seines Volkstums hinaus. Auf die Tiefenpsychologie seiner eigenen Mischrasse bezogen, hat auch hier Sigmund Freud zweifellos recht.

In bewußter Feindseligkeit gegen Staat und Gesellschaft, Kirche und Wirtschaft, gegen die überkommenen Bindungen menschlichen Gemeinschaftswesens, tritt uns jüdischer Witz in seiner zynischsten Form, in ätzender Schärfe und Ironie entgegen in Gestalten wie Ludwig Börne (Baruch) und Heinrich Heine (Chaim Bückeburg).

Unter der Nachwirkung der Julirevolution, die natürlich stürmisch von ihm bejubelt, und deren Echo in Deutschland emsig belauscht wird, schreibt Ludwig Börne in seinen „Briefen aus Paris“ Montag 17. Januar 1831:

„Haben Sie gelesen, daß die Stände in Cassel gleich damit angefangen, den Kurfürsten um seine allergnädigste Erlaubnis zu bitten, daß ihm sein getreues Volk eine Statue errichten dürfe? — Nein, daß sich die Freiheit in Deutschland so schnell entwickeln würde, das hätte ich nie gedacht! Ich hatte den guten Leuten doch Unrecht getan. Wenn das so fortgeht, werden wir in drei Wochen die Vereinigten Staaten nicht mehr zu beneiden haben.“

Man sieht, die Gestalt des giftgeifernden jüdischen Emigranten gab es schon vor hundert Jahren. Der bissigste und gerissenste unter ihnen war damals Heine. In seinen leierigen Lästerversen „Deutschland“ schildert er seine Einkehr in Aachen folgendermaßen:

Ich bin in diesem langweil’gen Nest
Ein Stündchen herumgeschlendert.
Sah wieder preußisches Militär,
Hat sich nicht sehr verändert.

Es sind die grauen Mäntel noch
Mit dem hohen, roten Kragen —
„Das Rot bedeutet Franzosenblut,"
Sang Körner in früheren Tagen.

Noch immer das hölzern pedantische Volk.
Noch immer ein rechter Winkel
In jeder Bewegung, und im Gesicht
Der eingefrorene Dünkel.

Sie stelzen noch immer so steif herum,
So kerzengrade geschniegelt,
Als hätten sie verschluckt den Stock,
Womit man sie einst geprügelt.

Haß schärft den Blick. Fünfzig Jahre vor Nietzsche entdeckt Heinrich Heine im deutschen Menschen und gerade in seiner ihm fremdesten Erscheinung, in der soldatischen, unbewußt den rassischen Grundtyp „rechtwinklig gebaut an Leib und Seele" (Fr. Nietzsche). Ein Dutzend Strophen weiter beschimpft er in zügelloser, hysterischer Wut den Preußenadler:

„Du häßlicher Vogel, wirst du einst
Mir in die Hände fallen,
So rupfe ich dir die Federn aus
Und hacke dir ab die Krallen."

Die Rheinländer sollen sich dann zum lustigen Vogelschießen einfinden. Es ist das alte Lied vom jüdischen Rheinlandseparatisten, das zum erstenmal erklingt.

Aber auch für eine bald sentimental verhüllte, bald grinsend gelüftete, pikant angerichtete Lüsternheit, ist Heine das Musterbeispiel seiner Rasse.

„Blamier mich nicht, mein schönes Kind,
Und grüß mich nicht unter den Linden;
Wenn wir nachher zu Hause sind,
Wird sich schon alles finden."

Dazu kommt ein krankhafter, seelischer Zwang zur Selbstentblößung, den er auch mit seinesgleichen gemein hat:

„Selten habt ihr mich verstanden.
Selten auch verstand ich euch;
Nur wenn wir im Kot uns fanden,
So verstanden wir uns gleich.“



Abb. 48. Alexander Dumas. (Plastische Karikatur von J. P. Dantan.)
Mulatte. Französischer Schriftsteller. (Siehe S. 126.)
Erstes Auftreten der negriden Rasse in dem französischen Geistesleben.
(Assiette au Beurre.)

Aber mit jener gefährlichen, weil nur zu häufig bestechenden Eigenschaft, mit der taschenspielerischen Fertigkeit, Gedanken und Eindrücke im Fluge aufzuhaschen und wieder entflattern zu lassen, zugleich von allem und von nichts zu reden, seine Gegner zynisch mit einer raffiniert ausgekochten Spottlauge zu übergießen, ja, auch seine Freunde, wenn ihm gerade ein witziger Gedanke

einfällt, — mit all diesen verdorbenen und verderblichen Talentchen, ist er zum Stammvater der sogenannten spritzigen Feuilletonisten geworden, denen nichts mehr heilig ist, sobald sie die Aussicht wittern, witzig und geistreich zu erscheinen. Indes aus Heines Zeit stammt auch einer der ersten Kämpen rassischer Satire, der viel zu früh verstorbene Wilhelm Hauff, der gegen den flauen, liberalistischen Geist, der in seiner Epoche einsetzte, ebenso scharf zu Felde zog, wie gegen den anwachsenden Einfluß des Judentums. Seine Portraitbüste, von Rösch geschaffen, mit ihrem ebenmäßig strengen, rein nordrassischen Kämpferantlitz bestätigt übrigens physiognomisch seine geistige Haltung. In seinen „Phantasien im Bremer Ratskeller“ schildert er mit beißender Ironie ein Gespräch mit dem ebenso ängstlichen wie gewinnsüchtigen Herrn Zwerner, der ihm seine Absicht anvertraut, das „Judenfräulein“ Rebekka Simon zu heiraten.

„Aber lieben Sie denn wirklich dieses edle Geschöpf?“ fragte ich.

Tränen traten ihm in die Augen, ein tiefer Seufzer stahl sich aus seiner Brust. „Wie sollte ich sie nicht lieben?“ antwortete er. „Bedenken Sie, fünfzigtausend Taler Mitgift, und nach des Vaters Tod eine halbe Million, und wenn Gott den Israelchen zu sich nimmt, eine ganze. Und dabei ist sie vernünftig und liebenswürdig, hat so was Feines, Zartes, Orientalisches; ein schwarzes Auge voll Glut, eine kühn geschwungene Nase, frische Lippen, der Teint, wie ich ihn liebe, etwas dunkel und dennoch rötlich. Ha! und eine Figur! Herr! Wie sollte man ein solches Geschöpf nicht lieben?“

„Und haben Sie keinen Rival als den Gnomen, den Grafen Rebs?“

„O, einige Judenjünglinge, bedeutende Häuser, buhlen um sie, aber ihr Sinn steht nach einem soliden Christen. Sie weiß, daß bei uns alles nobler und freier geht als bei ihrem Volk, und schämt sich, in guter Gesellschaft für eine Jüdin zu gelten. Daher hat sie sich auch den Frankfurter Dialekt ganz abgewöhnt und spricht preußisch. Sie sollten hören, wie schön es klingt, wenn sie sagt: Ist es möglich? oder: Es jinge wohl, aber es jeht nich.“

Hauff hat die beiden führenden und verführenden Motive nur zu gut erkannt, die zu dem grotesken Elend der Bastardehen führen: Erstens die jämmerliche Verblendung durch das Gold und zweitens eine haltlose Geschmacksverwirrung, die nach „glutäugigen“ Sensationen hascht und das fremdblütige Geschöpf „interessant“ findet.

Schlußwort.

Goethe prägt in seinen „Maximen und Reflexionen“ den Satz: „Durch nichts bezeichnen die Menschen mehr ihren Charakter als durch das, was sie lächerlich finden.“

Das Lächerliche ist in diesem Zusammenhang nicht lediglich als die Summe dessen aufzufassen, was durch Minderwertigkeit und Torheit zum Spott herausfordert und was der Franzose „ridicule“ nennt, sondern schlechthin als alles, was Anlaß zum Lachen bietet. Aber wenn die Ursachen, und nicht nur sie, sondern auch die Ausdrucksformen des Gelächters Wegweiser zur Erkenntnis des Einzelmenschen, des Individuums sind, so müssen sie auch zum Verständnis jener Sammelindividuen führen, die durch Abstammung und Schicksal, durch Tat und Sprache zu einem Ganzen verschmolzen sind, der Volksstämme und Nationen. Daß es in diesem Sinne z. B. einen typischen bayerischen Humor gibt, einen schwäbischen Humor, eine sächsische Komik und einen französischen Witz, von der jüdischen Spitzfindigkeit gar nicht zu reden, hat man seit langem erkannt. Man hat Anthologien genug veröffentlicht, die ihren oft recht reichlichen Stoff nach solchen völkischen Gesichtspunkten gesichtet und geordnet haben. Aber wie für die Artverschiedenheit der Menschen untereinander Landes- und Sprachgrenzen keine absolute Geltung haben, sondern das urtümliche Erbgut der rassischen

Eigenschaften und Anlagen Trennung und Bindung schicksalhaft bestimmt, so sind auch die mannigfaltigen Spielarten des Humors und der Komik von Grund auf nur zu verstehen, wenn sie nicht nur im nationalen, sondern im rassischen Zusammenhang betrachtet werden. Diesem Versuch diente das vorliegende Buch.

Die Fähigkeit zur Erkenntnis setzt dreierlei voraus: Erstens sinnenscharfe und sichere Beobachtung, zweitens Schulung des Urteils zur Feststellung der Gleichheit, Ähnlichkeit oder Verschiedenheit unter den betrachteten Erscheinungen, drittens die Begabung, aus den so gewonnenen Ergebnissen die richtigen Folgerungen zu ziehen.

Aber die Geistesgeschichte der Völker, auch der besten und nicht zuletzt des deutschen Volkes, zeigt, daß es Epochen gibt, in denen Beobachtung und Urteilsbildung unter so eindringlichen Zwangsvorstellungen leiden, daß sich notwendigerweise schiefe Beziehungen zwischen Ursache und Wirkung und somit grundfalsche Schlüsse ergeben, daß also trotz fortgeschrittener Technik des Denkens die Wissenschaft irre geht. Solch eine verhängnisvolle Zwangsvorstellung war der einseitig aufgefaßte Begriff „Umwelt“ oder gar „Milieu“.

Heute wissen wir: Nicht er formt die Kulturen, nicht er bedingt die seelische und geistige Haltung, sondern die Rasse oder, da es keine einrassigen Nationen gibt, der rassische Schichtungszustand der Völker, auch dort, wo sie ihre Empfänglichkeit für Komik und Humor enthüllen.

Darum ging es, dem Betrachter diesen Weg frei zu legen, ihn auf diese Blickrichtung zu verweisen und das Ohr hellhörig zu machen. Deshalb war es auch gar nicht die Absicht, nur oder hauptsächlich die großen Meister des Lachens zu Wort kommen zu lassen. Es tönt aus ihren Werken oft wie aus einem vielstimmigen

Orchester. Und nicht selten ist es gerade das fremdblütige, ja ihnen selbst entgegengesetzte Wesen, das ihnen absonderlich und deshalb komisch und darstellenswert erscheint, das ihre Reizbarkeit für Kontraste wachruft und sie schöpferisch anregt. Es gibt ein reiches Feld rassischer Satire, die gerade das ganz andere, das Artverschiedene mit leidenschaftlicher Übertreibung dem Gelächter preisgibt, und es wurden Beispiele angeführt, die diesem Umstand Rechnung trugen.

Im allgemeinen aber ging diese Arbeit von dem Verhältnis zwischen Ursache und Wirkung, nicht zwischen Wirkung und Gegenwirkung aus. Sonst wäre viel zu sagen gewesen von Aristophanes, dem Meister der attischen Komödie, der mit der demokratischen Gleichmacherei, der schicksalsblinden Geschwätzigkeit und der völkischen Zersetzung seiner Zeit so scharf ins Gericht geht. Es gibt genug Züge rassischen Verfalls, die von den römischen Lustspieldichtern Plautus und Terenz aufgegriffen wurden. Von Nietzsches scharfem Hohn gegen die weichliche Verflachung des Lebens zu kampfloser Gemütlichkeit und ostisch-breitem Herdenbehagen hätte die Rede sein können.

Kann man in einem Buch über den Humor Gottfried Keller, den Dichter der „Leute von Seldwyla“ übergehen, den feinsinnigen und großzügigen Humoristen? Wenn auch besonders das dinarische und nordische Seelenerbe aus seinen Novellen spricht, so sind doch die Fäden, die sich in seinen Erzählungen anspinnen, so vielfach gefärbt und überkreuzt, daß mit der Formel „dinarisch-nordisch“ allein nicht auszukommen wäre. Möglich ist es und muß es sein, auch ihn, wie jede schöpferische Persönlichkeit nach den artgegebenen Triebkräften der Seele zu deuten und zu bestimmen. Doch es könnte gar bald zu einer dogmenhaften Erstarrung des Rassegedankens führen, wenn es nur mit dem Einfangen in ein schematisch eingeteiltes und ge-

fächertes Gehäuse getan wäre. Zum anderen heißt es, erst einmal auf diesem Teilgebiet der Geistesgeschichte einen Anfang machen und zwar mit Beispielen, die möglichst schlicht und klar in ihrem Gehalt, mit richtunggebender Anschaulichkeit wirken können.

In Kellers Leben läßt sich die nordisch-dinarische Seelenhaltung, Trink- und Sinnenfreude, Rauflust und treue Einsatzbereitschaft nicht minder klar erkennen als in seinen Werken.

Denkwürdig ist der Vorabend seines Amtsantrittes als Stadtschreiber von Zürich (23. Sept. 1861), der ihn in eine Gesellschaft revolutionärer Emigranten führt, wie sie bis in die heutige Zeit, nicht zum Vorteil des Landes, in der Schweiz ein offenes Asyl finden. Der Gefeierte war der jüdische Agitator Ferdinand Lassalle, neben ihm in roter Bluse seine Freundin, die Gräfin Hatzfeld, ein Oberst Rüstow, gleichfalls rot beblust, auf dem Sofa eine russische Nihilistin. Alles qualmt und zecht Champagner, am tollsten die Weiber.

Des Dichters Biograph Jakob Baechtold berichtet: „Als jedoch in vorgerückter Stunde Lassalle seine Kunststücke als Magnetiseur und Tischrücker in schauspielerischer Weise zum besten gab, und eben seinen Hokuspokus über dem Haupte Georg Herweghs machte, um ihn einzuschläfern, da fuhr Gottfried Keller wütend auf, schrie: „Jetzt wird mirs zu dick, Ihr Lumpenpack, ihr Gauner!“, ergriff einen Stuhl und drang mit dieser Waffe auf Lassalle ein. Eine unbeschreibliche Verwirrung entstand. Die Frauen brachen in heftiges Weinen aus, die Männer schimpften, und der aggressive Unhold wurde an die frische Luft gesetzt.“

Es ist dieser gegen Zersetzung und Krankheitserscheinungen der Gesellschaft lebendige Kampfgeist, nicht der Hang zur berufsmäßigen Satire, der seinem Stil bei aller feindurchfühlten Kleinmalerei die besondere Würze

verleiht und sich z. B. in folgender Auseinandersetzung mit der bekannten, geschäftstüchtigen Erziehungsindustrie seiner Landsleute Luft macht:

„Denn seit einiger Zeit schon waren sie auf einen herrlichen Erwerbszweig geraten, indem sie alle ihre Mädchen zu Erzieherinnen machten und versandten. Kluge und unkluge, gesunde und kränkliche Kinder wurden in dieser Weise zubereitet und in eigenen Anstalten und für alle Bedürfnisse. Wie man Forellen verschiedentlich behandelt, sie blau absiedet oder bäckt oder spickt usw., so wurden die guten Mädchen entweder mehr positiv christlich oder mehr weltlich, mehr für die Sprachen oder mehr für die Musik, für vornehme Häuser oder für mehr bürgerliche Familien zugerichtet, je nach der Weltgegend, für welche sie bestimmt waren und von wo die Nachfrage kam. Das Seltsame dabei war, daß die Seldwyler für alle die verschiedenen Zweckbestimmungen sich vollkommen neutral und gleichgültig verhielten und auch von den betreffenden Lebenskreisen durchaus keine Kenntnis besaßen, und der gute Absatz ließ sich nur dadurch erklären, daß die Abnehmer des Exportartikels ebenso gleichgültig und kenntnislos waren. Ein Seldwyler, der den unversöhnlichsten Kirchenfeind spielte, konnte seine nach England bestimmten Kinder auf Gebet und Sonntagsheiligung einüben lassen; ein anderer, der in öffentlichen Reden von der edlen Stauffacherin, der Zierde des freien Schweizerhauses, schwärmte, hatte seine fünf oder sechs Töchter nach den russischen Steppen oder in andere unwirtliche Gegenden verbannt, wo sie in ferner Trostlosigkeit schmachteten.

Die Hauptsache war, daß die wackeren Bürger die armen Wesen sobald als möglich, mit einem Reisepaß und Regenschirm versehen, hinausjagen und mit dem heimgesandten Erwerbe derselben sich gütlich tun konnten.“

(„Die Leute von Seldwyla. Der Schmied seines Glücks.“)

In „Spiegel, das Kätzchen“, sucht der hintertriebene Kater seinem Herrn, dem Stadthexenmeister Pineiß, eine Frau aufzureden. Nicht leicht, bei einem so hartgesottenen und unheimlichen Junggesellen. Man beachte, wie fein und schalkhaft verborgen der Spott ist, den der selber unbeweibte Dichter seiner Huldigung des schönen Geschlechts als ein hintersinniger zweiter Frauenlob beimischt:

„Aber was schwatze ich! Wie wird ein so kluger und kunstreicher Mann auf dergleichen müßige Gedanken kommen? Wie wird ein so nützlich beschäftigter Meister an törichte Weiber denken! Zwar allerdings hat auch die Schlimmste noch irgend was an sich, was etwa nützlich für einen Mann ist, das ist nicht abzuleugnen! Und wenn sie nur halbwegs was taugt, so ist eine gute Hausfrau etwa weiß am Leibe, sorgfältig im Sinne, zutulich von Sitten, treu von Herzen, sparsam im Verwalten, aber verschwenderisch in der Pflege ihres Mannes, kurzweilig in Worten und angenehm in ihren Taten, einschmeichelnd in ihren Handlungen! Sie küßt den Mann mit ihrem Munde und streichelt ihm den Bart, sie umschließt ihn mit ihren Armen und kraut ihm hinter den Ohren, wie er es wünscht, kurz, sie tut tausend Dinge, die nicht zu verwerfen sind. Sie hält sich ihm ganz nah zu oder in bescheidener Entfernung, je nach seiner Stimmung, und wenn er seinen Geschäften nachgeht, so stört sie ihn nicht, sondern verbreitet unterdessen sein Lob in und außer dem Hause; denn sie läßt nichts an ihn kommen und rühmt alles, was an ihm ist! Aber das Anmutigste ist die wunderbare Beschaffenheit ihres zarten leiblichen Daseins, welches die Natur so verschieden gemacht hat von unserm Wesen bei anscheinender Menschenähnlichkeit, daß es ein fortwährendes Meerwunder in einer glückhaften Ehe bewirkt und eigentlich die allerdurchtriebenste Hexerei in sich birgt! Doch was schwatze ich da wie ein Tor an der Schwelle des Todes! Wie wird ein weiser Mann auf dergleichen Eitelkeiten sein Augenmerk richten! Verzeiht, Herr Pineiß, und schneidet mir den Kopf ab!“

Das Schweizer Stadtbürgertum kommt nicht allzu gut weg bei Keller, aber man spürt hinter seiner Kritik, daß er die Schuld an den Mißständen seiner Zeit mehr der modernen Verstädterung, dem internationalen Weltmannsdünkel mancher Landsleute als der Entartung alemannischen Volksbodens zuschreibt.

Mit dessen bäuerlichem Menschenschlag setzt sich Jeremias Gotthelf auseinander, der Dorfpfarrer von Lützelflüh im Emmental, der nicht nur inhaltlich, sondern auch sprachlich aus dem Vollen seiner Heimat schöpft und durch seine Romane „Uli der Knecht“ und „Uli

der Pächter" zum eigentlichen Volksepiker des Schweizertums geworden ist.

In der Kurzgeschichte „Wie Joggeli eine Frau sucht" kommt sein knorriger Humor schon in der Leitidee zum Durchbruch.

Der Jungbauer Joggeli ist seiner Wirtschaft halber nach dem Tod seiner Mutter zum Heiraten gezwungen. Gern tut er's nicht. Er traut den Mädchen in seiner Gegend nicht recht. Es ist nicht alles Gold, was glänzt, und was nicht glänzt, kriegt erst der Ehemann zu sehen, aber noch nicht der Brautwerber. Und so macht er sich auf zu einer merkwürdigen Erkundungsfahrt. Seinen Leuten erzählt er, er wolle im Luzerner Gebiet ein Pferd kaufen.

Joggeli ging fort, doch sah man zur selben Zeit im Luzernerbiet keinen Joggeli, der nach Rossen gefragt hätte. Aber zur selben Zeit sah man durch das Bernbiet einen Kesselflicker ziehen, den man vorher und nachher nie wahrgenommen hat und von dem man noch immer reden hört, obgleich seither wenigstens fünfzig Jahre verflossen sind. Er war ein langer Bursche mit rußigem Gesicht, der das Handwerk noch nicht lange getrieben haben konnte, denn er war gar langsam dabei und ungeschickt dazu, und wenn ein nur leicht verwickelter Fall vorkam, so wußte er sich nicht zu helfen.

Am meisten fiel bei ihm auf, daß er keine Regel hatte in seinen Forderungen und keine Ordnung im Arbeitsuchen. Er übersprang ganze Reihen Häuser, fragte bei keinem einzigen nach verlöcherten Pfannen oder zerbrochenen Kacheln, er strich ohne stillzustehen durch ganze Dörfer. Wiederum konnte er vor einem Hause, einem Hofe einen ganzen Tag leiern, ohne daß man eigentlich wußte, was er tat. Er stotzte in der Küche herum, schnausete alles aus, war jedermann im Wege und ging am Ende abends nicht einmal fort, sondern forderte noch ein Nachtlager. Er hatte alle Augenblicke etwas nötig, strich, um es zu fordern, den Töchtern des Hauses oder den Mägden nach, suchte mit ihnen zu wortwechseln, sie zu versäumen, und wo er über Nacht blieb, da erlaubte er sich gar unziemliche Dinge und trieb es so weit, daß man

fast glauben mußte, er versuche, wieviel es erleiden möge, ehe man Schläge kriege. Auch ließ er schon geheftete Kacheln aus der Hand fallen, daß sie in tausend Stücke sprangen, forderte unverschämten Lohn, branzte über die Menge der gemachten Arbeit — kurz, er war der widerwärtigste Bengel, der je das Land durchstrichen hatte.

Aber gerade so kommt er dahinter, wie es um Zucht, Ordnung und Wohlstand der mannbaren Töchter und ihrer Elternhäuser bestellt ist. Alle Achtung, wenn man ihnen auf dem Jahrmarkte und beim Tanz begegnet, aber erst als Kesselflicker merkt man, daß sie zu einem Bauernhof passen „wie Haare in die Suppe und wie Wanzen ins Bett". So geht es ihm mit der ersten, so mit der zweiten, nicht so mit der dritten. Da hat alles seine richtige, ruhige und sichere Art, der Hof und das Maidli.

Des Mittags war das Essen wieder proper und anständig, und doch führte er es aus und sagte: am Schmalz im Kraut könnte wohl keine Fliege sich überschlucken. Das Mädchen, welches in der Abwesenheit des Vaters die Oberherrschaft führte, antwortete bloß darauf: daheim könne er kochen lassen, wie er wolle, hier sei es so der Brauch, und wenn das ihm nicht recht sei, so brauche er ja nicht wiederzukommen.

Nachmittags, als die Großmutter schlief, das Volk auf dem Felde war, ging er in die Küche, angeblich um die Pfeife anzuzünden, fing aber an zu spaßen, zu schätzeln, wollte das Mädchen oben ein nehmen und küssen, da kriegte er eine Ohrfeige, daß er das Feuer im Elsaß sah und dazu die Schwelle in Bern rauschen hörte, und vernahm den kurzen Befehl, er solle sich an seine Arbeit machen, damit sie endlich fertig werde.

Kein Wunder, daß ihm das Anna Mareili beim Abschied versichert, es sei schon zufrieden, wenn es erst mal seinen Rücken sehe — und wird doch kurz darauf seine Frau; denn grad eine solche hat sich der Joggeli gesucht.

Gotthelfs Geistesverwandter, sein Stammesgenosse

und Amtsbruder ist der badische Alemanne Heinrich Hansjakob, auch er gleich Keller und Gotthelf deutsch bis in den Kern und von knorrigem Gepräge. Aber im deutschen Südwesten ist das rassische „Geschiebe“, um einen geologischen Vergleich nutzbar zu machen, so vielfach durchsetzt und überschichtet, daß es verfrüht wäre, die Sonde der rassischen Untersuchung in jedem Fall anzusetzen.

Aus diesem Grunde spielten die älteren Stufen des Schrifttums eine erhebliche Rolle: die Edda, das Waltharilied, Parsifal, Walther von der Vogelweide, die französischen fabliaux, Rabelais und Don Quichote. Gewiß, wir finden die zitierten Reden und Vorgänge nicht mehr so erschütternd komisch, wie es die Zeitgenossen taten. Allenthalben sind seitdem die Lebensansprüche gestiegen, auch die des Lachreizes. Aber die völkischen Verhältnisse und in ihnen die rassischen waren einfacher und übersichtlicher, und sie spiegelten sich deutlicher und faßlicher in dem Gedankengut des Mittelalters.

Aus dem gleichen Grunde wurden jene Landschaften besonders hervorgehoben, in denen sich auch der Humor — nicht umsonst spricht man von einem „urwüchsigen“ Humor — aus einer jahrtausendalten, wurzelstarken bäuerlichen Überlieferung nährt, die bis in die Gegenwart lebendig blieb, der niedersächsische Siedlungsraum der fälischen und nordischen Rasse, der bayerische der Dinarier.

In diesem Sinn war München angeführt worden als eine Stadt bäuerlichen Charakters und zugleich eine Heimstätte des Humors. Aber hat da nicht auch Berlin seine besondere Note? Ohne Zweifel, aber ihm fehlt jener einheitliche Rasseboden. Zu einer wendisch-slawischen Bevölkerung gesellten sich im Mittelalter, von Süden her zuwandernd, als Herren und Gestalter die nordisch-germanischen Kulturpioniere und Staatsbildner.

Die vertriebenen Hugenotten, denen Berlin im 17. Jahrhundert eine neue Heimat wurde, in Frankreich gewiß die nordischeren Franzosen, brachten doch die westische Beweglichkeit, Gesprächsfreude und Schlagfertigkeit mit — man denke nur an Theodor Fontane — von den



Abb. 49. The Phœnicians. B.C. 100.
Many years prior to the Roman invasion the Phœnicians, a business-like race of people who came from a country of Asia at the East of the Mediterranean, traded with the Ancient Britons for lead and tin.

„Viele Jahre vor dem Einfall der Römer kam eine geschäftstüchtige Rasse aus dem östlichen Mittelmeergebiet. Es waren die Phönizier, und sie handelten von den alten Briten Blei und Zinn ein."

(Humours of History. 160 Drawings by A. Moreland. Printed and published by The Daily News Ltd. London.)

Der Humor dieser Karikatur besteht nicht nur in dem zeitlich Unmöglichen, dem Anachronismus: Regenschirm, Toilettenspiegel, Zinnhüttenwerke im Hintergrund, sondern auch in dem rassisch sicher erfaßten Gegensatz zwischen den ostisch aufgefaßten stupsnasigen Tölpeln von Kelten und den gerissenen Kaftanschacherern.

Juden ganz abgesehen, die seit Moses Mendelsohn ihr Ghetto verließen und späterhin einen ebenso unerwünschten wie unerhört anwachsenden Zuzug aus dem Osten erfuhren.

Im ganzen entstand ein Menschenschlag, tatenfroh, nüchtern, keß und mundfertig — schon Goethe nannte ihn einen „verwegenen". Natürlich gibt es keineswegs so etwas wie den „Urberliner" als das Züchtungsergebnis seiner Umgebung. Aber es gibt eine besondere und erkennbare geistige Atmosphäre Berlins, für die nicht der Humor, sondern der Witz und zwar ein schmissiger, schlagfertiger und oft schnoddriger Witz kennzeichnend ist.

Er ist nicht von heute und nicht zuletzt in der werktätigen Schicht zu Hause. Seine dramatische Gestaltung erfuhr er vor bald hundert Jahren in Friedrich Beckmanns Posse „Der Eckensteher Nante im Verhör". Die Komik des folgenden Auftritts wird hauptsächlich durch Wortwitze und Kalauer und durch eine zwar nicht bösartige, aber durch den liberalistischen Geist des Jahrhunderts ermunterte Opposition gegen die Obrigkeit bestritten, die sich selber freilich volksfremd genug verhielt. In der Folgezeit kam es zu bedenklicheren Formen, etwa in Gerhard Hauptmanns „Biberpelz" oder in den Karikaturen Heinrich Zilles. (S. Abb. 50.)

Aktuar: Also Nante ist Sein Vorname?

Nante: Ja, Herr Kriminell, aber egentlich schwebt darüber noch een gewisses Duster, denn ick bin nich janz fest überzogen, ob ich Jottlieb, oder aber ooch, ob ick vielleicht Nante heeßen duhn duhe.

Aktuar: Na, das wird Er doch wissen?

Nante: Nee, Herr Kriminell, ick kann darüber keene Wissenschaft besitzen, denn ick bin egentlich ein geborner Zwilling; wir Strümpfe sind alle paarweise uf die Welt gekommen. Als wir beede nu gedoft wurden, wurde der eene Jottlieb und der andre Nante genannt; an diesen selftigen Dage war es aber sehr kalt, ick globe, wir hatten zwischen 28 bis 29 Zoll Frost. Beim zuhause dragen verfror eener



H. Zille

Abb. 50. Der Geburtstag des Reichspräsidenten.
„Jeht ihr nach den Hohenzollernpark? Wir bleiben beim Patrioten-willem, da kost der Punsch heite bloß en Sechser!"
(Ostische und ostbaltische Typen der untersten Großstadtschicht.)

von uns; nu bin ick nich recht sicher, bin ick der verfrur, oder bin ick vielleicht mein Bruder.

Aktuar: Das gehört nicht hierher.

Nante: Na, denn duhn Se et wo anders hin.

Aktuar: Schweig Er. — Geboren?

Nante (schweigt und spielt mit seinem Hut).

Aktuar: Nun! — Geboren?

Nante: Als wie ick?

Aktuar: Ja.

Nante: Herr Kriminell haben ja gesagt, des ick schweigen soll.

Aktuar: Dummkopf, jetzt soll Er sprechen. — Geboren?

Nante: Ja, ick schmeichle mir mit meinem Dasein.

Aktuar: Aber wo? Wo ist Er geboren?

Nante: Im Bullenwinkel.

Aktuar (ärgerlich): O Geduld!

Nante: Ne, Herr Kriminell, nich in de Geduld; wenn Sie globen, det ick in de Geduld jeboren bin, denn sind Sie schief gewickelt. Im Bullenwinkel im Hinterhause, drei Treppen hoch, vorne heraus; früher war's 'ne Kellerwohnung, jetzt steht ein Nußknacker, wollt ick sagen een Nußbohm vor de Dühre. (Wiederholend diktierend.) Vor — de — Dühre.

Aktuar: Hat Er Eltern?

Nante: Ja, Herr Kriminell, zwee Stück, eenen Vater und eene Mutter; die Mutter von mütterlicher Seite hat sich vor kurzem zu Tode gestorben, der Vater aber hat bis an sein Ende gelebt.

Aktuar (den Kopf schüttelnd): Sein Alter?

Nante: Och Strumpf.

Aktuar: Was sagt Er da!

Nante: Nun ja, es war ja mein richtiger Vater. Wenn ick nu Strumpf heeße, denn wird mein Alter doch ooch Strumpf heeßen.

Aktuar (ärgerlich): Ei, das meine ich ja nicht, ich frage, wie alt Er ist?

Nante: Ach, uf die Art. Vor zwee Jahren war ick vierzig. Alleweile geh ick int einundvierzigste.

Aktuar: Was?

Nante: Nu ja, zwee Jahre kann ick doch nich rechnen, die bin ick auswärts gegangen; ick war nehmlich int Ausland verrissen gewesen, mit eenen enzelnen Herrn als Chambergarniste.

Aktuar: Was war Sein Vater?

Nante: Ja, mein Vater war, eh' er verschied, verschieden; des Morgens war er Milchfrau, des Nachmittags Kegeljunge in Pankow, und des Abends Stammgast bei Rennebohms [1]).

[1]) Einst eine bekannte Tabagie in Berlin.

Besonders bezeichnend ist, wie sich der Berliner Volkswitz an den Denkmälern der Reichshauptstadt übt: Karl IV. soll sehr hartnäckig in Geldausgaben gewesen sein. Er hält die Hand auf eine Tasche und sagt:

„Ne, mein Sohn — Jeld jeben is nich.“

Von den nicht sehr geglückten Figuren auf der Potsdamer Brücke wurden unzählige Witze erzählt. Röntgen, der einen runden Apparat in der Hand hält und ihn sinnend betrachtet, wird nachgesagt, er halte eine Insektenpulverspritze und denke:

„Ob det nu gegen die Biester helfen wird?“

(Hans Ostwald: „Der Urberliner.“ Vlg. Paul Franke, Berlin.)

„Www — wo ist denn hhier die Stottererschule?“ wird einer gefragt. Und die Antwort: „Mensch, du kannst et ja.“

„Ich möchte gern in den Zoo von hier aus.“

„Als wat denn?“

Glücklicherweise ist der Berliner im Straßenverkehr höflicher, als es die Scherze über dieses Kapitel vermuten lassen.

Gedanken und Beispiele, wie wir sie soeben zum Abschluß streiften, stehen wohl in einem lockeren Randverhältnis zum Thema, aber man könnte sich auch ohne sie behelfen. Denn auf Vollständigkeit kam es nicht an, weder in der Abstufung der Anlässe und Erscheinungsform des Gelächters: Ironie, Spott, Hohn, Satire, Zynismus, Spaß, Groteske, Ulk — noch in der restlosen Aufzählung rassischer Möglichkeiten. Von den Innerasiaten, den Mongolen und Malayen — war ebenso wenig die Rede wie von den Eskimos, den Indianern oder den Australnegern. Sie haben nichts oder so gut wie nichts mit dem deutschen Volkstum zu tun. Dieses aber stand im Mittelpunkt der Betrachtung, die freilich weit über seine Ränder hinausgreifen mußte. Aber die Aussichtswarte mußte mitten im Raume des deutschen Volkes liegen, nicht, weil es nun einmal das unsrige ist, sondern

weil in dem Blutlauf seines Geäders das lebendige Herz Mitteleuropas und des gesamten Abendlandes pulsiert.

Sollte aber umgekehrt erwartet werden, daß ein Thema „Rasse und Humor" eben vom Humor handeln müsse und nur von diesem, so ist dazu zu sagen, daß freilich der Humor zum Ausgangspunkt und Maßstab gemacht wurde und zwar als ein seelisches Erbteil der nordischen Rasse. Aber um seinen besonderen Eigenwert klar herauszustellen, mußte man ihn vor seiner naturgegebenen Folie zeigen, von der er sich in scharf umrissener Kontur abhob. Dies war die Komik, nicht die Komik als das lachenzeugende Element schlechthin, sondern — in enger Verbindung mit der Wortgeschichte — als die dem westischen Charakter gemäße Form der Heiterkeit, die sich in theaterhafter Schaustellung, in Maske, Verhüllung und Enthüllung gefällt. Die Komik ist wort- und begriffsverwandt mit der Komödie.

Wie die fälisch-nordische Rassengruppe Ausgangsherd und treibende Kraftquelle der kulturverbreitenden Wanderungen über den Erdkreis hin wurde, so strahlt auch der Begriff Humor, der in ihrer Mitte beheimatet ist, von ihr aus in die Weite. Um ihn faßlich zu machen, wurde ihm also die westische Komik als Gegenpol gegenübergestellt. Hier die kühn ausgreifende Überbrükkung der Spanne zwischen Idee und Realität, Wesen und Wirklichkeit, Wollen und Vollbringen, dort der Gegensatz zwischen gespielter und gelebter Wirklichkeit, hier im Verhalten zwischen Mann und Weib zarte Schalkhaftigkeit oder deftige Gelassenheit, dort prunkhafter Hahnenstolz oder pikante Erotik, hier Treue zur Wirklichkeit auch im Kleinen, welche die Verschwisterung von Komik und Tragik als lebensgesetzliche Tatsache hinnimmt, — Shakespeare ist das große Beispiel — dort eine logisch erklügelte und mathematisch abgezirkelte Scheidung zwischen Komik und Tragik.

Es wurde gezeigt, wie zu dem trockeneren Humor des Nordens sich von Süden her der saftigere, derbe und beschwingte der Dinarier gesellt. Der ostische Einschlag kennzeichnete sich durch stillvergnügtes, pfiffiges Schmunzeln, das Insichhineinlachen, wie es L. F. Clauß in seinem Buch von der nordischen Seele nennt und wie er es in Bild und Wort dem Aussichherauslachen des nordischen Stils sehr anschaulich gegenüberstellt. Die ostbaltische Heiterkeit, die in das landschaftliche Gefälle des deutschen Humors nur in schmaleren Rinnsalen eindrang, zeichnete sich durch eine unausgeglichenere Mischung zwischen breiter Gutmütigkeit und nihilistischer Wurstigkeit und Brutalität aus.

Der Jude, dem im allgemeinen ein freies schallendes Gelächter fremd ist — listiges Augenblinzeln und Grinsen liegt seinem Wesen mehr — ist weder als Objekt noch als Subjekt des Lachens spurlos an der deutschen Seele vorbeigegangen. Aber es ist nicht so, daß seine Einwirkungen in rassischen Kräften wurzeln, etwa in dem Sinne der westischen oder der dinarischen Einflüsse. Die Regungen, die von ihm ausgehen, sind auch auf dem Gebiet des Komischen gegenrassisch und rassengenerisch, sie sind nicht zusätzlicher, sondern zersetzender und ätzender Natur, in ihren Folgen sehr nachhaltig, aber eben deshalb dem deutschen Volkskörper in seiner Gesamtheit um so schädlicher. „O du armer Christe!" rief Goethe aus „wie wird es dir ergehen, wenn der Jude nach und nach Deine schnurrenden Flügel umsponnen haben wird". Es ist nicht die einzige Stelle, in der er sich mit dem Judentum auseinandersetzt, und jedesmal werden die rassischen Abwehrkräfte in ihm wach. Wenn auch seine Zeit noch nicht reif dafür war, den Maßstab der Rasse auf menschliche Verhältnisse anzuwenden, und wenn er auch andererseits den Begriff Humor infolge des Unfugs, den die Romantiker vielfach mit ihm und mit

dem der Ironie trieben, bedenklich fand, so weit man ihn hemmungslos vorwalten lasse, so überwölbt sein umfassendstes Werk, der Faust, doch beide, Humor und Rasse, und setzt sie unbewußt in Beziehung zueinander. Charakteristisch ist der Weg, den er selber durchmessen hatte, bis er das faustische Drama in Angriff nahm, ein Weg, der ihn von der hausbackenen, dünnen und kümmerlichen Witzelei der Gottschedschen Schule in Leipzig über die prickelnde und schäkernde westische Pikanterie französischen Stils zum wachsenden Verständnis eines knorrigen und handfesten Humors von nordisch-fälischem Schrot und Korn führte. Ihn lernte er in den Schriften des Hans Sachs und in den deutschen Volksbüchern kennen, zwei Quellen, die für die Gedankenführung, die Form und den humoristischen Stil des Faust ausschlaggebend wurden.

Daß ein rassischer Zweikampf in dem Konflikt zwischen Faust und Mephisto ausgefochten wird, ein Ringen zwischen dem nordischen Menschen mit seinem unstillbaren Hunger nach Erlebnis, Erkenntnis und Tat, und dem Gegenrassigen, der ihn in Genuß, Trägheit, Stumpfsinn und Reue ersticken möchte, zwischen kühner Aufrichtigkeit des Denkens und zweideutiger Scheinlogik, hat schon Hans F. K. Günther in seinem „Ritter, Tod und Teufel" ausgesprochen.

Aber dieser Kampf spielt sich ab im Lichte des Humors, eines Humors, der bald grob und irdisch im Alltag lebendig ist, so, wenn in Auerbachs Keller die Zechkumpane ihre Sauflieder grölen, wenn die lüsterne Martha Schwertlein ihre Heiratsfallen so hinterlistig aufstellt, daß Satan selbst auf der Hut sein muß, der sich bald in kosmische Weite überhöht, so in den großen Szenen der deutschen und der klassischen Walpurgisnacht.

Am kühnsten aber spannt sich der Bogen des nor-

dischen Humors als Phantasiebrücke zwischen Himmel und Hölle, Gut und Böse, den ewig Getrennten in dem „Prolog im Himmel“. Kann ein Gegensatz humoristischer empfunden werden, als wenn Mephisto, von Gottvater zur Audienz zugelassen, vor sich hin spricht:

„Von Zeit zu Zeit seh' ich den Alten gern
Und hüte mich, mit ihm zu brechen.
Es ist doch nett von einem hohen Herrn,
So menschlich mit dem Teufel selbst zu sprechen.“

Und Gott selber zeigt wohlwollendes Verständnis für die Kobolde des Gelächters, selbst wenn sie diabolischer Herkunft sind:

„Von allen Geistern, die verneinen,
Ist mir der Schalk am wenigsten verhaßt.“

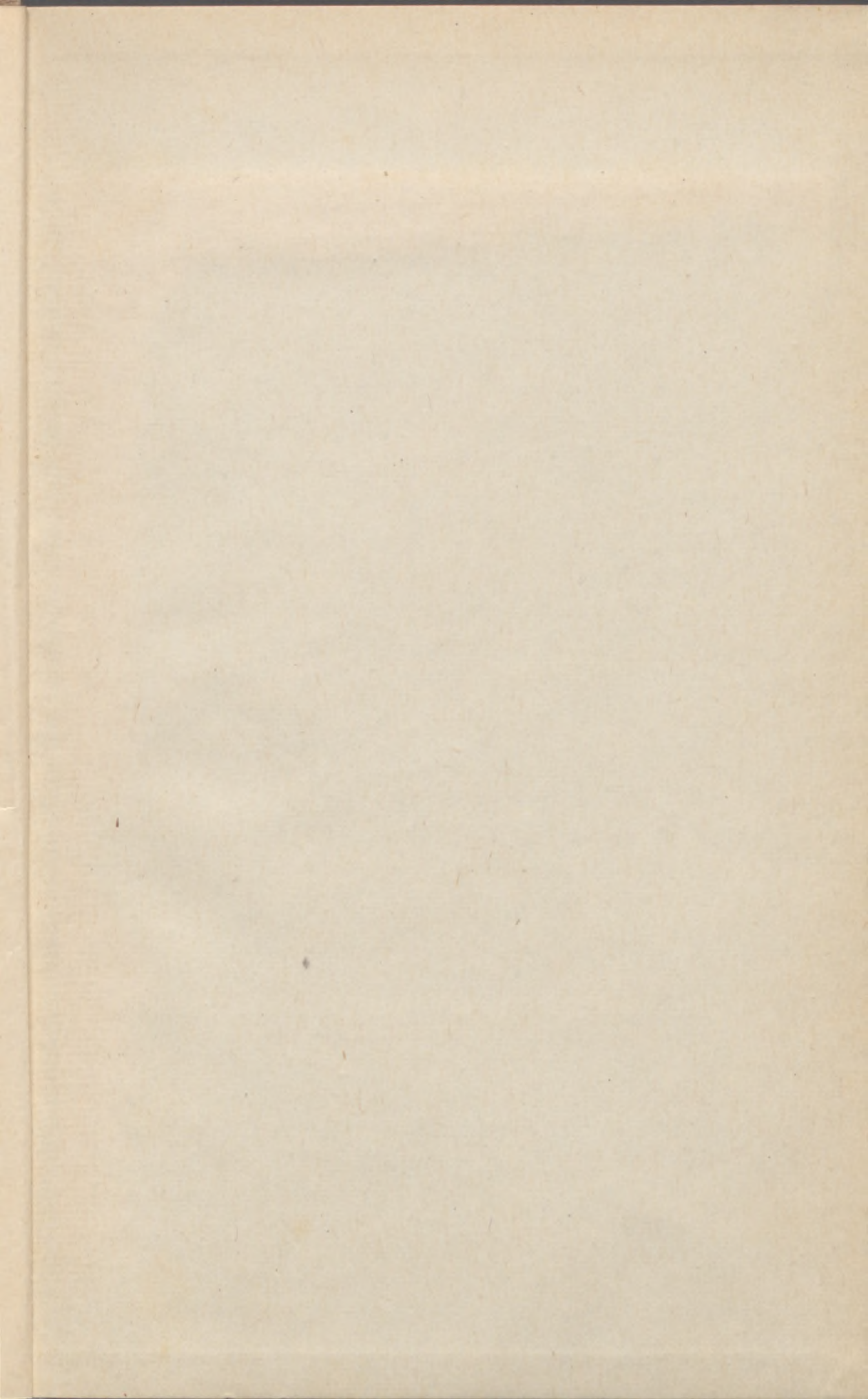
Wenn Goethe gelegentlich feststellt: „Nicht jeder Humor befreit die Seele“, — so spricht er damit trotz der Einschränkung die nordische Auffassung vom Humor als einer seelenlösenden Kraft aus.

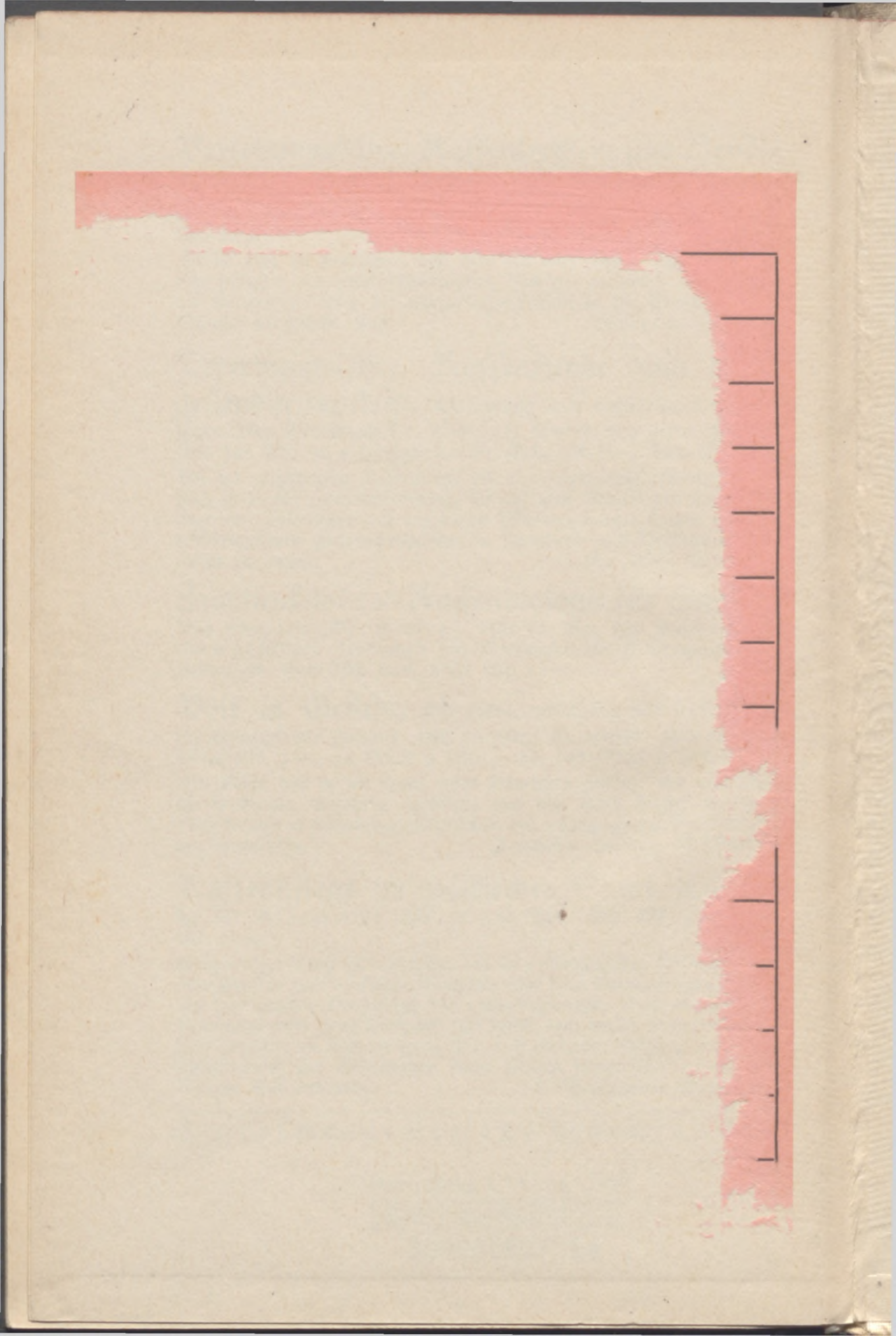
Und in den „Maximen und Reflexionen“ gesteht er, daß der schöpferische Mensch seiner bedarf: „Der Humor ist eines der Elemente des Genies.“

Mit dieser deutschen Erkenntnis des deutschen Dichters möge das Buch ausklingen.

Namenverzeichnis.


Biblioteka Główna UMK
300050927284





st. 192 - 218
nie pożyczać do domu EJ